

**Ken Follett**

# Die Löwen

**Scanned by Luculus  
New Layout by baba**

Aus dem Englischen  
Von Günter Panske  
Umwelthinweis:  
Dieses Buch wurde auf  
chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.  
Die Einschrumpffolie - zum Schutz vor Verschmutzung—  
ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem  
PE-Material.  
Ungekürzte Lizenzausgabe  
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH  
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften

Copyright © 1986 by B. V. Holland Copyright Corporation (H.C.C.)  
Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 1986 und 2000  
by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, Bergisch Gladbach  
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln  
Einbandfoto: dpa  
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen  
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck  
Printed in Germany 2002  
Buch-Nr. 001753  
[www.derclub.de](http://www.derclub.de)  
[www.donauland.at](http://www.donauland.at)

Selbstverständlich gibt es mehrere Organisationen, die engagierte Ärzte nach Afghanistan schicken; *Medecins pour la Liberte* gehört nicht dazu, denn sie ist frei erfunden. Die Orte und Gebiete jedoch, die in diesem Buch beschrieben werden, sind durchaus real - bis auf die Dörfer Banda und Darg, die wiederum schriftstellerischen Phantasien entspringen. Und nicht zuletzt sind natürlich alle Personen, mit Ausnahme von Masud, fiktiv. Wer immer sich genauer über Afghanistan informieren will, wird in der Bibliographie genügend Anregungen finden. Ansonsten sollte niemand annehmen - wiewohl ich mich bemüht habe, den Hintergrund authentisch zu gestalten -, daß die Ereignisse in diesem Buch real seien: *Die Löwen* ist ganz und gar ein Werk meiner Phantasie und sollte daher nicht als Informationsquelle über Afghanistan zitiert werden.

K. F.

1 .....	5
2 .....	30
3 .....	43
4 .....	54
5 .....	90
6 .....	114
7 .....	137
8 .....	158
9 .....	193
10 .....	211
11 .....	237
12 .....	264
13 .....	280
14 .....	313
15 .....	328
16 .....	350
17 .....	369
18 .....	397
19 .....	424
20 .....	469

# 1

1981

DIE MÄNNER, DIE Ahmet Yilmaz töten wollten, waren Leute, die es bitterernst meinten. Es handelte sich um türkische Studenten, die in Paris im Exil lebten, und sie hatten bereits einen Attache an der türkischen Botschaft ermordet und das Haus eines hohen Angestellten der Turkish Airlines mit Feuerbomben belegt. Yilmaz suchten sie sich als nächstes Opfer aus, weil er, ein reicher Mann, die Militärdiktatur unterstützte und — Bequemerweise — in Paris wohnte. Sein Haus und sein Büro wurden gut bewacht, und seine Mercedes-Limousine war gepanzert, doch jeder Mann hat eine Schwäche, meinten die Studenten, und diese Schwäche ist für gewöhnlich Sex. Bei Yilmaz hatten sie damit Recht. Nach einigen Wochen eher flüchtigen Observierens waren sie im Bilde: Zwei- oder dreimal wöchentlich pflegte Yilmaz des Abends sein Haus zu verlassen, um in dem Renault-Kombi, den seine Bediensteten zum Einkaufen benutzten, zu einer Nebenstraße im 15. Distrikt zu fahren und dort eine schöne junge Türkin zu besuchen, die ihn liebte.

Die Studenten beschlossen, im Renault eine Bombe unterzubringen, während Yilmaz anderweitig beschäftigt war. Woher sie den Sprengstoff bekommen konnten, wußten sie: von Pepe Gozzi, einem der vielen Söhne des korsischen Paten Meme Gozzi. Pepe war Waffenhändler. Er verkaufte an jeden, zog jedoch politische Kunden vor, »weil« — wie er fröhlich einräumte — »Idealisten höhere Preise zahlen«. Er hatte den türkischen Studenten auch bei ihren beiden ersten Attentaten geholfen.

Allerdings hatte der Autobombenplan einen Haken. Zwar fuhr Yilmaz für gewöhnlich allein wieder nach Hause - aber es gab Ausnahmen. Manchmal führte er sein Mädchen zum Diner aus. Oft fuhr sie selbst im Renault davon und kehrte dann eine halbe Stunde später zurück mit Brot, Obst, Käse und Wein, augenscheinlich für eine gemütliche Mahlzeit. Mitunter lieh sie sich das Auto für ein oder zwei Tage aus, und Yilmaz fuhr in einem Taxi nach Hause. Die Studenten waren, wie alle Terroristen, Romantiker und scheuten sich, den Tod einer schönen Frau in Kauf zu nehmen, deren einziges >Verbrechen< darin bestand, einen Mann zu lieben, der ihrer nicht würdig war. Sie diskutierten dieses Problem auf demokratische Weise. Über Beschlüsse wurde abgestimmt, einen anerkannten Führer gab es nicht; doch war unter ihnen einer, dessen starke Persönlichkeit ihn dominieren ließ. Er hieß Rahmi Coskun, und er war ein Gutaussehender, leidenschaftlicher junger Mann mit einem buschigen Schnurrbart und einem gewissen, gleichsam ruhmsüchtigen Glanz in den Augen. Dank seiner Energie und seiner Entschlossenheit waren die ersten beiden Projekte allen Problemen und Risiken zum Trotz durchgeführt worden.

Rahmi schlug vor, einen Bombenexperten zu befragen. Zuerst missfiel den anderen dieser Gedanke. Wem man denn da vertrauen könne, wollten sie wissen. Rahmi schlug Ellis Thaler vor, einen Amerikaner, der sich selbst als Dichter bezeichnete, seine Brötchen jedoch mit Englischunterricht verdiente. Seine Kenntnisse über Sprengstoff hatte er als Wehrpflichtiger in Vietnam erworben. Rahmi kannte ihn seit etwa einem Jahr: Sie hatten beide für ein kurzlebiges Revolutionsblatt namens *Chaos* gearbeitet und außerdem eine Dichterlesung

veranstaltet, um Geld für die Palästinensische Befreiungsorganisation zu sammeln. Ellis Thaler schien Rahmis Zorn über das, was in der Türkei geschah, zu verstehen, auch seinen Haß gegen die dafür verantwortlichen Barbaren. Einige der anderen Studenten kannten Ellis flüchtig: Er hatte bei mehreren Demonstrationen mitgemacht, und sie hatten angenommen, er sei ein Student im höheren Semester oder ein junger Professor. Dennoch widerstrebte es ihnen, einen Nichttürken zu beteiligen; Rahmi beharrte allerdings auf seinem Standpunkt, und am Ende gaben sie nach. Ellis hatte die Lösung für ihr Problem sofort parat. Die Explosion müsse per Funk ausgelöst werden, erklärte er. Rahmi könne an einem Fenster vis-a-vis des betreffenden Appartements sitzen oder in einem am Straßenrand geparkten Auto, um den Renault im Auge zu behalten. In der Hand würde er einen kleinen Radiosender halten, nicht größer als ein Zigarettenspäckchen - so ein Ding, wie man es benutzt, um ein Garagentor elektronisch zu öffnen. Stieg Yilmaz allein in das Auto, konnte Rahmi die Bombe per Funksignal aktivieren, so daß sie dann beim Anlassen des Motors explodierte. Stieg jedoch das Mädchen ein, so drückte Rahmi nicht auf den Knopf, und die junge Dame konnte in gnädiger Unkenntnis davonfahren. Die Bombe allein war ungefährlich. »Kein Knopfdruck, kein Knall«, sagte Ellis. Rahmi gefiel der Vorschlag. Er fragte Ellis, ob er wohl bei der Herstellung der Bombe mit Pepe Gozzi zusammenarbeiten würde.

»Klar«, sagte Ellis. Dann gab's da noch einen Haken.

»Ich habe einen Freund«, sagte Rahmi, »der euch beide kennenlernen möchte, dich und Pepe. Um die Wahrheit zu sagen, das *muß* sogar sein, oder die ganze Sache fällt

ins Wasser, denn es ist dieser Freund, der uns das Geld gibt für Sprengstoffe und Autos und Bestechungen und Pistolen, einfach für alles.« Warum will er uns kennenlernen? wollten Ellis und Pepe wissen.

»Er möchte sicher sein, daß die Bombe funktionieren wird, und er möchte das Gefühl haben, daß er euch vertrauen kann«, sagte Rahmi entschuldigend. »Ihr braucht ihm nur die Bombe zu zeigen und ihm zu erklären, wie sie funktioniert. Dann schüttelt ihr ihm die Hand und lasst euch in die Augen sehen, und das ist ja wohl nicht zuviel verlangt von einem, der das Ganze überhaupt erst möglich macht, oder?«

»Soll mir recht sein«, meinte Ellis. Pepe zögerte. Zwar wollte er das Geld, das bei der Sache für ihn abfallen würde - denn auf Geld war er so versessen wie ein Schwein auf seinen Futtertrog -, doch hasste er es, neue Leute kennen zu lernen. Ellis nahm ihn beiseite. »Hör zu«, sagte er, »diese Studentengruppen kommen und gehen wie Frühlingsblumen, und Rahmi wird garantiert bald weggeweht sein. Aber wenn du diesen >Freund< kennst, dann kannst du mit dem auch noch Geschäfte machen, wenn's gar keinen Rahmi mehr gibt.«

»Da hast du recht«, sagte Pepe, der zwar kein Genie war, jedoch simpel dargelegte Geschäftsprinzipien durchaus kapierte. Ellis teilte Rahmi mit, Pepe sei einverstanden, und Rahmi vereinbarte mit beiden eine Zusammenkunft für den folgenden Sonntag. An jenem Morgen erwachte Ellis in Janes Bett. Er erwachte plötzlich und mit Angstgefühlen, wie aus einem Alptraum. Und Bruchteile von Sekunden später erinnerte er sich, warum er innerlich so angespannt war. Er warf einen Blick auf die Uhr. Es war noch früh. Im Geiste ging er seinen Plan durch. Falls alles gut ging, so bedeutete der heutige Tag die Krönung



für mehr als ein Jahr überaus geduldiger, sorgfältiger Arbeit. Und er würde seinen Triumph mit Jane teilen können — vorausgesetzt, daß er am Ende dieses Tages noch lebte. Er wandte den Kopf und betrachtete sie; er bewegte sich ganz vorsichtig, um sie nicht aufzuwecken. Sein Herz tat unwillkürlich einen Sprung, wie jedesmal, wenn er sie ansah. Sie lag flach auf dem Rücken; ihre Stupsnase wies zur Zimmerdecke, und ihr schwarzes Haar breitete sich über das Kissen wie die entfalteten Flügel eines Vogels. Er blickte auf ihren breiten Mund, auf die vollen Lippen, die ihn so oft und so üppig küßten. Die Morgensonne ließ den dichten blonden Flaum auf ihren Wangen erkennen - ihren >Bart<, wie er's nannte, wenn er sie aufziehen wollte. Es war ein seltenes Vergnügen, sie so friedlich ruhen zu sehen, das Gesicht entspannt und ausdruckslos. Normalerweise war sie voller Leben: lachend, stirnrunzelnd, grimassierend, Verblüffung, Zweifel oder Leidenschaft ausdrückend. Für gewöhnlich spiegelte sich in ihrer Miene ein spöttischer, fast schadenfroher Ausdruck, wie bei einem Lausbuben, der gerade einen besonders infernalischen Streich ausgeheckt hat. Nur wenn sie schlief oder angestrengt nachdachte, sah sie aus wie jetzt. Doch so liebte er sie am meisten, denn hinter ihrer ungeschützten Unbefangenheit ließ sich die träge Sinnlichkeit erahnen, die wie ein stetig loderndes Feuer in ihr brannte.

Wenn er sie so sah, juckte es ihn buchstäblich in den Händen, sie zu berühren. Das hatte ihn verblüfft. Als er sie kennen lernte, bald nach seiner Ankunft in Paris, hatte er sie für einen Typ gehalten, wie man ihn überall trifft in Großstädten unter den Jungen und Radikalen: Superaktive, die irgendwelchen Komitees vorsäßen und Kampagnen gegen die Apartheid und für die nukleare

Abrüstung organisierten; die Protestmärsche wegen El Salvador anführten oder gegen die Umweltvergiftung, Geld für die Verhungerten im Tschad sammelten oder talentierte junge Filmemacher förderten. Ihr gutes Aussehen, ihr Charme, ihr Enthusiasmus, all das zog andere an.

Er hatte sich ein paar Mal mit ihr verabredet, bloß, um genussvoll zuzuschauen, wie ein hübsches Mädchen ein Steak in sich hineinschlang. Und dann - wie es eigentlich geschehen war, wußte er nicht mehr genau - hatte er entdeckt, daß in diesem leicht reizbaren Mädchen eine leidenschaftliche Frau steckte, und er hatte sich in sie verliebt. Er ließ seinen Blick durch ihre kleine Atelierwohnung wandern. Mit Vergnügen gewährte er all die vertrauten Dinge, die der Wohnung ihren persönlichen Stempel aufdrückten: eine niedliche Lampe, deren Fuß aus einer kleinen chinesischen Vase bestand; ein Regal voller Bücher über Ökonomie und Weltarmut; ein großes weiches Sofa, in dem man versinken konnte; eine Fotografie ihres Vaters, eines gutaussehenden Mannes im Zweireiher (vermutlich aus den frühen sechziger Jahren); ein kleiner Silberpokal, den sie 1971, vor zehn Jahren, auf ihrem Pferdchen Dandelion gewonnen hatte. Damals war sie dreizehn, dachte Ellis, und ich dreiundzwanzig; und zu der Zeit, da sie ihre Ponyrennen im Hampshire gewann, habe ich den Ho-Tschi-Minh-Pfad vermint. Als er die Wohnung vor knapp einem Jahr zum ersten Mal gesehen hatte, war Jane gerade aus der Vorstadt hergezogen, und alles hatte reichlich karg gewirkt: nichts als eine kleine Mansarde mit einer Kochnische und einer Duschnische und einer Außentoilette. Nach und nach hatte Jane das Zimmer in ein behagliches Nest verwandelt. Als Dolmetscherin

(vom Französischen und Russischen ins Englische) verdiente sie gut, doch die Miete war ziemlich hoch — das Appartement lag in der Nähe des Boulevard St. Michel -, und so hatte sie nur Notwendiges, wenn auch Gutes angeschafft: genau den richtigen Mahagonitisch, ein antikes Bettgestell und einen Täbris-Teppich. Sie war das, was Ellis' Vater eine Klassefrau genannt hätte. Sie wird dir gefallen, Dad, dachte Ellis. Du wirst einfach hingerissen sein. Er drehte sich auf die Seite, ihr entgegen, und die Bewegung weckte sie auf, genau wie er's erwartet hatte. Ihre großen blauen Augen blickten für einen Sekundenbruchteil zur Zimmerdecke, dann sah sie ihn an, lächelte und rollte herüber in seine Arme. »Hallo«, flüsterte sie, und er küßte sie. Sofort wurde er steif. Eine Weile lagen sie zusammen, halb im Schlaf, sich ab und zu küssend; dann schwang sie ein Bein über seine Hüfte, und sie begannen einander zu lieben, träge, wortlos. Als sie ein Liebespaar geworden waren, liebten sie sich morgens, abends und oft auch noch am Nachmittag. Ellis hatte angenommen, ein solches Maß von Leidenschaft werde nicht von Dauer sein; er rechnete damit, daß der Reiz der Neuheit nach ein paar Tagen oder vielleicht ein paar Wochen verflogen wäre und sie sich dann auf das statistische Mittel von zweieinhalbmals pro Woche oder so beschränken würden. Er hatte sich geirrt. Ein Jahr später trieben sie es immer noch wie die Flitterwöchner. Sie wälzte sich über ihn, ließ ihr volles Gewicht auf seinem Körper ruhen. Ihre feuchte Haut klebte an seiner Haut. Er schlang seine Arme um ihren kleinen Körper und zog sie an sich, während er tief in sie hineinstieß. Sie spürte, daß er sich dem Orgasmus näherte, und sie hob ihren Kopf und sah ihn an, küßte ihn dann mit offenem Mund. Gleich darauf ließ sie ein leises,

eher stumpfes Stöhnen hören, und er spürte, wie sie in einem langen, sanften, wellenartigen Sonntagmorgenorgasmus kam. Sie blieb auf ihm liegen, noch immer halb im Schlaf. Er strich ihr übers Haar. Nach einer Weile bewegte sie sich. »Weißt du, welchen Tag wir heute haben?« murmelte sie.

»Sonntag.«

»Und an diesem Sonntag bist du dran mit dem Mittagessen.«

»Hatte ich nicht vergessen.«

»Gut.« Sie schwieg einen Augenblick. »Was wirst du mir denn bieten?«

»Steak, Kartoffeln, Erbsen, Ziegenkäse, Erdbeeren und Chantilly-Creme.« Sie hob den Kopf, lachte. »Das ist ja dein Standardmenü!«

»Das ist es nicht. Letztes Mal hatten wir grüne Bohnen.«

»Und das Mal davor hattest du's vergessen, und wir aßen außerhalb. Wie war's denn mit etwas Abwechslung auf deinem Küchenzettel?«

»He, nun mal langsam. Unsere Abmachung lautet, daß wir uns sonntags beim Kochen abwechseln. War aber nie die Rede davon, daß es jedesmal was anderes geben muß.« Sie erschlaffte wieder auf ihm, schien sich geschlagen zu geben. Die ganze Zeit über war in einem Winkel seines Gehirns ein Gedanke wach gewesen: was *er* heute zu tun hatte. Dabei würde er ihre unwissentliche Hilfe brauchen, und dies war der Augenblick, sie zu fragen. »Ich muß heute morgen Rahmi sehen«, begann er.

»Okay. Wir treffen uns dann später bei dir.«

»Du könntest da was für mich tun, falls es dir nichts ausmacht, etwas früher zu kommen.«

»Was?«

»Essen kochen. Nein! Nein! Ist bloß ein Witz. Ich möchte, daß du mir bei einer kleinen Verschwörung hilfst.«

»Sprich weiter«, sagte sie.

»Rahmi hat heute Geburtstag, und sein Bruder Mustafa ist in der Stadt, aber das weiß Rahmi nicht.« Falls dies klappt, dachte Ellis, werde ich dich nie wieder anlügen.

»Ich möchte, daß Mustafa bei Rahmis Lunchparty als Überraschung auftaucht. Aber ich brauche einen Komplizen.«

»Na, dann mal los«, sagte sie. Sie rollte von ihm herunter und saß aufrecht, mit gekreuzten Beinen. Ihre Brüste waren wie Äpfel, glatt und rund und fest. »Was habe ich zu tun?«

»Das Problem ist einfach. Ich muß Mustafa sagen, wohin er kommen soll, aber Rahmi hat sich noch nicht entschlossen, wo er essen will. Also muß ich die Nachricht Mustafa in allerletzter Minute zukommen lassen. Und Rahmi wird wahrscheinlich neben mir stehen, wenn ich anrufe.«

»Und die Lösung?«

»Ich *rufe dich* an. Und rede irgendwelches Zeug. Kannst du alles ignorieren, bis auf die Adresse. Ruf Mustafa an, gib ihm die Adresse und erkläre ihm, wie er hinkommt.« Als Ellis sich diesen Plan ausgedacht hatte, schien alles recht glaubwürdig zu klingen; jetzt hörte es sich an wie das wildeste Garn. Jane jedoch nahm's für bare Münze.

»Ist ja nichts weiter bei«, sagte sie.

»Gut.« Mit Mühe verbarg Ellis seine Erleichterung.

»Und nach dem Anruf — wie lange wird's da dauern, bis du zu Hause bist?«

»Eine knappe Stunde. Ich möchte mir die Überraschung nicht entgehen lassen, mich jedoch vor dem Lunch

drücken.« Jane sagte nachdenklich: »Dich haben sie eingeladen, mich dagegen nicht.« Ellis zuckte die Achseln. »Ist wohl so was wie 'ne Männerparty.« Er nahm den Schreibblock vom Nachttisch und schrieb *Mustafa* und die Telefonnummer. Jane stand auf und trat unter die Dusche. Sie drehte den Hahn auf. Unverkennbar hatte sich ihre Stimmung geändert.

»Warum bist du plötzlich sauer?« fragte Ellis.

»Ich bin nicht sauer«, erwiderte sie. »Nur missfällt mir manchmal die Art, wie deine Freunde mich behandeln.«

»Aber du weißt doch, wie Türken zu Mädchen sind.«

»Genau - zu *Mädchen*. Gegen respektable Frauen haben sie nichts, aber ich bin ja ein *Mädchen*.« Ellis seufzte.

»Es sieht dir eigentlich gar nicht ähnlich, daß du dich über das vorsintflutliche Verhalten von irgendwelchen Chauvinisten aufregst. Worauf willst du *wirklich* hinaus?« Sie überlegte einen Augenblick, nackt neben der Dusche stehend, und sie wirkte so unwiderstehlich, daß Ellis sie am liebsten auf der Stelle noch einmal genommen hätte. Sie sagte: »Ich will damit wohl ganz einfach ausdrücken, daß mir mein Status nicht gefällt. Ich bin an dich gebunden — schlafe mit keinem anderen, gehe nicht einmal mit anderen Männern aus. Du dagegen bist nicht an mich gebunden. Wir leben nicht zusammen. Meistens weiß ich nicht, was du tust oder wo du steckst, keiner von uns beiden kennt die Eltern des anderen ... Und das wissen die Leute, und deshalb behandeln sie mich wie ein Flittchen.«

»Ich finde, du übertreibst.«

»Das sagst du immer.« Sie begann sich zu duschen und knallte die Tür zu. Ellis nahm seinen Rasierapparat aus dem Schubfach, in dem er seine Sachen verstaut hatte, und fing an, sich am Küchenausguss zu rasieren. Diese

Auseinandersetzung führten sie nicht zum ersten Mal. Meist dauerte sie viel länger, und Ellis begriff sehr wohl, worum es Jane ging: Sie wollte mit ihm zusammenleben. Er wollte das auch, natürlich; er wollte sie heiraten und sich nicht mehr von ihr trennen. Aber er musste warten, bis dieser Auftrag erledigt war; das wiederum konnte er ihr natürlich nicht sagen, und so gab er Sprüche von sich wie: »Ich bin noch nicht bereit« und: »Alles, was ich brauche, ist Zeit«, und diese vagen Ausflüchte brachten sie in Rage. Sie fand, daß ein Jahr lange genug war, einen Mann zu lieben, der sich auf keinerlei Verpflichtungen seinerseits einließ. Natürlich hatte sie Recht. Doch wenn heute alles klappte, hatte er's praktisch geschafft. Nach der Rasur wickelte er seinen Rasierapparat in ein Handtuch und legte ihn wieder ins Schubfach. Jane kam aus dem Duschraum, wo er sie gleichsam ablöste. Wir sprechen kein Wort miteinander, dachte er; ist doch wirklich albern. Während er sich duschte, machte sie Kaffee. Rasch schlüpfte er in seine ausgeblaßten Jeans und in ein schwarzes T-Shirt und setzte sich ihr gegenüber an den kleinen Mahagonitisch. Sie schenkte ihm Kaffee ein und sagte: »Ich will ernsthaft mit dir reden.«

»Okay«, sagte er hastig. »Am besten beim Lunch — wie?«

»Warum nicht jetzt?«

»Ich habe jetzt keine Zeit.«

»Ist Rahmis Geburtstag wichtiger als unser Verhältnis?«

»Natürlich nicht.« Ellis registrierte seine eigene Gereiztheit, und eine warnende Stimme sagte ihm: *Sei sanft, du könntest sie verlieren.* »Aber ich habe es versprochen, und es ist wichtig, daß ich meine Versprechen halte, während es mir nicht ganz so wichtig

scheint, ob wir unser Gespräch jetzt führen oder später.« Janes Gesicht nahm einen entschlossenen, starrsinnigen Ausdruck an - wie stets, wenn man sie von einer Entscheidung abzubringen versuchte. »Für *mich* ist es wichtig, daß *wir jetzt* miteinander sprechen.« Einen Augenblick lang war er versucht, ihr auf der Stelle die ganze Wahrheit zu sagen. Aber ein solches Gespräch hatte er sich anders gedacht. Jetzt fehlte ihm die Zeit dazu, er war mit den Gedanken nicht bei der Sache und in keiner Weise darauf vorbereitet. Lieber später, wenn beide entspannt waren und er ihr sagen konnte, daß sein Job in Paris abgeschlossen sei. Und so sagte er: »Ich finde, du bist albern, und ich lasse mir von dir nicht die Pistole auf die Brust setzen. Bitte lass uns später miteinander reden. Ich muß jetzt gehen.« Er stand auf. Während er zur Tür ging, sagte sie: »Jean-Pierre hat mich gebeten, ihn nach Afghanistan zu begleiten.« Das kam so unerwartet, daß Ellis einen Moment lang völlig perplex war. »Ist das dein Ernst?« fragte er ungläubig.

»Allerdings.« Ellis wußte, daß Jean-Pierre Jane liebte. Genau wie ein halbes Dutzend weiterer Männer; das konnte bei einer solchen Frau nicht ausbleiben. Keiner dieser Männer war jedoch ein ernsthafter Rivale; zumindest hatte er das bis zu diesem Augenblick geglaubt. Allmählich gewann er seine Fassung zurück. Er sagte: »Du und mit solch einem Schwächling in ein Kriegsgebiet reisen - was soll der Unfug?«

»Das ist kein dummer Witz!« entgegnete sie heftig. »Ich spreche von meinem *Leben!*« Er schüttelte ungläubig den Kopf. »Du kannst nicht nach Afghanistan.«

»Warum nicht?«

»Weil du mich liebst.«



»Deswegen stehe ich noch lange nicht zu deiner Verfügung.« Wenigstens hatte sie nicht gesagt: *Nein, ich lieb'dich nicht*. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Eine lächerliche Situation: Nur noch ein paar Stunden, und er würde ihr alles sagen, was sie hören wollte. »Ich bin nicht dazu bereit«, erklärte er. »Wir reden über unsere Zukunft, und das ist kein Gespräch, das sich überstürzen lässt.«

»Ich werde nicht ewig warten«, sagte sie.

»Das verlange ich ja auch nicht von dir. Nur ein paar Stunden.« Er streichelte ihre Wange. »Lass uns nicht wegen ein paar Stunden streiten.« Sie stand auf und gab ihm einen Kuss, sehr fest, fast hart. Er sagte: »Du wirst nicht nach Afghanistan gehen, oder?«

»Weiß ich noch nicht«, sagte sie aufrichtig. Er wagte ein Lächeln. »Zumindest nicht vorm Lunch.« Sie erwiderte sein Lächeln und nickte. »Nicht vorm Lunch.« Er sah sie noch einen Augenblick an, dann ging er. Auf dem breiten Boulevards der Champs-Elysees wimmelte es von Touristen und Einheimischen, die ihren Morgenspaziergang machten, sich wie Schafherden in der warmen Frühlingssonne tummeln und sämtliche Straßencafes füllten. Ellis stand in der Nähe des Treffpunkts, mit einem Rucksack, den er in einem billigen Koffergeschäft gekauft hatte. Er sah aus wie ein Amerikaner auf Tramptour durch Europa. Daß sich Jane ausgerechnet diesen Morgen für eine solche Konfrontation ausgesucht hatte! Sie würde unentwegt vor sich hinbrüten und eine Stinklaune haben, wenn er wiederkam. Und er würde eine Weile brauchen, bis er ihr gesträubtes Gefieder wieder geglättet hatte. Er verdrängte Jane aus seinen Gedanken und konzentrierte sich auf die vor ihm liegende Aufgabe. Es gab zwei Möglichkeiten,

was die Identität von Rahmis >Freund< betraf, der die kleine Terroristengruppe finanzierte. Die erste bestand darin, daß es sich um einen reichen, freiheitsliebenden Türken handelte, der, aus politischen oder persönlichen Gründen, Gewalt gegen Militärdiktaturen und deren Befürworter für gerechtfertigt hielt. In diesem Fall wäre Ellis enttäuscht gewesen. Die zweite Möglichkeit bestand darin, daß es sich um Boris handelte.

>Boris< war eine legendäre Gestalt in den Kreisen, in denen Ellis sich bewegte — unter revolutionären Studenten, unter den exilierten Palästinensern, den passionierten politischen Rhetorikern, den Herausgebern schlecht gedruckter Extremistenblätter, den Anarchisten und Maoisten und Armeniern und militanten Vegetariern. Es hieß, er sei Russe, ein KGB-Mann, der bereit sei, jedwede >linke< Gewalttat im Westen finanziell zu unterstützen. Viele bezweifelten, daß es ihn wirklich gab, vor allem diejenigen, die vergeblich versucht hatten, für ihre Heldentaten Geld von den Russen zu kriegen. Doch Ellis hatte seine Beobachtungen gemacht. Von Zeit zu Zeit kam es vor, daß zum Beispiel eine Gruppe, die monatelang gejammt hatte, sie könne sich nicht einmal ein Kopiergerät leisten, mit einem Schlag aufhörte, von den fehlenden Finanzen zu quasseln, und plötzlich sehr sicherheitsbewußt wurde; und dann, kurz darauf, gab es eine Entführung oder eine Schießerei oder eine Bombenexplosion. Zweifellos, davon war Ellis überzeugt, gaben die Russen solchen Gruppen wie den türkischen Dissidenten Geld: Der Versuchung, auf so billige und praktisch risikolose Weise Unruhe zu stiften, konnten sie schwerlich widerstehen. Im übrigen finanzierten j a auch die USA in Mittelamerika Kidnapper und Mörder, und er konnte sich nicht

vorstellen, daß die Sowjetunion weniger Skrupel hatte als sein eigenes Land. Und da in diesem Beruf Banküberweisungen mehr als riskant gewesen wären, mußte es jemanden geben, der bar zahlte; folglich existierte da auch irgendeine Art Boris. Den wollte Ellis dringendst kennenlernen. Punkt zehn Uhr dreißig ging Rahmi vorüber. Er trug ein rosa Lacoste-Hemd und tadellos gebügelte braune Hosen. Er wirkte nervös. Er warf Ellis einen brennenden Blick zu, dann sah er wieder weg. Ellis folgte ihm im Abstand von zehn bis fünfzehn Metern, wie sie es vereinbart hatten. Im nächsten Straßencafé saß, muskulös und übergewichtig, Pepe Gozzi. Er trug einen schwarzen Seidenanzug, als habe er die Messe besucht, was wahrscheinlich sogar stimmte. Auf seinen Knien lag eine große Aktentasche. Er erhob sich und fiel gleichsam neben Ellis in Schritt, doch auf eine solche Weise, daß ein zufälliger Beobachter nicht wissen konnte, ob sie zusammengehörten oder nicht. Rahmi strebte hügelaufwärts, dem Arc de Triomphe entgegen. Ellis beobachtete Pepe aus den Augenwinkeln. Der Korse besaß einen geradezu animalischen Selbsterhaltungstrieb. Unablässig prüfte er, ob er beschattet wurde: Zum Beispiel blickte er, wenn sie eine Straße überquerten und wartend an der Ampel standen, auf denkbar natürlichste Weise den Boulevard zurück; oder er beobachtete, wenn sie einen Eckladen passierten, die Menschen, die sich hinter ihm in der diagonalen Schaufensterscheibe spiegelten. Ellis mochte Rahmi, Pepe jedoch nicht. Rahmi war ein aufrichtiger Mensch mit hohen Prinzipien, und die Menschen, die er tötete, hatten den Tod wahrscheinlich verdient. Pepe war völlig anders. Was er tat, tat er des Geldes wegen — und weil er zu plump und zu dumm war, sich im legalen

Geschäftsleben über Wasser zu halten. Drei Straßenzüge östlich vom Arc de Triomphe bog Rahmi in eine Nebenstraße ein. Ellis und Pepe folgten. Rahmi führte sie quer über die Straße und trat ins Hotel Lancaster. Das also war der eigentliche Treffpunkt. Ellis hoffte, das Rendezvous werde in einer Bar oder einem Restaurant im Hotel stattfinden: In einem der Öffentlichkeit zugänglichen Raum würde er sich sicherer fühlen. Nach der Hitze auf der Straße wirkte die marmorne Eingangshalle kühl. Ellis fröstelte leicht. Ein Kellner im Frack musterte missbilligend seine Jeans. Rahmi trat in den winzigen Fahrstuhl am Ende des L-förmigen Foyers. In einem Hotelzimmer also. Nun gut. Ellis folgte Rahmi in den Fahrstuhl, und Pepe quetschte sich hinter beiden rein. Während der Lift empor glitt, waren Ellis' Nerven zum Zerreißen gespannt. Im vierten Stock stiegen sie aus. Rahmi führte sie zu Zimmer 41 und klopfte. Ellis versuchte, eine ruhige und ausdruckslose Miene aufzusetzen. Die Tür öffnete sich langsam. Es war Boris. Das war Ellis klar in demselben Augenblick, da er ihn sah, und er empfand einen vibrierenden Triumph und gleichzeitig das kalte Schaudern von Furcht. Alles an dem Mann >sprach< gleichsam von Moskau, vom billigen Haarschnitt bis zu den soliden, praktischen Schuhen; der harte Blick, mit dem er alles taxierte, und der brutale Zug um seinen Mund verrieten den unverkennbaren Stil des KGB. Dieser Mann war nicht wie Rahmi oder Pepe; er war weder ein hitzköpfiger Idealist noch ein dreckiger Mafioso. Boris war ein professioneller Terrorist mit einem Herzen aus Stein, der keine Sekunde zögern würde, jedem der drei Männer, die jetzt vor ihm standen, das Gehirn zu durchlöchern. Nach dir habe ich lange gesucht, dachte Ellis. Boris musterte

die Männer einen Moment lang durch die halboffene Tür, mit der er seinen Körper schützte. Dann trat er zurück und sagte auf französisch: »Treten Sie ein.« Sie betraten das Wohnzimmer einer Suite. Es war recht exquisit ausgestattet und möbliert mit Stühlen, etlichen Tischen und einem Schrank, die aus dem 18. Jahrhundert zu stammen schienen. Auf einem zierlichen, krummbeinigen Tisch fanden sich eine Stange Marlboro-Zigaretten und ein Liter zollfreien Brandys. Eine halbgeöffnete Tür am anderen Ende des Zimmers führte ins Schlafzimmer. Rahmi stellte sie vor, ebenso flüchtig wie nervös. »Pepe. Ellis. Mein Freund.« Boris war breitschultrig und trug ein weißes Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln, die fleischige, behaarte Unterarme freiließen. Seine blauen Serge-Hosen waren für dieses Wetter viel zu dick. Über einem Stuhlrücken hing ein kariertes Jackett in Schwarz und Braun, das in keiner Weise zu den blauen Hosen passte. Ellis stellte seinen Rucksack auf dem Teppich ab und setzte sich. Boris deutete auf die Brandyflasche. »Ein Drink?« Ellis wollte keinen Brandy, nicht um elf Uhr vormittags. Er sagte. »Ja, bitte - Kaffee.« Boris maß ihn mit einem harten, feindseligen Blick, dann sagte er: »Wir werden alle Kaffee trinken«, und trat ans Telefon. Er ist gewohnt, daß ihn jeder fürchtet, dachte Ellis; daß ich ihn als Ebenbürtigen behandle, missfällt ihm. Rahmi hatte unverkennbar Angst vor Boris. Während der Russe den Zimmerservice anrief, fingerte Rahmi nervös an seinem rosa Polohemd, öffnete und schloss den obersten Knopf. Boris legte auf und sprach Pepe an. »Ich freue mich, Sie kennen zu lernen«, sagte er auf französisch. »Ich glaube, wir können einander helfen.« Pepe nickte wortlos. Er saß vorgebeugt auf dem samtbezogenen Stuhl, und sein mächtiger Körper nahm sich auf dem hübschen

Möbelstück sonderbar verletzlich aus, als könne es *ihn* zerbrechen. Pepe hatte viel mit Boris gemein, dachte Ellis: Sie sind beide starke Männer, ebenso rücksichtslos wie leidenschaftslos. Wäre Pepe Russe, so wäre er beim KGB; und wäre Boris Franzose, so wäre er in der Mafia.

»Zeig mir die Bombe«, sagte Boris. Pepe öffnete seine Aktentasche. Sie war voller Blöcke aus einer gelblichen Substanz, jeweils etwa 30 Zentimeter lang und etliche Zentimeter im Durchmesser. Boris kniete sich auf den Boden neben der Tasche und strich mit dem Zeigefinger über eine der Stangen. »Ich nehme an, dies ist C 3«, sagte er zu Pepe. Pepe nickte.

»Wo ist der Mechanismus?« Rahmi sagte: »Den hat Ellis in seinem Rucksack.« Ellis sagte: »Nein, habe ich nicht.« Für einen Augenblick wurde es im Raum ganz still. Ein Ausdruck von Panik trat in Rahmis hübsches, junges Gesicht. »Was soll das heißen?« fragte er aufgeregt. Sein verängstigter Blick huschte von Ellis zu Boris und wieder zurück. »Du hast gesagt... Ich sagte dir, er würde —«

»Halt's Maul«, sagte Boris scharf. Rahmi verstummte. Boris sah Ellis fragend an. Ellis sprach mit einer lässigen Gleichgültigkeit, die er nicht empfand. »Ich fürchtete, dies könne eine Falle sein, und so habe ich den Mechanismus zu Hause gelassen. Er kann schon in wenigen Minuten hier sein. Ich brauche nur mein Mädchen anzurufen.« Boris starrte ihn mehrere Sekunden lang an. Ellis erwiderte den Blick so kühl wie möglich. Schließlich sagte Boris:

»Warum haben Sie geglaubt, dies könnte eine Falle sein?« Ellis fand, daß jeder Versuch, sich zu rechtfertigen, ihn in die Defensive bringen würde. Außerdem war es eine dummliche Frage. Er maß Boris mit einem arroganten Blick, zuckte dann die Achseln und

schwieg. Boris fuhr fort, ihn zu mustern. Schließlich sagte er: »Ich werde den Anruf machen.« Ellis wollte protestieren, doch er unterließ es. Diese Entwicklung hatte er nicht erwartet. Äußerlich blieb er gelassen, versuchte es jedenfalls; innerlich kochte er vor Zorn. Wie würde Jane auf die Stimme eines Fremden reagieren? Und was, wenn sie überhaupt nicht da war, wenn sie sich entschlossen hatte, auf ihr Versprechen zu pfeifen? Er bedauerte, sie überhaupt eingeschaltet zu haben. Aber jetzt war es zu spät.

»Sie sind ein vorsichtiger Mann«, sagte er zu Boris.

»Genau wie Sie. Welche Telefonnummer haben Sie?« Ellis nannte sie ihm. Boris schrieb die Nummer auf den Notizblock neben dem Telefon und begann zu wählen. Die anderen warteten schweigend. Boris sagte: »Hallo. Ich rufe wegen Ellis an.« Vielleicht würde die unbekannte Stimme sie gar nicht so sehr irritieren, ging es Ellis durch den Kopf, sie erwartet ja ohnehin einen etwas absonderlichen Anruf. *Ignoriere alles außer der Adresse*, hatte er zu ihr gesagt.

»Was?« fragte Boris gereizt, und Ellis dachte: Ach du Scheiße, was quasselt sie denn jetzt? »Ja, bin ich, aber lassen wir das«, sagte Boris. »Ellis möchte, daß Sie den Mechanismus zum Hotel Lancaster in der Rue de Berri bringen, Zimmer 41.« Wieder trat eine Pause ein. Halt dich an die Spielregeln, Jane, dachte Ellis.

»Ja, es ist ein sehr nettes Hotel.« Hör mit der Quasselei auf! Sag dem Kerl bloß, daß du's tun wirst — bitte!

»Danke«, sagte Boris und fügte sarkastisch hinzu: »Sie sind äußerst liebenswürdig.« Dann legte er auf. Ellis versuchte sich den Anschein zu geben, als habe er von vornherein keinerlei Probleme erwartet. Boris sagte: »Sie wußte, daß ich Russe bin. Wie erklärt sich das?« Einen

Moment lang war Ellis verblüfft; dann ging ihm ein Licht auf. »Sie ist Linguistin«, sagte er. »Sie kennt sich mit Akzenten aus.« Zum ersten Mal meldete sich Pepe zu Wort. »Während wir auf diese Fotze warten, können wir uns doch schon mal das Geld ansehen.«

»Okay.« Boris ging ins Schlafzimmer. Kaum war er verschwunden, zischte Rahmi Ellis zu: »Ich wußte nicht, daß du diesen Trick durchziehen würdest!«

»Natürlich nicht«, sagte Ellis und gab sich gelangweilt. »Hättest du gewusst, was ich vorhatte, wäre meine Sicherheitsmaßnahme ziemlich im Eimer gewesen, oder?« Boris kam mit einem großen braunen Umschlag zurück, den er Pepe reichte. Pepe öffnete ihn und begann, Hundert-Francs-Scheine zu zählen. Boris riss die Stange Marlboro auf und steckte sich eine Zigarette an. Ellis dachte: Hoffentlich lässt sich Jane keine Zeit mit dem Anruf bei >Mustafa<. Ich hätte ihr sagen sollen, daß es wichtig ist, die Nachricht sofort weiterzugeben. Nach einer Weile sagte Pepe: »Es ist alles da.« Er steckte das Geld wieder in den Umschlag, klebte ihn zu und legte ihn auf einen Seitentisch. Mehrere Minuten lang saßen die Männer schweigend herum. Boris fragte Ellis: »Wie weit von hier wohnen Sie?«

»Eine Viertelstunde, auf einem Motorroller.« Es klopfte an die Tür. Ellis' Muskeln spannten sich.

»Sie ist schnell gefahren«, sagte Boris. Er öffnete die Tür. »Kaffee«, sagte er enttäuscht und ging wieder zu seinem Stuhl. Zwei Kellner in weißen Jacken schoben ein Wägelchen herein. Sie richteten sich auf, drehten sich um, und hielten beide eine Modell-D-MAB-Pistole in der Hand, die Standardwaffe der französischen Detektive. Einer der beiden sagte: »Keine Bewegung!« Ellis spürte, wie sich Boris' Muskeln zum Sprung spannten. Warum



waren da nur zwei Detektive? Falls Rahmi jetzt eine Dummheit machte und die Kerle auf ihn schossen, wäre die Verwirrung groß genug für Pepe und Boris, um die beiden Bewaffneten zu überwältigen - Die Schlafzimmertür flog auf, und zwei weitere Männer in Kellnerkleidung erschienen, genauso bewaffnet wie ihre Kollegen. Boris' angespannte Muskeln erschlafften, ein Ausdruck der Resignation zeigte sich auf seinem Gesicht. Plötzlich wurde Ellis bewusst, daß er die ganze Zeit über den Atem angehalten hatte. Er atmete aus in einer Art lang anhaltendem Seufzer. Alles war aus. Ein uniformierter Polizeibeamter betrat das Zimmer.

»Eine Falle!« rief Rahmi. »Dies *ist* eine Falle.«

»Halt's Maul!« sagte Boris, und wieder brachte seine rauhe Stimme Rahmi zum Schweigen. Er wandte sich an den Polizeibeamten. »Ich protestiere mit allem Nachdruck gegen diesen Übergriff«, fing er an. »Nehmen Sie bitte zur Kenntnis, daß —« Der Polizist schlug ihn mit behandschuhter Faust auf den Mund. Boris betastete seine Lippen, sah das verschmierte Blut auf seiner Hand. Sein Verhalten veränderte sich vollkommen. Offenbar war er sich bewusst, daß mit Bluffs hier wenig zu erreichen war. »Prägen Sie sich mein Gesicht ein«, sagte er mit einer Stimme, die buchstäblich Eiskälte auszustrahlen schien. »Sie werden es wieder sehen.«

»Aber wer ist der Verräter?« rief Rahmi. »Wer hat uns verraten?«

»Der«, sagte Boris und deutete auf Ellis.

»Ellis?« sagte Rahmi fassungslos.

»Der Anruf«, sagte Boris, »die Adresse.« Rahmi starrte Ellis an. Er sah aus, als sei er bis ins Mark getroffen. Eine Anzahl weiterer uniformierter Polizisten kam herein. Der Offizier deutete auf Pepe.

»Das ist Gozzi«, sagte er. Zwei Polizisten legten Pepe Handschellen an und führten ihn hinaus. Der Offizier blickte Boris an. »Wer sind Sie?« Boris gab sich gelangweilt. »Mein Name ist Jan Hocht«, sagte er. »Ich bin argentinischer Staatsbürger -«

»Schon gut«, sagte der Offizier angewidert. »Führt ihn ab.« Er blickte zu Rahmi. »Nun?«

»Ich habe nichts auszusagen!« erklärte Rahmi und gab seinen Worten einen heroischen Klang. Der Offizier ruckte kurz mit dem Kopf, und Rahmi wurden ebenfalls Handschellen angelegt. Während er hinausgeführt wurde, schien er Ellis mit Blicken durchbohren zu wollen. Die Festgenommenen wurden im Fahrstuhl hinuntergefahren, und zwar jeweils einzeln. Pepes Aktentasche und der Umschlag mit den Hundert-Francis-Noten waren in Plastik gehüllt. Ein Polizeifotograf kam herein und stellte sein Stativ auf. Der Offizier sagte zu Ellis: »Vor dem Hotel steht ein schwarzer Citroen DS.« Nach kurzem Zögern fügte er hinzu: »Sir.« Ich stehe wieder auf der Seite des Gesetzes, dachte Ellis. Schade nur, daß Rahmi mir im Grunde viel besser gefällt als dieser Polizist. Er fuhr im Fahrstuhl hinunter. Im Foyer des Hotels stand der Manager, in schwarzem Jackett und gestreiften Hosen, das Gesicht zu einer schmerzlichen Maske erstarrt, während unentwegt weitere Polizisten hereinmarschierten. Ellis trat hinaus in den Sonnenschein. Der schwarze Citroen parkte auf der anderen Seite der Straße. Vorn saß ein Fahrer, hinten ein Passagier. Ellis stieg hinten ein. Der Wagen fuhr zügig an. Der Passagier drehte sich zu Ellis herum und sagte: »Hallo, John.« Ellis lächelte. Irgendwie war es sonderbar, nach über einem Jahr wieder seinen richtigen Namen zu hören. Er fragte: »Wie geht's denn so, Bill?«

»Na jedenfalls fühle ich mich enorm erleichtert! Dreizehn Monate lang hören wir nichts von dir außer Forderungen nach mehr Geld. Dann kommt ein dringender Telefonanruf, in dem uns mitgeteilt wird, wir hätten innerhalb von vierundzwanzig Stunden ein lokales Festnahmekommando zu organisieren. Überleg mal, was es heißt, die Franzosen dazu zu bewegen, ohne ihnen den Grund dafür zu verraten! Das Kommando mußte sich in der Nähe der Champs-Elysees in Bereitschaft halten, hatte jedoch zu warten, bis die genaue Adresse telefonisch durchkam von einer unbekannten Frau, die nach Mustafa fragte. Und das ist alles, was wir wissen!«

»Es war die einzige Möglichkeit«, sagte Ellis entschuldigend.

»Wir mußten uns ganz schön tummeln — und außerdem bin ich jetzt allerhand Leuten hier einen Gefallen schuldig. Aber wir haben's geschafft. Erzähl mir also, ob's die Sache wert war. Wen haben wir im Sack?«

»Der Russe ist Boris«, sagte Ellis. Auf Bills Gesicht zeigte sich ein breites Grinsen. »Ich glaub', mich tritt ein Pferd. Dir ist Boris in die Falle gegangen? Ehrlich?«

»Ehrlich.«

»Mann, dann muß ich ihn irgendwie den Franzosen wegschnappen, bevor denen dämmert, wer das ist.« Ellis zuckte mit den Achseln. »Aus dem holt sowieso keiner viele Informationen raus. Das ist ein Überzeugter. Das Wichtige ist, daß wir ihn aus dem Verkehr gezogen haben. Es wird ein paar Jahre dauern, bis die einen vollwertigen Ersatzmann haben und der neue Boris seine Kontakte geknüpft hat. Bis es soweit ist, haben die eine Menge Sand im Getriebe.«

»Darauf kannst du Gift nehmen. Das ist eine Sensation.«

»Der Korse ist Pepe Gozzi, der Waffenhändler«, fuhr Ellis fort. »Er hat so ziemlich alles geliefert, was während der letzten paar Jahre bei Terroristenaktionen gebraucht wurde, in Frankreich wie auch in den anderen Ländern. Er ist es, den wir ausquetschen müssen. Schick einen französischen Detektiv zu einem Gespräch mit seinem Vater Meme Gozzi nach Marseille. Jede Wette, daß er herausbekommen wird: Der Alte war niemals damit einverstanden, daß sich die Familie auf politische Verbrechen einließ. Biete ihm einen Handel an - Immunität für Pepe, falls Pepe auspackt über die politischen Kriminellen, denen er Zeug verkaufte — die normalen Kriminellen braucht er nicht zu nennen. Meme wird einverstanden sein, weil das nicht als Verrat von Freunden gilt. Und wenn Meme einverstanden ist, ist es Pepe auch. Die französischen Gerichte wären auf Jahre hinaus ausgelastet.«

»Nicht zu fassen!« Bill schüttelte den Kopf. »An einem einzigen Tag schnappst du zwei der vermutlich wichtigsten Hintermänner des internationalen Terrorismus!«

»An einem einzigen Tag?« Ellis lächelte. »Es hat ein ganzes Jahr dazu gebraucht.«

»Jedenfalls hat sich's gelohnt.«

»Der junge Kerl ist Rahmi Coskun«, sagte Ellis. Er sprach schneller, weil da noch jemand war, dem er all dies erzählen wollte. »Rahmi und seine Gruppe sind verantwortlich für den Bombenanschlag auf die Turkish Airlines und für den Mord an dem Botschaftsattache davor. Wenn du die ganze Gruppe geschnappt hast, wirst du mit Sicherheit Beweismaterial finden.«

»Oder die französische Polizei wird sie zum Singen bringen.«

»Ja. Gib mir mal was zum Schreiben, damit ich die Namen und Adressen notieren kann.«

»Nicht nötig«, sagte Bill. »In der Botschaft wirst du mir einen vollständigen Bericht erstatten.«

»Ich komm' nicht mit zur Botschaft.«

»John, sei nicht so widerborstig.«

»Ich werde dir diese Namen geben, dann hast du alle wirklich wichtigen Informationen, selbst wenn ich unter ein Taxi geraten sollte oder was. Wenn nichts dazwischenkommt, treffen wir uns morgen früh, und ich liefere die Details nach.«

»Warum warten?«

»Ich habe eine Verabredung zum Lunch.« Bill rollte mit den Augen. »Nun ja, das sind wir dir wohl schuldig«, sagte er widerstrebend.

»Das finde ich auch.«

»Mit wem bist du denn verabredet?«

»Jane Lambert. Ihr Name war einer von denen, die du mir gabst, als du mich seinerzeit instruiertest.«

»Ich erinnere mich. Und ich weiß auch noch, was ich zu dir gesagt habe: Wenn du bei der landen kannst, wird sie dich mit jedem verrückten Linken, arabischen Terroristen, Baader-Meinhof-Anhänger und Avantgarde-Dichter in Paris bekannt machen.«

»Damit hat's auch geklappt — nur, ich hab' mich echt in sie verliebt.« Einen Augenblick lang sah Bill aus wie ein Banker aus Connecticut, dem eröffnet wird, sein Sohn werde die Tochter eines schwarzen Millionärs heiraten. Er wußte nicht, ob er sich darüber freuen oder ärgern sollte. »Ah, wie ist sie denn so?«

»Sie ist nicht verrückt, hat aber ein paar verrückte Freunde. Was kann ich dir sonst noch erzählen? Sie ist bildhübsch, blitzgescheit und märchenhaft im Bett. Sie ist

wunderbar. Sie ist die Frau, nach der ich mein Leben lang gesucht habe.«

»Nun, dann kann ich schon verstehen, warum du lieber mit ihr ein Tete-a-tete hast als mit mir. Was hast du denn so vor?« Ellis lächelte. »Eine Flasche Wein aufmachen, ein paar Steaks verteilen, ihr erzählen, daß ich mir meine Brötchen mit Terroristenfangen verdiene, und sie bitten, mich zu heiraten.«

## 2

TEAN-PIERRE BEUGTE sich über den Kautinentisch und betrachtete die Brünette mit einem leidenschaftlichen Blick. »Ich glaube, ich kann mich in Sie hineinversetzen«, sagte er teilnahmsvoll. »Ich weiß noch, wie ungeheuer deprimiert ich nach dem ersten Jahr meines Medizinstudiums war. Man hat das Gefühl, mehr Wissen in sich hineinstopfen zu müssen, als ein einzelnes Gehirn aufnehmen kann, und man weiß einfach nicht, wie man es bis zu den Prüfungen schaffen soll.«

»Genau das ist es«, sagte sie und nickte heftig. Sie war den Tränen nahe.

»Das ist ein gutes Zeichen«, versicherte er ihr. »Es beweist die richtige Einstellung. Die Unbekümmerten - die sind es, die durchfallen.« In ihren Augen schimmerte es feucht vor Dankbarkeit. »Meinen Sie das wirklich?«

»Ich bin mir da ganz sicher.« Sie betrachtete ihn liebevoll. Du würdest lieber mich genießen als dein Essen, wie? dachte er. Sie bewegte sich leicht, und am Hals klappte der Pulli auf, so daß man ihren BH sehen konnte. Einen Augenblick lang fühlte Jean-Pierre sich versucht. Im Ostflügel des Krankenhauses befand sich eine Wäschekammer, die nach halb zehn Uhr vormittags

niemals benutzt wurde. Jean-Pierre hatte mehr als einmal davon Gebrauch gemacht. Man konnte die Tür von innen abschließen, es gab einen Stapel sauberer Laken ... Die Brünette seufzte und stopfte sich ein Stück Fleisch in den Mund. Als sie zu kauen begann, verlor Jean-Pierre jedes Interesse. Es war ihm zuwider, anderen beim Essen zuzusehen. Außerdem hatte er nur mal prüfen wollen, ob er noch was drauf hatte; es ging ihm in Wirklichkeit gar nicht darum, die Brünette zu verführen. Zwar war sie sehr hübsch, mit lockigem Haar und warmem, mediterranem Teint, auch hatte sie eine tolle Figur, doch seit einiger Zeit hatte Jean-Pierre das Interesse an Zufallseroberungen verloren. Das einzige Mädchen, das ihn wirklich faszinierte, war Jane Lambert - und sie würde sich nicht einmal von ihm küssen lassen. Er wandte seinen Blick von der Brünetten ab und ließ ihn ruhelos durch die Krankenhauskantine schweifen. Nirgends ein bekanntes Gesicht. Die Kantine war fast leer; er aß frühzeitig zu Mittag, weil er Frühschicht hatte. Es war jetzt ein halbes Jahr her, daß er zum ersten Mal Janes bildhübsches Gesicht gesehen hatte, und zwar bei einer Cocktailparty anlässlich der Veröffentlichung eines neuen Buches über feministische Gynäkologie. Er hatte zu ihr gesagt, daß es so etwas wie feministische Medizin nicht gebe; es gebe nur gute Medizin oder schlechte Medizin. Sie hatte erwidert, daß es auch so was wie eine christliche Mathematik nicht gebe, daß aber dennoch ein Ketzer wie Galilei vonnöten gewesen sei, um zu verkünden, daß die Erde sich um die Sonne bewege. »Sie haben recht!« hatte Jean-Pierre ausgerufen, mit all dem Charme, den er aufbringen konnte, und sie waren Freunde geworden. Doch sein Charme hatte ihm wenig genützt; sie schien dagegen immun. Sie mochte ihn, war

jedoch allem Anschein nach mit dem Amerikaner liiert, obwohl dieser Ellis wesentlich älter war als sie. Irgendwie machte sie das für Jean-Pierre noch begehrenswerter. Wenn bloß dieser Ellis von der Bildfläche verschwände, auf welche Weise auch immer ... In letzter Zeit schien Janes Widerstand schwächer zu werden - oder war das nur Wunschdenken? Die Brünnette fragte: »Stimmt es, daß Sie für zwei Jahre nach Afghanistan gehen werden?«

»Ja, das stimmt.«

»Warum?«

»Weil ich an die Freiheit glaube, vermutlich. Und weil ich diese ganze Ausbildung nicht nur mitgemacht habe, um verfetteten Geschäftsleuten Koronar-Bypässe zu applizieren.« Die Lügen gingen ihm ganz automatisch über die Lippen.

»Aber weshalb zwei Jahre? Die meisten, die das tun, verpflichten sich für drei bis sechs Monate, äußerstenfalls für ein Jahr. Zwei Jahre, das ist ja wie eine Ewigkeit.«

»Wirklich?« Jean-Pierre lächelte gequält. »Sehen Sie, es ist schwierig, in einem kürzeren Zeitraum etwas von wirklichem Wert zu erreichen. Das Konzept, Ärzte bloß für eine Art Stippvisite dorthin zu schicken, ist äußerst ineffizient. Was die Rebellen brauchen, ist ein permanentes Versorgungszentrum, ein Krankenhaus an einem festen Ort mit einigermaßen konstantem Personal. Nach Lage der Dinge wissen die Menschen dort nicht, wohin sie ihre Kranken und Verwundeten bringen sollen, auch befolgen sie nicht die Anweisungen des Arztes, weil sie ihn nie lange genug kennen, um ihm zu vertrauen. Und niemand hat Zeit zur Ausbildung im Gesundheitswesen. Überdies macht der Transport der freiwilligen Mediziner nach Afghanistan und zurück ihre



>freien< Dienste ziemlich teuer.« Jean-Pierre sprach mit so viel Überzeugungskraft, daß er beinahe selbst glaubte, was er sagte, und er mußte sich sein wahres Motiv ins Gedächtnis zurückrufen: Warum er nach Afghanistan ging, und warum er dort zwei Jahre lang bleiben mußte. Hinter ihm sagte eine Stimme: »Wer leistet >freie< Dienste?« Er drehte sich um und sah ein Pärchen mit Tablett, auf denen sie ihr Mittagessen trugen: Valerie, eine Internistin (also von derselben Sparte wie er selbst), und ihr Intimfreund, ein Röntgenologe. Sie setzten sich zu Jean-Pierre und der Brünetten. Die Brünnette beantwortete Valeries Frage: »Jean-Pierre geht nach Afghanistan, um für die Rebellen zu arbeiten.«

»Wirklich?« Valerie zeigte sich überrascht. »Ich hatte gehört, dir sei ein toller Job in Houston angeboten worden.«

»Ich habe abgelehnt!«

»Aber warum denn?« fragte sie verblüfft.

»Ich finde es wichtig, das Leben von Freiheitskämpfern zu retten, während es auf ein paar texanische Millionäre mehr oder weniger nicht so sehr ankommt.« Der Röntgenologe zeigte sich von Jean-Pierre weit weniger fasziniert als seine Freundin. Er schluckte einen Mundvoll Kartoffeln und sagte: »Was soll's. Wenn Sie zurückkommen, wird man Ihnen denselben Job wieder anbieten - und Sie werden nicht nur ein Arzt, sondern auch ein Held sein.«

»Meinen Sie?« sagte Jean-Pierre kühl. Die Wendung, die das Gespräch nahm, behagte ihm gar nicht.

»Im vorigen Jahr gingen zwei Leute aus diesem Krankenhaus nach Afghanistan«, fuhr der Röntgenologe fort. »Nach ihrer Rückkehr kriegten sie unwahrscheinlich gute Jobs.« Jean-Pierre lächelte nachsichtig. »Nett zu

wissen, daß ich noch verwendbar sein werde, falls ich überlebe.«

»Das will ich doch hoffen!« sagte die Brünette indigniert.

»Nach solch einem Opfer!«

»Was halten deine Eltern davon?« fragte Valerie.

»Meine Mutter hat nichts dagegen«, sagte Jean-Pierre. Natürlich hatte sie nichts dagegen: Sie liebte einen Heiden. Jean-Pierre konnte sich denken, was sein Vater sagen würde über idealistische junge Ärzte, die bereit waren, für afghanische Rebellen zu arbeiten. *Sozialismus bedeutet nicht, daß jeder tun kann, was er will*, würde er sagen, mit rauher und beschwörender Stimme und leicht gerötetem Gesicht. *Was glaubst du denn, was diese Rebellen sind? Sie sind Banditen, die die gesetzestreuen Bauern ausbeuten. Feudale Strukturen müssen vernichtet werden, bevor der Sozialismus eingeführt werden kann.* Mit seiner mächtigen Faust würde er auf den Tisch schlagen. *Um ein Souffle zu machen, mußt du Eier zerbrechen - um Sozialismus zu machen, mußt du Köpfe zerbrechen!* Keine Sorge, Papa, das weiß ich alles. »Mein Vater ist tot«, sagte Jean-Pierre. »Aber er war selbst ein Freiheitskämpfer. Während des Krieges kämpfte er in der Resistance.«

»Was tat er denn?« fragte der skeptische Röntgenologe, doch Jean-Pierre antwortete nicht, weil er sah, wie sich Raoul Clermont quer durch die Kantine ihrem Tisch näherte: Raoul Clermont, der Herausgeber von *La Revolte*, schwitzend in seinem Sonntagsanzug. Was zum Teufel wollte dieser fette Zeitungsmensch hier in der Krankenhauskantine?

»Ich muß mit Ihnen reden«, sagte Raoul ohne Umschweife. Er war außer Atem. Jean-Pierre wies auf einen Stuhl. »Raoul —«

»Es ist dringend«, unterbrach ihn Raoul, fast als wolle er nicht, daß die anderen seinen Namen verstanden.

»Warum setzen Sie sich nicht auf einen Happen zu uns? Dann können wir in aller Ruhe miteinander sprechen.«

»Bedaure, geht leider nicht.« In der Stimme des Dicken schwang ein Unterton von Panik mit, und er blickte Jean-Pierre geradezu flehend an. Verwundert stand Jean-Pierre auf. »Okay«, sagte er. Und um dem Ganzen einen Anstrich von Lässigkeit zu geben, fügte er hinzu: »Dass ihr mir ja nicht mein Essen wegfuttert - bin bald wieder da.« Er nahm Raoul beim Arm, und gemeinsam verließen sie die Kantine. Jean-Pierre wollte gleich draußen auf dem Korridor stehen bleiben, um das Gespräch zu erledigen, doch Raoul ging weiter. »Monsieur Leblond schickt mich«, sagte er.

»Konnte ich mir ja denken, daß er dahintersteckt«, sagte Jean-Pierre. Vor einem Monat hatte Raoul ihn mit Leblond bekannt gemacht, der ihm dann vorschlug, nach Afghanistan zu gehen, scheinbar um den Rebellen zu helfen, wie viele junge französische Ärzte, in Wirklichkeit jedoch, um für die Russen zu spionieren. Jean-Pierre hatte Stolz empfunden, großen Stolz und eine klopfende Erregung, daß sich ihm hier die Chance bot, etwas wirklich Wichtiges für den Kommunismus zu tun. Allerdings befürchtete er, daß die Organisation, die Ärzte nach Afghanistan schickte, ihn abweisen würde, weil er Kommunist war. Zwar konnten die nicht wissen, daß er Parteimitglied war, und er dachte nicht daran, es ihnen zu verraten; doch womöglich war ihnen bekannt, daß er mit der kommunistischen Partei sympathisierte. Es gab auch viele französische Kommunisten, die die Invasion in Afghanistan keineswegs billigten. Es ließ sich nicht ganz ausschließen, daß eine vorsichtige Organisation den

Vorschlag machte, Jean-Pierre solle lieber für andere Freiheitskämpfer arbeiten — zum Beispiel in El Salvador. Doch das war nicht geschehen: Jean-Pierre war sofort von *Medecins pour la Liberte* akzeptiert worden. Er hatte Raoul die erfreuliche Neuigkeit mitgeteilt, und Raoul hatte gesagt, es werde ein weiteres Treffen mit Leblond geben. Vielleicht war es das nun. »Aber weshalb die Panik?«

»Er will dich jetzt sehen.«

»Jetzt?« fragte Jean-Pierre ärgerlich. »Ich bin im Dienst. Da sind Patienten, die ich -«

»Um die kann sich doch jemand anders kümmern.«

»Aber weshalb diese überstürzte Eile? Bis zu meiner Abreise sind's doch noch zwei Monate.«

»Dies hat nichts mit Afghanistan zu tun.«

»So? Worum geht es dann?«

»Keine Ahnung.« Warum ist dir dann der Schreck so in die Glieder gefahren? fragte sich Jean-Pierre. »Du hast nicht die mindeste Ahnung?«

»Ich weiß nur, daß Rahmi Coskun verhaftet worden ist.«

»Der türkische Student?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Weiß ich nicht.«

»Und was hat das mit mir zu tun? Ich kenne ihn ja kaum.«

»Monsieur Leblond wird alles erklären.« Jean-Pierre gestikuliert heftig. »Ich kann doch nicht so einfach von hier fort.«

»Was würde denn passieren, wenn du plötzlich krank würdest?« fragte Raoul.

»Ich würde es der Oberschwester melden, und sie würde für Ersatz sorgen. Aber -«

»Dann verständige sie.« Sie hatten den Ausgang erreicht, wo sich eine ganze Reihe Telefone für den internen Gebrauch befand. Vielleicht ist dies eine Art Prüfung, dachte Jean-Pierre; eine Loyalitätsprüfung, um festzustellen, ob ich zuverlässig genug für meinen Auftrag bin. Er entschied sich, den Zorn der Krankenhausleitung zu riskieren. Er hob einen Hörer ab.

»Ich muß sofort weg. Da ist ein Notfall in meiner Familie«, sagte er, als er die richtige Verbindung hatte.

»Sie müssen sofort Dr. Röche verständigen.«

»Ja, Herr Doktor«, erwiderte die Schwester ruhig.

»Hoffentlich haben Sie keine traurige Nachricht erhalten.«

»Ich werd's Ihnen später erzählen«, sagte er hastig. »Auf Wiedersehen. Oh - einen Augenblick noch.« Er hatte eine frisch operierte Patientin, die in der vergangenen Nacht Blutungen gehabt hatte. »Wie geht es Madame Ferrier?«

»Zufrieden stellend. Es hat keine neuen Blutungen gegeben.«

»Gut. Behalten Sie sie ständig im Auge.«

»Ja, Herr Doktor.« Jean-Pierre hängte auf. »Also gut«, sagte er zu Raoul. »Dann los.« Sie gingen zum Parkplatz und stiegen in Raouls Renault 5. Im Inneren des Autos war es heiß von der Mittagssonne. Raoul lenkte den Wagen durch Nebenstraßen. Er fuhr ein hohes Tempo. Jean-Pierre war nervös. Er wußte nicht genau, wer Leblond eigentlich war, nahm jedoch an, daß der Mann einen Posten beim KGB hatte. Unwillkürlich fragte sich Jean-Pierre, ob er irgendetwas getan hatte, was den Zorn der vielgefürchteten Organisation auf ihn lenkte, und - falls dem so war - mit was für einer Strafe er zu rechnen hatte. Über die Sache mit Jane konnten die sicher noch nichts wissen. Dass er Jane gebeten hatte, mit ihm nach

Afghanistan zu gehen, ging die nichts an. Garantiert würde eine ganze Gruppe reisen, darunter, außer weiteren Ärzten, vielleicht auch eine Schwester als Assistentin für Jean-Pierre: Warum sollte Jane nicht diese Assistentin sein? Zwar war sie keine ausgebildete Krankenschwester, doch konnte sie ja einen Schnellkurs machen, und ihr großes Plus war, daß sie Farsi konnte, die persische Sprache, von der eine Abart in jener Gegend gesprochen wurde, für die Jean-Pierre bestimmt war. Er hoffte sehr, daß sie mit ihm gehen würde, aus Idealismus und aus Abenteuerlust. Und war sie erst einmal fern vom Westen, so seine Kalkulation, würde sie Ellis nach einiger Zeit vergessen und sich in den am ehesten verfügbaren Europäer verlieben, der natürlich kein anderer sein würde als Jean-Pierre. Er hatte auch gehofft, daß die Partei niemals erfahren würde, daß er Jane aus persönlichen Gründen ermutigte, ihn zu begleiten. Es war besser, wenn die das nicht wussten, und normal erweise gab's ja auch keine Möglichkeit, daß sie etwas erfuhren — jedenfalls hatte er das geglaubt. Vielleicht hatte er sich geirrt. Vielleicht waren die zornig. Ach was, alles Unsinn, dachte er. Ich habe nichts Unrechtes getan, wirklich; und selbst wenn ich was verkehrt gemacht hätte, gab's keine Bestrafung. Dies ist der wirkliche KGB und nicht die mysteriöse Institution, welche die Leser von *Reader's Digest* in Angst und Schrecken versetzt. Raoul hielt vor einem luxuriösen Appartement-Gebäude in der Rue de l'Universite. Es war dasselbe, in dem Jean-Pierre Leblond schon zuvor getroffen hatte. Sie stiegen aus und traten ein. Die Lobby wirkte düster. Sie folgten den Windungen der Treppe bis in den ersten Stock und klingelten. Wie sehr sich mein Leben doch verändert hat, seit ich das letzte Mal vor dieser Tür stand, dachte Jean-Pierre.

Monsieur Leblond öffnete. Er war ein kleiner, schwächlicher, fast kahlköpfiger Mann mit Brille, und in seinem dunkelgrauen Anzug mit der silbernen Krawatte sah er aus wie ein Butler. Er führte sie in den rückwärtig gelegenen Raum des Gebäudes, in dem Jean- Pierre seinerzeit befragt worden war. Die hohen Fenster und die eleganten Verzierungen ließen erkennen, daß dies einmal ein luxuriöser Salon gewesen war, doch jetzt befanden sich darin ein Nylon-Teppich, ein billiger Büroschreibtisch und ein paar orangefarbene Plastikstühle.

»Wartet hier einen Augenblick«, sagte Leblond. Seine Stimme klang ruhig, befehlsgewohnt und gleichsam staubtrocken. Ein leichter, jedoch unverkennbarer Akzent ließ ahnen, daß sein wirklicher Name nicht Leblond war. Er ging durch eine andere Tür hinaus. Jean-Pierre setzte sich auf einen der Plastikstühle. Raoul blieb stehen. In diesem Raum, dachte Jean-Pierre, hat jene staubtrockene Stimme zu mir gesagt: *Du bist praktisch seit deiner Kindheit ein stilles und loyales Parteimitglied. Dein Charakter und deine Herkunft lassen darauf schließen, daß du der Partei in einer geheimen Funktion von großem Nutzen wärest.* Hoffentlich habe ich nicht alles wegen Jane ruiniert, dachte er. Leblond kam mit einem anderen Mann zurück. Die beiden blieben in der Türöffnung stehen, und Leblond deutete auf Jean-Pierre. Der zweite Mann musterte ihn eindringlich, als wollte er sich sein Gesicht genau einprägen. Jean-Pierre erwiderte den Blick. Der Mann war sehr groß, mit einem Kreuz wie ein Kleiderschrank. Sein langes Haar war nach oben zu schon recht schütter, und sein Schnauzbart hing welk herab. Er trug eine grüne Cordjacke mit geschlitzten Ärmeln. Nach ein paar Sekunden nickte er und ging

hinaus. Leblond schloss die Tür hinter ihm und setzte sich an den Schreibtisch. »Es hat eine Katastrophe gegeben.« Mit Jane hat's also nichts zu tun, dachte Jean-Pierre. Gott sei Dank. Leblond sagte: »In deinem Freundeskreis gibt es einen CIA-Agenten.«

»Mein Gott!« sagte Jean-Pierre. !

»Das ist doch nicht die Katastrophe«, erklärte Leblond gereizt. »Dass sich unter deinen Freunden ein amerikanischer Spion befindet, kann kaum überraschen. Zweifellos haben die Israelis, die Südafrikaner, die Franzosen dort auch ihre Spione. Ist doch klar, daß alle ein Interesse daran haben, Gruppen junger politischer Aktivisten zu infiltrieren. Genau wie wir unseren Mann dort haben.«

»Und wer ist das?«

»Du.«

»Oh!« Jean-Pierre war bestürzt: Als Spion hatte er sich eigentlich nicht betrachtet. Aber was sonst sollte der Satz schon heißen: *der Partei in einer geheimen Funktion von Nutzen sein*? »Wer ist der CIA-Agent?« fragte er voller Neugier.

»Ein gewisser Ellis Thaler.« Jean-Pierre war so schockiert, daß er unwillkürlich auf sprang. »*Ellis?*«

»Du kennst ihn also wirklich. Gut.«

»Ellis ist ein CIA-Agent?«

»Setz dich«, sagte Leblond streng. »Unser Problem ist nicht, wer er ist, sondern was er getan hat.« Jean-Pierre dachte: Wenn Jane das erfährt, wird sie Ellis fallenlassen wie eine heiße Kartoffel. Wird man mir erlauben, es ihr zu sagen? Und wenn nicht: Wird sie's auf eine andere Weise erfahren? Wird sie es glauben? Wird Ellis es abstreiten? Leblond sprach. Jean-Pierre zwang sich, konzentriert zuzuhören. »Die Katastrophe besteht darin,



daß Ellis eine Falle aufstellte. Und in diese Falle ist jemand geraten, der für uns ziemlich wichtig ist.« Jean-Pierre erinnerte sich, daß Raoul gesagt hatte, Rahmi Coskun sei festgenommen worden. »Rahmi ist für uns wichtig?«

»Doch nicht Rahmi.«

»Wer ist es dann?«

»Das brauchst du nicht zu wissen.«

»Weshalb bin ich dann hierher beordert worden?«

»Halt die Klappe und hör zu«, fuhr ihn Leblond an, und zum ersten Mal hatte Jean-Pierre Angst vor ihm. »Ich kenne deinen Freund Ellis natürlich nicht persönlich. Raoul leider auch nicht. Also wissen wir beide nicht, wie er aussieht. Aber du weißt es. Deshalb habe ich dich herbestellt. Weißt du auch, wo Ellis wohnt?«

»Ja. Er hat ein Zimmer über einem Restaurant in der Rue de l'Ancienne Comedie.«

»Geht das Zimmer auf die Straße hinaus?« Jean-Pierre krauste die Stirn. Er war nur ein einziges Mal dort gewesen: Ellis lud nur selten jemanden zu sich ein. »Ich glaube, ja.«

»Du bist dir nicht ganz sicher?«

»Augenblick, ich muß nachdenken.« Eines späten Abends, nach einer Filmvorführung an der Sorbonne, hatte er zusammen mit Jane und einem Haufen anderer Ellis besucht. Es war ein kleines Zimmer. Jane hatte sich beim Fenster auf den Fußboden gesetzt... »Ja. Das Fenster geht auf die Straße hinaus. Weshalb ist das wichtig?«

»Es bedeutet, daß du Signale geben kannst.«

»Ich? Warum? Und wem?« : Leblond warf ihm einen drohenden Blick zu.

»Verzeihung«, sagte Jean-Pierre. Leblond zögerte. Als er wieder sprach, klang seine Stimme etwas weicher, während sein Gesicht ausdrucksleer blieb. »Du hast eine Feuertaufe vor dir. Ich bedaure es, dich bei einer solchen ... *Aktion* einsetzen zu müssen, da du dergleichen noch nie für uns getan hast. Aber du kennst Ellis, und du bist hier, und im Augenblick haben wir keinen anderen, der ihn kennt. Und was wir vorhaben, ist wirkungslos, wenn wir es nicht sofort tun. Also. Hör genau zu, denn dies ist wichtig. Du gehst zu seinem Zimmer. Befindet er sich dort, so gehst du unter irgendeinem Vorwand hinein. Tritt ans Fenster, lehne dich hinaus und vergewissere dich, daß Raoul dich sieht, der auf der Straße warten wird.« Raoul schien buchstäblich die Ohren zu spitzen: reagierte wie ein Hund, dessen Name zufällig in einem Gespräch genannt wird. Jean-Pierre fragte: »Und wenn Ellis nicht dort ist?«

»Sprich mit seinen Nachbarn. Versuche herauszubekommen, wo er hingefahren ist und wann er voraussichtlich zurückkommen wird. Hast du den Eindruck, daß er nur für ein paar Minuten oder selbst für eine Stunde fort ist, so warte auf ihn. Wenn er kommt, gehe genauso vor, wie ich's dir bereits erklärt habe: Tritt ein, geh zum Fenster und vergewissere dich, daß Raoul dich sieht. Dein Erscheinen am Fenster ist das Zeichen, daß Ellis im Zimmer ist - tritt also auf gar keinen Fall ans Fenster, wenn Ellis nicht dort ist. Hast du verstanden?«

»Sicher habe ich verstanden«, sagte Jean-Pierre. »Nur, was soll das alles?«

»Wir wollen Ellis identifiziert haben.« »Und wenn er identifiziert ist, was dann?« Leblond gab die Antwort, auf die Jean-Pierre kaum zu hoffen gewagt hatte und die ihn tief erregte: »Wir werden ihn natürlich liquidieren.«

### 3

JANE BREITETE EINE geflickte weiße Decke über den winzigen Tisch in Ellis' Zimmer und legte zwei ramponierte Bestecke darauf. In dem Schränkchen unter dem Ausguss fand sie eine Flasche Fleurie und öffnete sie. Gern hätte sie eine Kostprobe genommen, doch sie entschied sich, damit zu warten, bis Ellis kam. Sie stellte Gläser auf den Tisch; Salz und Pfeffer, Senf und Papierservietten folgten. Sollte sie schon mit dem Kochen anfangen? Nein, es war besser, das ihm zu überlassen. Ellis' Zimmer gefiel ihr nicht. Es wirkte kahl und eng und unpersönlich. Als sie es das erste Mal gesehen hatte, war sie ziemlich schockiert gewesen. Da hatte sie sich mit diesem Mann verabredet, der so entspannt und warmherzig und reif wirkte, und natürlich hatte sie erwartet, daß die Wohnung, in der er lebte, Ausdruck seiner Persönlichkeit sein würde: ein attraktives, komfortables Appartement mit vielen Erinnerungsstücken aus seiner erlebnis- und erfahrungsreichen Vergangenheit. Doch über den Mann, der hier wohnte, sagte das Zimmer nichts aus — nicht, daß er verheiratet gewesen war, daß er in einem Krieg gekämpft hatte, daß er einmal Kapitän des Football-Teams seiner Schule gewesen war, daß er LSD genommen hatte. Die kalten, weißen Wände waren mit ein paar nichts sagenden Postern geschmückt. Das Geschirr stammte aus Trödeläden, und die Kochtöpfe waren aus billigem Blech. In den Lyrikaschenbüchern auf dem Bücherbord fand sich nirgends eine Widmung. Seine Jeans und seine Pullis bewahrte er in einem Plastikkoffer unter dem klapprigen Bett auf. Wo waren seine alten Schulzeugnisse, die Fotos von seinen Neffen und Nichten, sein so hochgeschätztes Exemplar von

*Heartbreak Hotel*, irgendwelche Souvenirs von irgendwelchen Reisen, Geschenke von Verwandten oder Freunden? Das Zimmer enthielt nichts Interessantes, keinen jener Gegenstände, die man nicht ihrer selbst wegen aufbewahrt, sondern wegen ihres Symbolwertes. Nichts fand sich, das Ausdruck seiner Persönlichkeit, seiner Seele war. Es war das Zimmer eines verschlossenen Mannes, eines Mannes, der seine persönlichsten Gedanken niemals mit jemandem teilen würde. Allmählich und mit tiefem Erschrecken war Jane bewusst geworden, daß das Zimmer sehr wohl Ellis' Persönlichkeit ausdrückte: kalt und abweisend-verschlossen. Dabei passte das irgendwie gar nicht zusammen. Er war ein so selbstsicherer Mann, der sich vor niemandem und nichts zu fürchten schien. Im Bett kannte er keinerlei Hemmungen und lebte seine Sexualität voll aus. Er tat und sagte, was ihm gefiel, ohne Scheu oder Scham. Noch nie hatte Jane einen Mann wie ihn gekannt. Doch oft, allzu oft

— im Bett, in einem Restaurant, bei einem Spaziergang —, wenn sie mit ihm lachte oder ihm zuhörte und sah, wie er grübelnd die Stirn krauste, geschah es, dass er gleichsam ein Visier herunterklappen ließ. Sein Gesicht wirkte verschlossen, und er war nicht mehr jener liebevolle und amüsante oder auch nachdenkliche und rücksichtsvolle oder zärtliche und leidenschaftliche Mann von sonst. Er gab ihr das Gefühl, abgewiesen zu werden, eine Fremde zu sein, ein Eindringling in seiner privaten Welt. Es war, als verschwinde die Sonne hinter einer Wolke. Sie wusste, dass sie ihn verlassen würde. Zwar liebte sie ihn über alles, doch schien er sie nicht in gleicher Weise lieben zu können. Er war dreiunddreißig Jahre alt, und wenn er sie bis jetzt nicht erlernt hatte, die

Kunst wahrer Intimität, dann war da auch keine Hoffnung mehr. Sie setzte sich aufs Sofa und begann, *The Observer* zu lesen, den sie auf dem Boulevard Raspail an einem internationalen Zeitungsstand gekauft hatte. Auf der Titelseite war ein Bericht über Afghanistan. Das schien der richtige Ort zu sein, um Ellis zu vergessen. Die Idee hatte ihr sofort gefallen. Zwar liebte sie Paris, und ihr Job war ziemlich abwechslungsreich, doch sie wollte mehr: Erlebnisse, Abenteuer und eine Chance, etwas für die Freiheit zu tun. Angst hatte sie nicht. Jean-Pierre hatte ihr versichert, Ärzte seien zu wertvoll, als dass man sie ins Kampfgebiet schickte. Gewiss riskierte man, von einer

»verirrten« Bombe erwischt zu werden oder in ein Scharmützel zu geraten, doch war die Gefahr wahrscheinlich nicht größer, als dass man hier in Paris einen Verkehrsunfall erlitt. Jane war sehr neugierig, was die Lebensweise der afghanischen Rebellen betraf. »Was essen sie dort?« hatte sie Jean-Pierre gefragt. »Was für Kleidung tragen sie? Wohnen sie in Zelten? Haben sie Toiletten?«

»Keine Toiletten«, hatte er erwidert. »Keine Elektrizität. Keine Straßen! Keinen Wein. Keine Autos. Keine Zentralheizung. Keine Zahnärzte. Keine Postboten. Keine Telefone. Keine Restaurants. Keine Reklame. Kein Coca-Cola. Keine Wettervorhersage, keine Börsenberichte, keine Dekorateur, keine Sozialarbeiter, keine Lippenstifte, kein Tampax, keine Modenschau, keine Dinner-Parties, keine Taxistände, keine Schlangen an Bushaltestellen -«

»Hör auf!« hatte sie ihn unterbrochen; er hätte wohl noch stundenlang so fortfahren können. »Die müssen doch Busse und Taxis haben.«

»Nicht auf dem Land. Ich gehe in ein Gebiet mit dem Namen >Fünf-Löwen-Tal<, eine Bastion der Rebellen in den Ausläufern des Himalaya. Und die war schon primitiv, bevor die Russen sie bombardierten.« Jane war fest davon überzeugt, dass sie auch ohne WC oder Lippenstift oder Wettervorhersage glücklich leben konnte. Allerdings hatte sie das Gefühl, dass er die Gefahren auch außerhalb des eigentlichen Kampfgebietes unterschätzte; doch aus irgendeinem Grunde schreckte sie das nicht. Ihre Mutter würde zweifellos hysterisch reagieren, während ihr Vater, hätte er noch gelebt, gesagt haben würde: »Viel Glück, Jane.« Er hatte gewusst, wie wichtig es war, dass man etwas *Lohnenswertes* mit seinem Leben anfang. Obwohl er ein guter Arzt gewesen war, hatte er es nie zu einem Vermögen gebracht, weil er, wo immer sie auch lebten - Nassau, Kairo, Singapur, hauptsächlich jedoch in Rhodesien —, arme Patienten kostenlos behandelte, so dass diese in Scharen zu ihm kamen, während jene, welche zahlen konnten, mehr und mehr wegblieben. Ein Geräusch unterbrach sie in ihren Gedanken: Schritte von der Treppe her. Ihr wurde bewusst, dass sie nur wenige Zeilen in der Zeitung gelesen hatte. Die Schritte — nein, sie klangen nicht nach Ellis. Gleich darauf klopfte es an die Tür. Jane legte die Zeitung zur Seite und öffnete. Dort stand Jean-Pierre. Er war fast genauso verblüfft wie sie. Für einen Augenblick starrten sie einander wortlos an. Dann sagte Jane:

»Du siehst irgendwie schuldbewusst aus. Ich auch?«

»Ja«, sagte er und lächelte.

»Ich habe gerade an dich gedacht. Komm herein.« Er trat ein und blickte sich um. »Ellis ist nicht hier?« »Er müsste bald kommen. Nimm doch Platz.« Jean-Pierre ließ seinen langen Körper auf dem Sofa nieder. Jane dachte wieder,

was sie schon oft gedacht hatte: dass er wahrscheinlich der schönste Mann war, den sie je kennen gelernt hatte. Sein Gesicht besaß sehr regelmäßige Züge, mit einer hohen Stirn, einer kräftigen, aristokratisch wirkenden Nase, klaren braunen Augen und einem sinnlichen Mund, der teilweise verdeckt wurde von einem vollen, dunkelbraunen Bart, der auf der Oberlippe durchsetzt war mit ein paar Streifen von hellerem Braun. Seine Kleidung war zwar billig, jedoch sorgfältig gewählt, und er trug sie mit einer nonchalanten Eleganz, um die ihn Jane beneidete. Sie mochte ihn sehr. Sein großer Fehler war, dass er an Selbstüberschätzung litt; doch war er hierin so naiv, dass es schon wieder etwas Entwaffnendes hatte - wie ein prahlerisches Kind. Sein Idealismus und seine Hingabe an die Medizin gefielen ihr. Erbesaß einen ungeheuren Charme. Außerdem hatte er eine geradezu märchenhafte Phantasie, die manchmal sehr komisch sein konnte: Irgendeine Absurdität, ein Versprecher zum Beispiel, schien einen Funken in ihm zu entzünden, und schon stürzte er sich in einen kuriosen Monolog, der zehn oder fünfzehn Minuten dauern konnte. Als irgendjemand eine Bemerkung zitierte, die Jean-Paul Sartre über Fußball gemacht hatte, legte Jean-Pierre spontan los mit einem Kommentar über ein Fußball-Match, wie ihn ein existentialistischer Philosoph geliefert haben könnte. Jane hatte gelacht, bis ihr der Bauch weh tat. Es hieß, dass seine Fröhlichkeit auch ihre Kehrseite hatte, und zwar in Form von Phasen tiefster Depression, doch davon hatte Jane nie etwas bemerkt.

»Trink einen Schluck von Ellis' Wein«, sagte sie und griff nach der Flasche auf dem Tisch.

»Nein, danke.«

»Übst du schon für dein Leben in einem mohammedanischen Land?«

»Nicht speziell.« Er wirkte sehr ernst. »Was ist denn?« fragte sie.

»Ich muss mit dir über etwas Wichtiges reden.«

»Das hast du doch schon vor drei Tagen getan«, sagte sie etwas ironisch. »Oder hast du das schon vergessen? Du hast mich aufgefordert, meinen Freund zu verlassen und mit dir nach Afghanistan zu gehen - ein Angebot, dem wenige Frauen widerstehen könnten.«

»Sei ernst.«

»Schon gut. Ich habe mich noch nicht entschieden.«

»Jane. Ich habe etwas Furchtbares über Ellis in Erfahrung gebracht.« Sie sah ihn forschend an. Was würde jetzt kommen? Würde er ihr eine erfundene Geschichte, eine Lüge erzählen, um sie dazu zu bringen, dass sie mit ihm nach Afghanistan ging? Nein, dachte sie, das wird er nicht tun. »Also, was ist es?«

»Er ist nicht, was zu sein er vorgibt«, sagte Jean-Pierre. Er gab sich schrecklich melodramatisch. »Du sprichst ja wie mit Grabesstimme. Was soll das? Worauf willst du hinaus?«

»Er ist kein armer Poet oder so. Er arbeitet für die amerikanische Regierung.« Jane krauste die Stirn. »Für die amerikanische Regierung?« Ihr erster Gedanke war, dass er sich ein falsches Bild machte. »Er gibt ein paar Franzosen, die für die amerikanische Regierung arbeiten, Englischunterricht.«

»Das meine ich nicht. Er bespitzelt radikale Gruppen. Er ist ein Agent. Er arbeitet für die CIA.« Jane lachte laut auf. »Sag mal, spinnst du? Glaubst du wirklich, mich ihm mit einem solchen Märchen abspenstig machen zu können?«



»Es ist die Wahrheit, Jane.«

»Es ist nicht die Wahrheit. Ellis kann kein Spion oder Spitzel sein. Da hätte ich garantiert was bemerkt. Ich lebe praktisch schon seit einem Jahr mit ihm zusammen.«

»Theoretisch, meinst du wohl. Du hast nicht wirklich mit ihm zusammengelebt, oder?«

»Das macht keinen Unterschied. Ich *kenne* ihn.« Aber noch während sie sprach, dachte Jane: Es würde eine Menge erklären. Sie kannte Ellis nicht *wirklich*. Doch sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er nicht türkisch und gemein und hinterhältig war - kein *böser* Mensch.

»Die ganze Stadt weiß es«, sagte Jean-Pierre. »Rahmi Coskun ist heute morgen festgenommen worden, und es heißt allgemein, dafür sei Ellis verantwortlich.«

»Weshalb hat man Rahmi festgenommen?« Jean-Pierre zuckte die Achseln. »Wegen Subversion, zweifellos. Jedenfalls sucht Raoul Clermont jetzt in der ganzen Stadt nach Ellis, und irgendwer schreit nach Vergeltung.«

»Ach, Jean-Pierre, das ist doch lachhaft«, sagte Jane. Plötzlich war ihr sehr heiß. Sie trat zum Fenster und öffnete es. Als sie nach unten auf die Straße blickte, sah sie Ellis' blonden Schöpf, der gerade in der Haustür verschwand. »Nun«, sagte sie zu Jean-Pierre,

»er kommt gerade. Jetzt musst du ihm diese alberne Geschichte auch erzählen.« Sie hörte Ellis' Schritte auf der Treppe.

»Genau das ist meine Absicht. Was glaubst du denn, weshalb ich hier bin? Ich will ihn warnen, dass man hinter ihm her ist.« Jane begriff, dass Jean-Pierre im Ernst sprach: dass er diese Geschichte wirklich glaubte. Nun, Ellis würde da gleich Klarheit schaffen. Die Tür ging auf, und Ellis trat ein. Er sah sehr glücklich aus, so

als habe er eine prachtvolle Neuigkeit zu überbringen, und als Jane sein rundes, lächelndes Gesicht sah, mit der gebrochenen Nase und den durchdringend blauen Augen, schlug ihr das Gewissen wegen ihres Flirts mit Jean-Pierre. Ellis blieb in der Tür stehen, offensichtlich von Jean-Pierres Anwesenheit überrascht. Sein Lächeln schien zu verblassen. »Hallo, ihr beiden«, sagte er. Er zog die Tür hinter sich zu und schloss sie ab, wie er es immer tat. Bisher hatte Jane das für eine Art Spleen gehalten, aber jetzt kam ihr der Gedanke, dass dies genau dem Verhalten eines Spions entsprechen mochte. Sie verdrängte die Vorstellung. Jean-Pierre sprach als erster. »Die sind über dich im Bilde, Ellis. Die wissen Bescheid. Und sie sind hinter dir her.« Jane blickte vom einen zum anderen. Jean-Pierre war größer als Ellis, doch Ellis hatte breitere Schultern und eine breitere Brust. Sie standen da und sahen einander an wie zwei Katzen, die wechselseitig Maß nehmen. Jane legte ihre Arme um Ellis, küsste ihn ein wenig schuldbewusst und sagte: »Jean- Pierre hat die absurde Behauptung aufgestellt, du seist ein CIA-Spion.« Jean-Pierre beugte sich aus dem Fenster und ließ seinen Blick über die Straße gleiten. Dann drehte er sich um. »Sag's ihr, Ellis.«

»Wo hast du das gehört?« fragte Ellis ihn.

»Es ist inzwischen stadtbekannt.«

»Und von wem genau hast *du* es gehört?« fragte Ellis.

»Von Raoul Clermont.« Ellis nickte. Auf englisch sagte er: »Jane, würdest du dich bitte hinsetzen?«

»Ich will mich nicht setzen«, sagte sie gereizt.

»Ich habe dir etwas zu sagen«, erklärte er. Es konnte nicht wahr sein, es *durfte* nicht wahr sein. Jane spürte, dass ein Gefühl von Panik in ihr aufstieg. »Dann fang damit an«, sagte sie, »und hör auf, mich zum Sitzen

aufzufordern!« Ellis blickte zu Jean-Pierre. »Würdest du uns allein lassen?« sagte er auf französisch. Jane wurde zornig. »Was willst du mir erzählen? Warum sagst du nicht einfach, dass Jean-Pierre Unrecht hat? Sag mir, dass du kein Spion bist, Ellis, ich werde sonst glatt verrückt!«

»So einfach ist das nicht«, sagte Ellis. »Doch, es *ist* einfach!« Ihre Stimme bekam einen hysterischen Unterton. »Er sagt, dass du ein Spion bist, dass du für die amerikanische Regierung arbeitest und dass du mich, seit wir uns kennen, unentwegt schamlos und gemein angelogen hast. Ist das wahr? Ist es wahr oder nicht wahr? Raus mit der Sprache!« Ellis seufzte. »Ich fürchte, es ist wahr.« Jane hatte das Gefühl zu explodieren. »Du Saukerl!« schrie sie. »Du Schweinehund!« Ellis' Gesicht war von steinerner Ausdruckslosigkeit. »Ich wollte dich heute ins Bild setzen«, erklärte er. Es klopfte an die Tür. Sie ignorierten es beide. »Du hast mich und all meine Freunde bespitzelt!« fauchte Jane. »Ich schäme mich für dich!«

»Meine Arbeit hier ist beendet«, sagte Ellis. »Ich brauche dich nicht mehr anzulügen.«

»Dazu wirst du auch gar keine Gelegenheit haben. Ich will dich niemals wieder sehen.« Es klopfte wieder, und Jean-Pierre sagte auf französisch: »Da ist jemand an der Tür.« Ellis sagte: »Das ist doch nicht dein Ernst — dass du mich niemals wieder sehen willst.«

»Du begreifst einfach nicht, was du mir angetan hast, wie?« fragte sie. Jean-Pierre sagte: »Öffnet die verdammte Tür, Herrgott noch mal!« Jane murmelte: »Gütiger Himmel«, und trat zur Tür. Sie schloss sie auf und öffnete sie. Draußen stand ein großer, breitschultriger Mann in einer grünen Cordjacke mit

einem Schlitz im Ärmel. Jane hatte ihn noch nie gesehen. Sie fragte: »Was zum Teufel wollen Sie?« Dann sah sie die Pistole in seiner Hand. Die nächsten Sekunden schienen sich endlos zu dehnen. Doch Jane ging es blitzschnell durch den Kopf, dass alles genau so sein mochte, wie Jean-Pierre es behauptet hatte. War Ellis ein Spion, dann konnte es auch jemanden geben, der Vergeltung üben wollte; und diese Vergeltung mochte in Ellis' heimlicher oder unheimlicher Welt durchaus in dieser Gestalt erscheinen - ein Klopfen an der Tür und ein Mann mit einer Pistole. Sie öffnete den Mund, um zu schreien. Der Mann zögerte für den Bruchteil einer Sekunde. Er schien überrascht. Eine Frau hatte er offenbar hier nicht erwartet. Sein Blick glitt von Jane zu Jean-Pierre und wieder zurück: dass Jean-Pierre nicht sein Opfer war, wusste er. Ihn verwirrte, dass er Ellis nicht sehen konnte, der durch die halbgeöffnete Tür verdeckt war. Statt zu schreien, versuchte Jane, die Tür ins Schloss zu werfen. Als die Tür auf den Killer zu schwang, bemerkte er das rechtzeitig und streckte seinen Fuß vor. Die Tür traf gegen seinen Schuh und prallte zurück. Doch beim Vorstrecken des Fußes hatte der Killer, des Gleichgewichts wegen, die Arme ausgebreitet, und der Lauf seiner Pistole zielte jetzt nach oben. Er wird Ellis umbringen, dachte Jane. Er wird Ellis töten. Sie stürzte auf den Killer zu, traf mit ihren Fäusten sein Gesicht, denn plötzlich, trotz ihres Hasses auf Ellis, wollte sie nicht, dass er starb. Ihre Attacke irritierte den Mann nur für einen Sekundenbruchteil. Mit muskulösem Arm schleuderte er Jane zur Seite. Sie fiel und landete mit hartem Aufprall auf dem Steißbein, in halb sitzender Position. Was dann geschah, sah sie mit schreckensvoller Klarheit. Der Arm, der sie zur Seite geschleudert hatte,

schwang zurück und stieß die Tür weit auf. Während der Killer die Hand mit der Pistole herumschwenkte, kam Ellis auf ihn zu, die Weinflasche in der hoherhobenen Hand. Im selben Moment, da die Flasche niedersauste und klirrend zerbrach, ging der Schuss los. Entsetzt starrte Jane die beiden Männer an. Dann kippte der Killer um, während Ellis stehen blieb, und Jane war klar, dass der Schuss sein Ziel verfehlt hatte. Ellis bückte sich und nahm dem Killer die Pistole aus der Hand. Jane kam mit Mühe wieder auf die Füße.

»Soweit alles okay?« fragte Ellis sie.

»Ich lebe«, war ihre Antwort. Ellis blickte zu Jean-Pierre.

»Wie viele sind auf der Straße?« Jean-Pierre warf einen Blick durchs Fenster. »Kein einziger.« Ellis schien überrascht. »Die müssen sich versteckt halten.« Er steckte die Pistole in seine Tasche und ging zum Bücherregal. »Tretet zurück!« sagte er und kippte das Regal auf den Fußboden. Dahinter befand sich eine Tür. Ellis öffnete die Tür. Er warf Jane einen langen Blick zu, als wolle er etwas sagen, könne jedoch die Worte nicht finden. Dann trat er durch die Tür und verschwand. Nach einigen Sekunden ging Jane langsam zur Geheimtür und blickte hindurch. Dort befand sich ein weiterer Raum wie dieser, spärlich möbliert und furchtbar verstaubt, als sei er seit einem Jahr nicht mehr bewohnt worden. Auf der anderen Seite war eine offene Tür und dahinter eine Treppe. Sie drehte sich um und ließ ihren Blick durch Ellis' Zimmer gleiten. Der Killer lag bewusstlos auf dem Boden in einer Weinlache. Er hatte versucht, Ellis umzubringen, hier in diesem Zimmer; es kam ihr bereits unwirklich vor. Alles schien so unwirklich: dass Ellis ein Spion war, dass Jean-Pierre davon wusste, Rahmis Festnahme - und Ellis' Fluchtweg. Er war verschwunden.

*Ich will dich niemals wieder sehen*, hatte sie vor wenigen Minuten zu ihm gesagt. Es hatte den Anschein, als würde ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Sie hörte Schritte auf der Treppe. Ihr Blick glitt vom Killer zu Jean-Pierre. Auch er wirkte wie benommen. Einen Augenblick später trat er auf sie zu und legte die Arme um sie. Sie sackte gegen seine Schulter und brach in Tränen aus.

## 4

1982

DER FLUSS KAM von der Eisgrenze herab, kalt und klar und reißend, und sein Rauschen erfüllte das Tal, während das Wasser wie kochend durch die Schluchten jagte und dann zwischen Weizenfeldern dahinschoß, gleichsam kopfüber dem fernen Flachland entgegen. Seit fast einem Jahr klang dieses Geräusch Jane unaufhörlich in den Ohren: manchmal laut, wenn sie zum Baden ging oder den sich dahinschlängelnden Felspfaden zwischen den Dörfern folgte; manchmal leise, so wie jetzt, da sie sich hoch oben am Hang befand und der Fünf-Löwen-Fluß nichts als ein Glitzern und Murmeln in der Ferne war. So sehr war sie daran gewöhnt, dass ihr das Rauschen dereinst, wenn sie das Tal verließ, fehlen, die Stille sie beunruhigen würde, so wie es manchem Städter im Urlaub auf dem Lande geht, wo er keinen Schlaf findet, weil es so still ist, allzu still. Während sie noch lauschte, wurde ihr plötzlich bewusst, dass da noch etwas anderes war, ein neues Geräusch, das sie das alte erst wahrnehmen ließ. Immer stärker anschwellend über dem Chor des Flusses, erklang der Bariton eines Propellerflugzeugs. Jane öffnete die Augen. Es war eine Antonow, ein langsam fliegendes Aufklärungsflugzeug,

dessen stetes Brummen für gewöhnlich die schnelleren und lauterer Düsenmaschinen eines Bombergeschwaders ankündigte. Jane setzte sich auf und blickte beunruhigt über das Tal. Sie befand sich an ihrem geheimen Zufluchtsort, einem breiten, flachen Felsvorsprung in halber Höhe einer Felswand, die sich in leichtem Winkel vorneigte, so dass Jane von oben nicht zu sehen war und dennoch die Sonne genießen konnte. Wer von dort oben herunterklettern wollte, musste schon ein geübter Bergsteiger sein. Unterhalb ihres Verstecks war der Berg steil und steinig und ohne Vegetation: Niemand hätte sich von dort nähern können, ohne von Jane gehört oder gesehen zu werden. Aber es gab auch für niemanden einen Grund, dort hinaufzusteigen. Jane hatte die Stelle rein zufällig gefunden, weil sie vom Weg abgekommen war und sich verirrt hatte. Die Abgeschlossenheit dieses Plätzchens war für Jane besonders wichtig, denn sie kam hierher, um sich hüllenlos in die Sonne zu legen; und die Afghanen waren prude wie Nonnen — wäre sie nackt gesehen worden, hätte man sie gelyncht. Zu ihrer rechten Seite fiel der staubige Hang ziemlich steil ab. Unten an seinem Fuße, wo er in Flußnähe immer mehr abflachte, befand sich das Dorf Banda, fünfzig oder sechzig Häuser auf unebenem, felsigem Untergrund, auf dem sich nichts anpflanzen ließ. Die Häuser waren aus grauen Steinen und Lehmziegeln gebaut, und jedes besaß ein flaches Dach aus gepreßter Erde. Neben der kleinen Moschee lag eine Reihe Häuser in Trümmern: Vor ein paar Monaten hatte ein russischer Bomber einen Volltreffer erzielt. Jane konnte das Dorf deutlich sehen, obwohl es ein ganzes Stück entfernt lag - etwa zwanzig Minuten brauchte man bis dorthin. Ihr Blick glitt über die Dächer und die umfriedeten Höfe und die Wege - auf der Suche nach

herumstreunenden Kindern. Zu ihrer Erleichterung konnte sie keine entdecken; Banda lag verödet unter dem heißen, blauen Himmel. Zu ihrer Linken wurde das Tal breiter. Die kleinen, steinigen Felder waren von Bombenkratern übersät, und mehrere der uralten Terrassenmauern an den unteren Berghängen waren zerstört. Der Weizen war reif, doch niemand erntete. Jenseits der Felder, am Fuß der Felswand auf der anderen Seite des Tals, floß der Fünf- Löwen-Fluß, stellenweise tief, stellenweise flach; mal breit, mal schmal; stets schnell und stets steinig. Jane überblickte ihn in seiner ganzen Länge. Da waren keine Frauen, die badeten oder Wäsche wuschen, keine Kinder, die an den flachen Stellen spielten, keine Männer, die Pferde oder Esel durch die Furt führten. Jane überlegte, ob sie sich anziehen sollte, um weiter emporzuklettern, zu den Höhlen. Dort befanden sich die Dörfler. Die Männer schliefen nach der Nachtarbeit auf den Feldern; die Frauen kochten und versuchten, die Kinder vom Herumstreunen draußen abzuhalten; die Kühe waren zusammengepfercht und die Ziegen angebunden, und die Hunde balgten sich um Abfälle. Wahrscheinlich, dachte Jane, bin ich hier ziemlich sicher, denn die Russen bombardieren die Dörfer und nicht die kahlen Hänge. Aber mit einer

>verirrten< Bombe musste man immer rechnen, und eine Höhle bot besseren Schutz, falls es nicht gerade ein Volltreffer war. Bevor sie einen Entschluss gefasst hatte, hörte sie das Dröhnen der Düsenbomber. Aus zusammengekniffenen Augen spähte sie gegen die Sonne, um die Flugzeuge am Himmel auszumachen. Ihr Dröhnen erfüllte das Tal, übertönte das Rauschen des Flusses, als sie über Jane dahinzogen, in nordöstlicher



Richtung, ziemlich hoch, doch im Sinkflug begriffen: eins, zwei, drei, vier silberne Mörder - der Triumph menschlichen Erfindungsgeistes, eingesetzt, um armen Bauern und Analphabeten den Tod zu bringen und ihre Lehmhütten dem Erdboden gleichzumachen. Eine Minute später waren sie verschwunden. Banda würde heute verschont bleiben. Langsam verlor sich Janes Anspannung. Die Bombenflugzeuge machten ihr Angst. Den gesamten vergangenen Sommer über war Banda nicht bombardiert worden, und während des ganzen Winters hatte das Tal eine Erholungspause gehabt. Doch im Frühjahr war es dann wieder losgegangen, und Banda war mehrmals getroffen worden, einmal im Zentrum des Dorfes. Seitdem hasste Jane die Bomber. Der Mut der Dorfbewohner war bewunderungswürdig. Jede Familie hatte sich dort oben in den Höhlen ein zweites Heim eingerichtet, und alle kletterten Morgen für Morgen den Hang hinauf, um dort den Tag zu verbringen; in der Dämmerung kehrten sie dann zurück, denn nachts wurde nicht bombardiert. Da es gefährlich war, tagsüber auf den Feldern zu arbeiten, taten die Männer es nachts — jedenfalls die älteren, denn die jungen Männer waren meistens fort, schossen am Südenende des Tals oder noch weiter entfernt auf Russen. In diesem Sommer waren *sämtliche* Rebellengebiete schlimmer bombardiert worden denn je zuvor - so jedenfalls hatten es die Guerillas Jean-Pierre berichtet. Falls die Afghanen in anderen Teilen des Landes ebenso anpassungsfähig waren wie diese hier, so würden sie den Krieg noch lange ertragen: indem sie aus den Trümmern eines bombardierten Hauses wichtige Habseligkeiten herausholten, indem sie zerstörte Gemüsegärten neu bepflanzten und die Verwundeten pflegten und die Toten

begruben; indem sie den Guerilla-Gruppen immer jüngere Knaben schickten. Diese Menschen, glaubte Jane, würden die Russen niemals besiegen können, es sei denn, sie verwandelten das ganze Land in eine radioaktive Wüste. Ob die Rebellen die Russen jemals besiegen konnten — das war eine andere Frage. Sie waren mutig, einfach nicht zu unterdrücken, und sie kontrollierten alle Gebiete außerhalb der Städte. Aber die miteinander rivalisierenden Stämme hassten sich gegenseitig beinahe so sehr, wie sie die fremden Eindringlinge hassten, und ihre Gewehre nützten ihnen nichts gegen Düsenbomber und gepanzerte Hubschrauber. Jane verdrängte die Gedanken an den Krieg. Jetzt, in der größten Hitze des Tages, in der Siesta-Zeit, wollte sie nur allein sein und sich entspannen. Sie fasste mit der Hand in den Ziegenfellbeutel mit geklärter Butter und begann, die straffe Haut ihres gewaltigen Bauches einzuölen, wobei sie sich fragte, wie sie nur hatte so närrisch sein können, in Afghanistan schwanger zu werden. In ihrem Gepäck hatte sie einen Zweijahresvorrat an Anti-Babypillen, ein Diaphragma und einen ganzen Karton von spermatötenden Mitteln gehabt, und trotzdem war es wenige Wochen später bereits passiert: Sie hatte nach ihrer Periode vergessen, wieder die Pille zu nehmen; und dann auch noch vergessen, das Diaphragma einzusetzen - mehrmals. »Wie konntest du bloß so nachlässig sein?« hatte Jean-Pierre geschrien, und sie hatte keine Antwort darauf gewusst. Aber jetzt, als sie so in der Sonne lag, glücklich in ihrer Schwangerschaft, mit wunderschön geschwellenen Brüsten und ständigen Rückenschmerzen, begriff sie, daß es eine absichtliche Nachlässigkeit gewesen war, eine Fehlhandlung aus dem

Unterbewusstsein heraus. Sie hatte sich ein Baby gewünscht, ganz im Gegensatz zu Jean-Pierre, und so war ihr ihre >Nachlässigkeit< zu Hilfe gekommen. Warum habe ich mich so sehr nach einem Baby gesehnt? fragte sie sich, und die Antwort kam gleichsam automatisch: Weil ich mich einsam fühlte.

»Stimmt das wirklich?« fragte sie laut. Es wäre die reine Ironie. In Paris hatte sie sich nie einsam gefühlt, obwohl sie doch allein gewohnt, für sich allein gesorgt und vor dem Spiegel Selbstgespräche geführt hatte. Aber dann, als sie verheiratet war und jeden Abend und jede Nacht mit ihrem Mann verbrachte und fast den ganzen Tag über an seiner Seite arbeitete, da hatte sie sich isoliert, verängstigt und allein gefühlt. Sie hatten in Paris geheiratet, unmittelbar vor der Abreise nach Afghanistan. Das schien ganz einfach Teil des Abenteuers zu sein, irgendwie: eine weitere Herausforderung voll erregender Ungewissheit. Alle hatten gesagt, wie glücklich und schön und mutig und verliebt sie beide seien - und genau so war es auch gewesen. Zweifellos hatte sie zuviel erwartet. Sie hatte geglaubt, dass die Liebe und die Intimität zwischen ihr und Jean-Pierre unaufhörlich wachsen würden. Sie hatte gehofft, viel mehr über ihn zu erfahren; wer seine erste Freundin gewesen war, und wovor er *wirklich* Angst hatte, und ob es stimmte, dass Männer nach dem Pinkeln die Tropfen abschüttelten; sie ihrerseits wollte ihm erzählen, dass ihr Vater ein Alkoholiker gewesen war und dass sie manchmal so einen Wachtraum hatte, in dem sie von einem Neger vergewaltigt wurde, und dass sie manchmal, wenn ihr ängstlich zumute war, am Daumen lutschte. Doch Jean-Pierre schien der Ansicht zu sein, dass ihr Verhältnis zueinander genauso bleiben sollte, wie es vor der Ehe

gewesen war. Er behandelte sie höflich, brachte sie zum Lachen, wenn er in der für ihn typischen überdrehten Stimmung war, fiel ihr hilflos in die Arme, wenn er sich deprimiert fühlte, liebte sie einmal pro Woche, wie nur ein erfahrener Liebhaber lieben konnte, und verhielt sich in jeder Hinsicht eher wie ein Geliebter, ein Freund, und ganz und gar nicht wie ein Ehemann. Noch immer scheute sie sich, mit ihm über alberne oder gar peinliche Dinge zu sprechen, wie etwa: ob ein Hut ihre Nase länger aussehen ließ und wie wütend sie noch immer darüber war, eine Tracht Prügel bezogen zu haben für die auf dem Wohnzimmerteppich verschüttete rote Tinte, wo doch in Wirklichkeit ihre Schwester Pauline die Übeltäterin gewesen war. Wie gern hätte sie jemanden gefragt: *ist unser Eheleben so, wie es sein sollte, oder wird es damit besser werden?* Doch ihre Freunde und ihre Familie waren weit weg, und die afghanischen Frauen hätten ihre Erwartungen schändlich gefunden. Sie scheute davor zurück, mit Jean-Pierre über ihre Enttäuschung zu sprechen; teils, weil sich ihr Unbehagen so wenig konkret beschreiben ließ, teils, weil sie sich vor seiner Antwort fürchtete. Sie erinnerte sich, dass ihr der Gedanke an ein Baby eigentlich schon viel früher gekommen war, als sie noch Ellis Thaler zum Geliebten gehabt hatte. In jenem Jahr war sie von Paris nach London geflogen, zur Taufe des dritten Kindes ihrer Schwester Pauline; etwas, das sie normalerweise nicht getan hätte, denn sie hasste diese offiziellen Familientreffen. Später hatte sie auch Babysitter gespielt, bei einem Ehepaar in ihrem Haus, einem hysterischen Antiquitätenhändler und seiner aristokratischen Frau, und am meisten hatte sie es genossen, wenn das Baby weinte und sie es auf den Arm nehmen und trösten musste. War

ihr irgendwann, und sei es auch nur einen flüchtigen Augenblick lang, klar geworden, dass sie sich im Unterbewusstsein eine Schwangerschaft wünschte? Hatte sie gedacht, *ich möchte ein Baby haben*, als Jean-Pierre in sie eindrang, sehr langsam und irgendwie graziös, gleich einem Schiff, das in ein Dock gleitet, während sie ihre Arme fester um ihn schlang; oder in der Sekunde der Verzögerung, unmittelbar bevor er kam, wenn er die Augen schloss und sich aus ihrer Tiefe in sich selbst zurückziehen schien, ein Raumschiff beim Sturz in das Herz der Sonne; oder hinterher, wenn sie, mit seinem heißen Samen in sich, in wohlthuenden Schlaf sank? »War mir das bewusst?« sagte sie laut; doch der Gedanke an Sex hatte sie heiß gemacht, und sie begann sich selbst zu liebkosten - vergessen war die Frage, und ihre Phantasie zeigte ihr wirbelnde, verwischte Bilder der Leidenschaft. Der Lärm der Bomber brachte sie mit einem Ruck in die Wirklichkeit zurück. Erschrocken starrte sie in den Himmel, als weitere vier Maschinen über das Tal hinwegjagten und wieder verschwanden. Als der Lärm verklang, berührte sie sich wieder, doch sie war nicht mehr in Stimmung. Still lag sie in der Sonne und dachte über ihr Baby nach. Jean-Pierre hatte reagiert, als wäre sie mit Absicht schwanger geworden. Sein Zorn war so groß, dass er selbst die Abtreibung vornehmen wollte, und zwar auf der Stelle. Jane fand seine Absicht grauenvoll makaber, und plötzlich war er ihr wie ein Fremder vorgekommen. Am schlimmsten jedoch war das Gefühl, gleichsam verschmäht worden zu sein. Der Gedanke, dass ihr Mann ihr Baby nicht wollte, war zutiefst deprimierend. Dieses Gefühl verstärkte sich noch, als Jean-Pierre sich geweigert hatte, sie anzurühren. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so

elend gefühlt. Zum ersten Mal verstand sie, warum manche Menschen an Selbstmord dachten. Der Entzug des körperlichen Kontakts war die schlimmste Folter - sie wünschte sich allen Ernstes, von Jean-Pierre wenigstens verprügelt zu werden, so groß war ihr Bedürfnis nach Berührung. Wenn sie an jene Tage zurückdachte, empfand sie noch immer Zorn auf ihn, obwohl sie ja wusste, dass sie selbst den Anlass dazu gegeben hatte. Eines Morgens hatte er dann den Arm um sie gelegt und sich für sein Verhalten entschuldigt. Und obwohl irgend etwas in ihr sagen wollte: »Dass es dir leid tut, genügt nicht, du Schuft!«, sehnte sie sich doch so sehr nach seiner Liebe, dass sie ihm sofort verzieh. Er erklärte dann, dass er fürchte, sie zu verlieren; und wenn sie später Mutter seines Sohnes sei, würde sich dieses Gefühl noch vertiefen, weil er dann Angst haben musste, beide zu verlieren. Seine Worte hatten sie zu Tränen gerührt, und es war ihr klar geworden, dass sie sich durch die Schwangerschaft endgültig an Jean-Pierre gebunden hatte. Von da an war sie entschlossen gewesen, alles zu tun, damit ihre Ehe funktionierte

— mochte kommen, was da kommen wollte. Jean-Pierre seinerseits verhielt sich von da an warmherziger. Er begann sich für das in ihr wachsende Baby zu interessieren und zeigte sich besorgt um Janes Gesundheit und Sicherheit, ganz wie von einem werdenden Vater zu erwarten. Unsere Ehe, dachte Jane, wird zwar niemals vollkommen sein, aber doch glücklich, und sie malte sich eine ideale Zukunft aus, mit Jean-Pierre als Gesundheitsminister von Frankreich in einer sozialistischen Regierung, mit sich selbst als Abgeordneter des Europäischen Parlaments und mit drei brillanten Kindern — eines an der Sorbonne, eines an der

London School of Economics und eines an der New York School for the Performing Arts. In diesem Tagtraum war das älteste und brillianteste Kind ein Mädchen. Jane berührte ihren Bauch, drückte sacht mit den Fingerspitzen, der Gestalt des Babys nachspürend. Rabia Gul, die alte Dorfamme, behauptete, es würde ein Mädchen, weil man es auf der linken Seite fühlen konnte; Jungen wüchsen auf der rechten Seite. Entsprechend hatte Rabia eine Gemüsesdiät verordnet. Für einen Jungen hätte sie vor allem Fleisch empfohlen. In Afghanistan wurde das männliche Geschlecht schon vor der Geburt besser ernährt. Ein lautes Krachen unterbrach Jane in ihren Gedanken. Einen Augenblick lang war sie verwirrt - meinte, die Explosion müsse etwas zu tun haben mit den Flugzeugen, die vor mehreren Minuten am Himmel vorübergezogen waren, um ein anderes Dorf zu bombardieren. Doch dann hörte sie, gar nicht weit entfernt, den schrillen, unablässigen Schrei eines Kindes, aus dem Schmerz und Angst sprachen. Jane war sofort klar, was passiert sein musste. Die Russen, die sich so mancher von den Amerikanern in Vietnam übernommenen Taktik bedienten, hatten die Landschaft geradezu mit Minen übersät. Das zielte angeblich darauf ab, die Nachschubwege der Widerstandskämpfer zu blockieren; da diese »Guerilla-Nachschubwege« jedoch die Gebirgspfade waren, die tagtäglich von alten Frauen, Männern und Kindern begangen wurden, war der eigentliche Zweck offener Terror. Der Schrei bedeutete, dass ein Kind eine Mine zur Explosion gebracht hatte. Jane sprang auf. Das Schreien schien aus der unmittelbaren Umgebung von des Mullahs Haus zu kommen, das etwa einen Kilometer außerhalb des Dorfes am Hügelpfad stand. Jane konnte es gerade noch sehen,

ein Stück zu ihrer Linken und ein wenig tiefer gelegen. Sie schlüpfte in ihre Schuhe, griff nach ihrer Kleidung und rannte darauf zu. Der erste, lang gezogene Schrei brach plötzlich ab, und es folgte eine Reihe kurzer, gellender Töne, Ausdruck schieren Entsetzens: Jane hatte das Gefühl, dass das Kind gerade erkannte, welchen Schaden die Mine ihm zugefügt hatte. Während sie durch das Gestrüpp hastete, merkte sie, dass sie selbst in Panik geraten war, so zwingend klang das Schreien des Kindes in seiner Not. »Reiß dich zusammen«, befahl sie sich atemlos. Falls sie unglücklich stürzte, wären sie beide gefährdet und hilflos - und überhaupt: Das Schlimmste für ein verängstigtes Kind war ein verängstigter Erwachsener. Sie war jetzt ganz in der Nähe des Kindes. Es musste irgendwo im Gebüsch sein, nicht auf dem Pfad selbst, denn alle Pfade wurden nach jeder Verminung von den Männern geräumt; das gesamte Gelände zu räumen, war schlechthin unmöglich. Sie blieb stehen und lauschte. Ihr Keuchen war jetzt so laut, dass sie den Atem anhalten musste. Die Schreie kamen von einer Stelle, die mit Kamelgras und Büschen bewachsen war. Sie zwängte sich hindurch und sah ein Stück blauer Kleidung. Das Kind musste Mousa sein, der neunjährige Sohn von Mohammed Khan, einem der Guerilla-Führer. Einen Augenblick später war sie bei ihm. Er kniete auf dem staubigen Boden. Offenbar hatte er versucht, die Mine aufzuheben, denn sie hatte ihm die Hand abgerissen, und jetzt starrte er mit weitaufgerissenen Augen auf den blutigen Stumpf und schrie vor Entsetzen. Jane hatte im vergangenen Jahr viele Wunden gesehen, und doch löste dieser Anblick tiefes Mitgefühl in ihr aus. »Oh, lieber Gott«, sagte sie. »Du armes Kind.« Sie kniete sich vor ihm hin, nahm ihn in die Arme und murmelte



beschwichtigend auf ihn ein. Nach einer Weile hörte er auf zu schreien. Sie hoffte, er werde jetzt anfangen zu weinen, doch der Schock saß zu tief, und er verstummte völlig. Während sie ihn hielt, suchte sie — und fand — den Druckpunkt in seiner Achselhöhle, so dass die starke Blutung aufhörte. Sie würde seine Hilfe brauchen. Sie musste ihn zum Sprechen bringen. »Mousa, was war es?« fragte sie in der Dari-Sprache. Er gab keine Antwort. Sie wiederholte ihre Frage.

»Ich dachte ...« Weit öffneten sich seine Augen bei der Erinnerung, und seine Stimme wurde schrill, als er sagte:

»Ich dachte, es wäre *ein Balü*«

»Seht! Seht!« murmelte sie. »Sag mir, was du getan hast?«

»*Ich hob' ihn aufgehoben! Ich hob' ihn aufgehoben!*« Sie hielt ihn eng umschlungen, beschwichtigte ihn. »Und was passierte dann?« Seine Stimme klang zittrig, jedoch nicht länger hysterisch. »Es machte peng«, sagte er. Er beruhigte sich zusehends. Sie nahm seine rechte Hand und steckte sie unter seinen linken Arm. »Drück dort, wo ich hindrücke«, sagte sie. Sie führte seine Fingerkuppen genau an die Stelle und zog ihre eigene Hand zurück. Wieder begann Blut aus der Wunde zu fließen. »Stärker drücken«, sagte sie. Er gehorchte. Das Bluten hörte auf. Sie küsste ihn auf die Stirn, die feucht war und kalt. Sie hatte ihr Kleiderbündel neben Mousa auf den Boden fallen lassen. Ihre Kleidung war die gleiche, wie sie die afghanischen Frauen trugen: ein sackförmiges Kleid über Baumwollhosen. Sie nahm das Kleid und riss den dünnen Stoff in Streifen, um eine Aderpresse daraus zu machen. Mousa sah ihr stumm und aus geweiteten Augen zu. Schließlich brach sie einen dünnen Zweig von einem Wacholderbusch, mit dem sie die Aderpresse befestigte.

Jetzt brauchte er schnellstens einen Verband, ein Sedativ, ein Antibiotikum zum Schutz gegen Infektion - und seine Mutter zur Verhütung eines Traumas. Jane zog ihre Hosen an und schloss das Zugband. Ihr Kleid hatte sie ohne jede Überlegung so in Fetzen gerissen, dass kein Stück übrig geblieben war, mit dem sie ihren Oberkörper hätte bedecken können. Jetzt konnte sie nur hoffen, dass sie auf dem Weg zu den Höhlen keinem Mann begegnen würde. Und wie sollte sie Mousa dorthin bringen? Dass er zu Fuß ging, wollte sie auf gar keinen Fall. Auf dem Rücken konnte sie ihn nicht tragen, weil er sich nicht an ihr festhalten konnte. Sie seufzte: Es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihn in den Armen zu tragen. Sie kauerte nieder, legte einen Arm um seine Schultern und den anderen unter seine Schenkel und hob ihn hoch, wobei sie ihn weniger durch den Einsatz ihrer Rückenmuskeln als durch das Strecken der Knie hochbekam, genau so, wie sie es beim feministischen Fitneß-Unterricht gelernt hatte. Mit dem Kind dicht an ihrem Busen und seinem Rücken auf der Wölbung ihres Bauches, begann sie langsam den Hang hinaufzusteigen. Es ging nur, weil er halb verhungert war - ein europäisches Kind von neun Jahren wäre zu schwer für sie gewesen. Bald ließ sie die Büsche hinter sich und fand den Fußpfad. Doch kaum vierzig oder fünfzig Meter weiter fühlte sie sich erschöpft. Seit einigen Wochen schon pflegte sie bei der geringsten Anstrengung zu ermüden, was sie jedes Mal ärgerte, doch hatte sie inzwischen gelernt, nicht dagegen anzukämpfen. Sie stellte Mousa auf die Füße und blieb, die Arme behutsam um ihn gelegt, still stehen, während sie neue Kräfte sammelte. Mit dem Rücken lehnte sie sich gegen die Felswand, die den Fußpfad auf der einen Seite begrenzte.

Mousa blieb stumm, und sein wie erstarrtes Schweigen beunruhigte sie weitaus mehr, als es seine Schreie getan hatten. Eine Viertelstunde später, unweit des Gipfels, legte sie gerade wieder eine Ruhepause ein, als ein Mann auf dem Pfad auftauchte. Jane erkannte ihn sofort. »Oh, nein«, sagte sie auf englisch. »Ausgerechnet Abdullah!« Er war ein kurzwüchsiger Mann von etwa 55 Jahren und ziemlich beleibt, trotz der allgemeinen Knappheit an Lebensmitteln. Zu seinem bräunlichen Turban und den gebauschten schwarzen Hosen trug er einen Argyle-Sweater und ein blaues Jackett, einen Zweireiher mit Nadelstreifen, der aussah, als habe er einst einem Londoner Börsenmakler gehört. Sein üppiger Bart war rot gefärbt. Er war der Mullah von Banda. Abdullah misstraute Ausländern, verachtete Frauen und hasste jeden, der fremdländische Medizin praktizierte. Da Jane in alle drei Kategorien gehörte, hatte sie niemals auch nur die geringste Aussicht gehabt, seine Sympathie zu gewinnen. Was die Sache noch schlimmer machte: Viele Talbewohner hatten inzwischen erkannt, dass die Einnahme von Janes Antibiotika bei Infektionen weitaus wirksamer half als das Einatmen des Rauchs, der von einem brennenden Stück Papier aufstieg, auf das Abdullah mit Safrantinte geschrieben hatte - was dazu führte, dass der Mullah weniger Geld einnahm. Er wehrte sich dagegen, indem er Jane als »die westliche Hure« bezeichnete, doch viel mehr konnte er nicht tun, denn Jane und Jean-Pierre standen unter dem Schutz von Ahmed Schah Masud, dem Guerilla-Führer, und selbst ein Mullah scheute sich, mit einem solch großen Helden die Klingen zu kreuzen. Als er sie sah, blieb er wie angewurzelt stehen, und ein Ausdruck äußerster Fassungslosigkeit verwandelte sein für gewöhnlich

feierlich-ernstes Gesicht in eine komische Maske. Ausgerechnet ihn zu treffen, war das Schlimmste, was ihr hatte passieren können. Jeder andere Mann aus dem Dorf hätte verlegen reagiert und womöglich Anstoß an ihrem nackten Oberkörper genommen; Abdullah hingegen würde vor Zorn außer sich geraten. Jane beschloss, es mit Dreistigkeit zu versuchen. Sie sagte in der Dari-Sprache: »Friede sei mit dir.« Dies war für gewöhnlich der Beginn eines Austausches von Begrüßungsformeln, der mitunter zehn Minuten dauerte. Doch Abdullah antwortete nicht mit dem üblichen *Und mit dir*. Stattdessen riss er den Mund auf und begann mit schriller Stimme Schmähungen auszustoßen, darunter die Dari-Wörter *für Prostituierte, Perverse und Kinderverführerin*. Mit vor Zorn purpurrotem Gesicht ging er auf sie zu und hob seinen Stock. Jane deutete auf Mousa, der stumm neben ihr stand, durch die Schmerzen und den Blutverlust völlig benommen. »Schau doch!« schrie sie Abdullah an. »Kannst du denn nicht sehen, dass —« Aber er war blind vor Wut. Bevor sie ihren Satz richtig zu Ende bringen konnte, traf sein Stock mit voller Wucht auf ihren Kopf. Jane schrie auf vor Schmerz und Wut: überrascht, dass es so wehtat, und wütend, weil er es wagte, sie zu schlagen. Noch immer hatte er Mousas Wunde nicht bemerkt. Des Mullahs starrer Blick haftete auf Janes Brüsten, und sie begriff plötzlich, dass der Anblick des nackten Busens einer schwangeren weißen Frau aus dem Westen, dazu noch am helllichten Tag, die widersprüchlichsten sexuellen Ängste in ihm auslösen musste, so dass er jegliche Beherrschung verlor. Er hatte nicht vor, sie mit ein oder zwei Schlägen zu züchtigen, mit denen er seine Frau wegen Ungehorsams zu strafen pflegte: Es trieb ihn, Jane totzuschlagen. Tiefe Furcht ergriff sie - um sich

selbst, um Mousa, um ihr ungeborenes Kind. Sie taumelte rückwärts, aus seiner Reichweite, doch er folgte ihr und holte aus zu einem neuen Hieb. Einer plötzlichen Eingebung folgend, sprang sie auf ihn zu und stieß ihm ihre Finger in die Augen. Er brüllte wie ein verwundeter Stier, weniger vor Schmerz als aus Empörung darüber, dass eine Frau die Verwegenheit besaß, sich gegen seine Schläge zu wehren. Er war noch immer geblendet, als Jane mit beiden Händen in seinen Bart griff und daran zog. Er schwankte vorwärts, stolperte und fiel. Ein Stück weit rollte er den Hang hinab, bis ihn ein Zwergweidenbusch auffing. Jane dachte: O du mein Gott, was habe ich getan? Niemals, das wusste sie, niemals würde dieser pompöse, bössartige Pfaffe vergessen, wie sie ihn gedemütigt hatte. Er konnte sie bei den >Weißbärten<, den Dorfältesten, verklagen; vielleicht sogar bei Masud darauf dringen, dass die ausländischen Ärzte nach Hause geschickt würden; und wahrscheinlich würde er sogar versuchen, die Männer von Banda dermaßen aufzuhetzen, dass sie Jane steinigten. Doch gleich darauf fiel ihr ein, dass er dazu jede einzelne Schmach eingestehen musste, die er erlitten - und das würde ihn für den Rest seines Lebens dem Gespött der Dörfler preisgeben. Die Afghanen konnten sehr grausam sein. Vermutlich war sie gerade noch einmal davongekommen. Jane drehte sich um. Sie hatte jetzt andere Sorgen. Mousa stand noch immer, wo sie ihn abgesetzt hatte, stumm und ausdruckslos, zu tief im Schock, um zu begreifen, was sich soeben abgespielt hatte. Jane holte tief Luft, hob ihn hoch und ging weiter. Ein kurzes Stück noch, und sie hatte die Hochebene erreicht. Sie überquerte das Felsplateau. Sie war sehr müde, und ihr Rücken tat weh, doch sie hatte es beinahe

geschafft: Die Höhlen lagen unmittelbar unterhalb des Bergkammes. Wenig später hörte sie Kinderstimmen, und ein Stück weiter abwärts sah sie schon eine Gruppe von Sechsjährigen, die >Himmel und Hölle< spielten, ein Spiel, bei dem eines der Kinder seine eigenen Zehen festhalten musste, während es zwei andere in den >Himmel< trugen — vorausgesetzt, es ließ seine Zehen nicht los, denn dann kam es in die >Hölle<, und die war für gewöhnlich eine Abfallgrube oder eine Latrine. Mousa würde dieses Spiel nie wieder spielen können, erkannte Jane, und die Tragik, die sie empfand, drohte sie plötzlich zu überwältigen. Die Kinder bemerkten sie gleich darauf, und als sie vorbeiging, hörten sie auf zu spielen und starrten sie an. Eines der Kinder flüsterte: »Mousa.« Ein anderes wiederholte den Namen, und dann war der Bann gebrochen, und alle rannten los, an Jane vorbei, die Neuigkeit laut herausschreiend. Das Tagesversteck der Bewohner von Banda sah aus wie ein Nomadenlager in der Wüste: staubiger Boden, sengende Mittagssonne, erloschene Feuerstellen, verhüllte Frauen, schmutzige Kinder. Jane ging über den kleinen, ebenen Platz vor den Höhlen. Die Frauen strömten bereits zu der größten Höhle, die Jane und Jean-Pierre in eine Art Lazarett verwandelt hatten. Jean-Pierre hörte den Tumult und trat heraus. Dankbar überließ Jane ihm Mousa und sagte auf französisch: »Es war eine Mine. Er hat die Hand verloren. Gib mir dein Hemd.« Jean-Pierre trug Mousa in die Höhle und legte ihn auf den Teppich, der als Untersuchungstisch diente. Bevor er sich um das Kind kümmerte, zog er sein ausgebleichtes Khaki-Hemd aus und gab es Jane, die es rasch überstreifte. Sie fühlte sich ein bisschen schwindlig. Am besten war's wohl, wenn sie sich in den hinteren, kühleren Teil der Höhle setzte; doch

nach wenigen Schritten besann sie sich anders und ließ sich sofort nieder. Jean-Pierre sagte: »Gib mir ein paar Tupfer.« Sie ignorierte ihn. Mousas Mutter, Halima, kam in die Höhle gestürzt und begann gellend zu schreien, sobald sie ihren Sohn erblickte. Ich sollte sie beruhigen, damit sie das Kind trösten kann; warum bloß komme ich nicht hoch? Am besten, ich mache die Augen zu. Nur für eine Minute.

\* Bei Einbruch der Nacht wußte Jane, daß sich ihr Baby ankündigte. Als sie nach dem Ohnmachtsanfall in der Höhle wieder zu sich kam, hatte sie Schmerzen

- Rückenschmerzen, wie sie glaubte, verursacht durch das Tragen von Mousa. Jean- Pierre stimmte ihrer Diagnose zu, gab ihr ein Aspirin und verordnete strengste Ruhe. Raiba, die Hebamme, kam in die Höhle, um nach Mousa zu sehen, und musterte Jane eindringlich. Zu diesem Zeitpunkt jedoch begriff sie gar nicht, was das zu bedeuten hatte. Jean-Pierre säuberte und verband Mousas Armstumpf, gab ihm Penicillin und auch eine Spritze gegen Tetanus. An einer Infektion würde das Kind nicht sterben, was ohne westliche Medizin fast sicher der Fall gewesen wäre; aber Jane fragte sich unwillkürlich, wie sein Leben künftig aussehen mochte - selbst für die Gesündesten war das Überleben hier schwer, und verkrüppelte Kinder starben meist in jungen Jahren. Am späten Nachmittag machte sich Jean-Pierre zum Aufbruch bereit. Er sollte am folgenden Tag in einem etliche Kilometer entfernten Dorf Patienten ambulant behandeln, und bei solchen Anlässen war er - aus irgendeinem Grund, den Jane nie ganz verstand - von geradezu pedantischer Pünktlichkeit, obwohl er genau wußte, daß es keinen einzigen Afghanen überrascht hätte, wenn er einen Tag oder sogar eine Woche später käme.

Als er Jane zum Abschied küßte, hatte sie bereits angefangen sich zu fragen, ob es sich bei den Rückenschmerzen nicht um die ersten Wehen handelte, die nach der Schlepperei mit Mousa zu früh einsetzten; doch da es ihr erstes Baby war, besaß sie damit keinerlei Erfahrung, und es schien auch unwahrscheinlich. Sie fragte Jean-Pierre. »Mach dir keine Sorgen«, sagte er aufmunternd. »Du mußt noch weitere sechs Wochen warten.« Sie fragte ihn, ob es nicht besser wäre, wenn er hierbliebe, nur für alle Fälle; doch das hielt er in gar keiner Weise für notwendig, und allmählich kam sie sich albern vor. So ließ sie ihn denn ziehen, Medikamente und sonstige Utensilien auf einem mageren Pony, damit er noch vor der hereinbrechenden Dunkelheit sein Ziel erreichen und gleich am nächsten Morgen mit seiner Arbeit beginnen konnte. Als die Sonne hinter den westlichen Felswänden zu verschwinden begann und das Tal ganz im Schatten lag, ging Jane mit den Frauen und den Kindern hinunter ins dunkelnde Dorf, während die Männern ihren Feldern zustrebten, um die Ernte einzubringen, solange die Bomber schliefen. Das Haus, in dem Jane und Jean-Pierre wohnten, gehörte eigentlich dem Dorfkrämer, der die Hoffnung aufgegeben hatte, in Kriegszeiten Geld zu verdienen - es gab fast nichts zu verkaufen -, und der deshalb mit seiner Familie fortgezogen war, nach Pakistan. Der vordere Raum, früher einmal der Laden, hatte Jean-Pierre als Lazarett gedient, bis die heftigen Bombardierungen im Sommer die Dorfbewohner tagsüber in die Höhlen getrieben hatten. Nach hinten zu lagen weitere Räume; der eine war ehemals den Männern und ihren Gästen vorbehalten gewesen, der andere den Frauen und Kindern. Jane und Jean- Pierre benutzten sie als Schlaf- und als



Wohnzimmer. Neben dem Haus befand sich ein von einer Lehmmauer umfriedeter Hof, darin eine Feuerstelle und ein kleines Becken, wo Kinder, Wäsche und Geschirr gesäubert wurden. Der Krämer hatte einige selbstgemachte Möbel zurückgelassen, und die Dorfbewohner hatten Jane mehrere wunderschöne Teppiche geliehen. Jane und Jean-Pierre schliefen auf einer Matratze, wie die Afghanen, doch statt Wolldecken benutzten sie einen Daunenschlafsack. Wie die Afghanen rollten sie die Matratze tagsüber zusammen oder legten sie, bei schönem Wetter, zum Lüften aufs Dach. Im Sommer schlief jedermann auf den Dächern. Janes Abstieg von den Höhlen zum Haus hinunter wirkte sich aus: Ihre Rückenschmerzen wurden immer schlimmer, und als sie endlich unten angelangt war, brach sie beinahe zusammen vor Schmerz und Erschöpfung. Sie hatte einen ungeheuren Druck auf der Blase, doch sie war zu müde, um nach draußen zur Latrine zu gehen, und so benutzte sie den >Not-Topf< hinter dem Wandschirm im Schlafzimmer. Und dabei entdeckte sie einen kleinen, blutstreifigen Flecken im Schritt ihrer Baumwollhosen. Da ihr die Kraft fehlte, über die Außenleiter aufs Dach zu klettern, um die Matratze zu holen, legte sie sich einfach auf einen Teppich im Schlafzimmer. Die >Rückenschmerzen< kamen in Wellen. Sie legte die Hände auf den Leib, und als die nächste Welle kam, spürte sie, wie sich der kleine Körper bewegte, nach unten preßte, wobei die Schmerzen zunahmen und erst wieder nachließen, als auch der Druck nachließ. Kein Zweifel, es waren die ersten Wehen. Sie hatte Angst. Ihr fiel ein, was ihre Schwester Pauline gesagt hatte, nach ihrer ersten Niederkunft. Jane hatte sie damals besucht, mit einer Flasche Champagner und ein bißchen

Marihuana als Mitbringsel. Als sie sich beide völlig gelöst fühlten, hatte Jane gefragt, wie es denn nun wirklich sei mit dem Gebären, und Pauline hatte erwidert: »Als ob du eine Melone scheißt.« Darüber waren sie dann in endloses Gekicher ausgebrochen. Pauline aber hatte ihr Kind im University College Hospital mitten in London geboren, nicht im Fünf-Löwen-Tal, in einem Haus aus Lehmziegeln. Jane dachte: Was soll ich nur *tun*? Auf keinen Fall in Panik geraten. Ich muß mich mit warmem Wasser und Seife waschen; eine scharfe Schere finden und fünfzehn Minuten lang in Wasser abkochen; saubere Laken finden, auf die ich mich legen kann; Flüssigkeit zu mir nehmen; und mich entspannen. Doch bevor sie irgend etwas tun konnte, setzten die Wehen wieder ein, und diesmal waren die Schmerzen *wirklich* schlimm. Sie schloß die Augen und versuchte, langsam, tief und regelmäßig zu atmen, wie Jean- Pierre es ihr erklärt hatte; doch da sie am liebsten geheult hätte vor Angst und Schmerz, fiel es ihr besonders schwer, sich dermaßen zu beherrschen. Die Wehe ging vorüber, und sie fühlte sich völlig erschöpft. Ganz still lag sie, um wieder zu Kräften zu kommen. Ihr wurde klar, daß sie nichts von alldem würde tun können, was sie sich vorgenommen hatte: Allein war es nicht zu schaffen. Sobald sie dazu imstande war, würde sie aufstehen, zum Nachbarhaus gehen und die Frauen bitten, die Hebamme zu holen. Die nächste Kontraktion kam früher, als sie erwartet hatte, nach nur ein oder zwei Minuten. Als die Schmerzen ihren Höhepunkt erreichten, sagte Jane laut: »Warum erzählt einem keiner, *wie weh* das tut?« Sobald sie nachließen, zwang sie sich dazu aufzustehen. Die Angst, ohne jede Hilfe gebären zu müssen, verlieh ihr neue Kraft. Der kurze Weg vom

Schlafzimmer ins Wohnzimmer war eine Qual, doch bei jedem Schritt fühlte sie sich ein wenig kräftiger. Sie hatte es gerade bis in den Hof geschafft, als ein Schwall warmer Flüssigkeit zwischen ihren Beinen herabließ, der ihre Hosen vollkommen durchtränkte: Das Fruchtwasser war abgegangen.

»O nein«, stöhnte sie. Sie lehnte sich gegen den Türpfosten. Ihre Hosen schienen ins Rutschen zu geraten, sie würde keine drei Meter mehr gehen können. Sie fühlte sich gedemütigt. »Du mußt«, sagte sie sich; doch dann kam die nächste Wehe, und sie sank zu Boden und dachte: Ich muß damit allein fertig werden. Als sie die Augen wieder öffnete, war ein Männergesicht dicht vor ihrem eigenen. Er sah aus wie ein arabischer Scheich: dunkelbraune Haut, schwarze Augen, schwarzer Schnurrbart, aristokratische Züge - hohe Wangenknochen, Adlernase, weiße Zähne, langer Unterkiefer. Es war Mohammed Khan, der Vater von Mousa.

»Gott sei Dank«, murmelte Jane undeutlich.

»Ich bin gekommen, um dir dafür zu danken, daß du das Leben meines Sohnes gerettet hast«, sagte Mohammed in der Dari-Sprache. »Bist du krank?«

»Ich bekomme ein Kind.«

»Jetzt?« fragte er perplex.

»Bald. Hilf mir ins Haus.« Er zögerte - eine Niederkunft galt, wie alles, das ausschließlich Frauen betraf, als unrein - doch er zögerte nur einen kurzen Augenblick. Dann half er ihr beim Aufstehen und stützte sie, als sie durch das Wohnzimmer ins Schlafzimmer ging. Dort legte sie sich wieder auf den Teppich. »Hol Hilfe«, sagte sie zu ihm. Er krauste die Stirn, unschlüssig, was er tun

sollte; und wirkte dabei eigentümlich knabenhaft hübsch.

»Wo ist Jean-Pierre?«

»Nach Khawak. Ich brauche Rabia.«

»Ja«, sagte er. »Ich werde meine Frau schicken.«

»Bevor du gehst...« - »Ja?«

»Bitte, gib mir etwas Wasser.« Er sah schockiert aus. Ein Mann, der eine Frau bediente, und sei es auch lediglich mit einem Schluck Wasser - das war undenkbar. Jane fügte hinzu: »Aus dem speziellen Behälter.« Sie hatte stets ein Gefäß mit abgekochtem, gefiltertem Trinkwasser bereitstehen; nur auf diese Weise konnte man sich vor den zahlreichen Darmparasiten schützen, unter denen fast alle Einheimischen ihr Leben lang litten. Mohammed entschied sich, gegen die Konvention zu verstoßen. »Natürlich«, sagte er. Er ging ins Nebenzimmer und kehrte kurz darauf mit einem Becher voll Wasser zurück. Jane dankte ihm und nippte zufrieden daran.

»Ich werde Halima schicken, um die Hebamme zu holen«, sagte er. Halima war seine Frau. »Danke«, erwiderte Jane. »Sag ihr, sie möge sich beeilen.« Mohammed verschwand. Jane hatte Glück, daß er es war und keiner der anderen Männer. Die anderen hätten sich geweigert, eine kranke Frau auch nur zu berühren, doch Mohammed unterschied sich von ihnen. Er war einer der wichtigsten Guerillas und praktisch der örtliche Stellvertreter des Rebellenführers Masud. Mohammed war erst vierundzwanzig, doch in diesem Land war das ja nicht zu jung, um schon Guerillaführer zu sein und einen neunjährigen Sohn zu haben. Er hatte in Kabul studiert, sprach ein wenig Französisch und wußte, daß die Sitten hier im Tal nicht die einzig denkbare Form gesellschaftlichen Verhaltens auf der Welt waren. Seine

Hauptaufgabe bestand darin, Konvois von und nach Pakistan zu organisieren, den Nachschub von Waffen und Munition für die Aufständischen. Ein solcher Konvoi war es auch gewesen, mit dem Jane und Jean- Pierre in dieses Tal gekommen waren. Jane rief sich die schreckliche Reise ins Gedächtnis zurück, während sie auf die nächste Kontraktion wartete. Sie hatte sich für gesund, sportlich und kräftig gehalten, für ausdauernd genug, den ganzen Tag zu Fuß zu gehen; doch sie hatte nicht mit dem knappen Proviant, den steilen Steigungen, den rauhen, steinigten Pfaden und der kräftezehrenden Diarrhöe gerechnet. Streckenweise waren sie ausschließlich nachts weitergezogen, aus Angst vor russischen Hubschraubern. Hie und da hatten sie es auch mit feindseligen Dörflern zu tun: Diese befürchteten, der Konvoi könne einen russischen Angriff auf sich ziehen, und weigerten sich, den Guerillas Lebensmittel zu verkaufen; oder sie versteckten sich hinter versperreten Türen; mitunter wiesen sie dem Konvoi den Weg zu einer Wiese oder einer Obstpflanzung, nur wenige Kilometer entfernt, angeblich ideale Lagerplätze, die dann jedoch gar nicht existierten. Der russischen Angriffe wegen änderte Mohammed ständig die Route. Jean-Pierre hatte in Paris amerikanische Landkarten von Afghanistan aufgetrieben, die besser waren als die der Aufständischen, so daß Mohammed oft ins Haus kam, um die Landkarten zu studieren, bevor er einen neuen Konvoi losschickte. Eigentlich kam Mohammed öfter, als es wirklich notwendig war. Auch richtete er häufiger ein Wort an Jane, als afghanische Männer das für gewöhnlich taten; und suchte ein wenig zu sehr Blickkontakt mit ihr; und betrachtete allzu oft heimlich ihren Körper. Sie glaubte, daß er in sie verliebt war -

zumindest gewesen war, bevor ihre Schwangerschaft augenscheinlich wurde. Sie ihrerseits hatte sich von ihm angezogen gefühlt, damals, als sie wegen Jean-Pierres Verhalten so deprimiert war. Mohammed war schlank und braun und stark und mächtig, und zum erstenmal in ihrem Leben fand Jane einen waschechten Chauvinisten, einen in der Wolle gefärbten Macho, attraktiv. Sie hätte eine Affäre mit ihm haben können. Er war zwar ein frommer Moslem, wie alle Guerillas, doch das hätte vermutlich keine Rolle gespielt. Sie glaubte, daß ihr Vater recht gehabt hatte: »Frömmigkeit«, pflegte er zu sagen, »kann zwar schwächliches Begehren im Zaum halten, nichts jedoch vermag wirkliche Wollust zu zügeln.« Der letzte Teil des Satzes hatte ihre Mutter immer besonders erzürnt. Nein, hier in dieser puritanischen bäuerlichen Gemeinde war Ehebruch nicht weniger häufig als irgendwo sonst, das hatte Jane begriffen, je öfter sie dem Dorfklatsch am Fluß lauschte, an den die Frauen zum Baden und zum Wasserholen gingen. Jane wußte auch, wie man's anstellte. Mohammed hatte es ihr gesagt. »Bei Einbruch der Dunkelheit kannst du unter dem Wasserfall hinter der letzten Wassermühle die Fische springen sehen«, hatte er eines Tages gesagt. »Ich gehe manchmal um diese Zeit dorthin, um welche zu fangen.« Bei Einbruch der Dunkelheit waren alle Frauen mit dem Kochen beschäftigt, während die Männer im Hof der Moschee saßen, sich unterhielten und rauchten: So weit vom Dorf entfernt waren Liebesleute vor Entdeckung sicher, und weder Jane noch Mohammed wären vermißt worden. Die Vorstellung, mit diesem gutaussehenden, primitiven Afghanen an einem Wasserfall ein Schäferstündchen zu verbringen, hatte für Jane etwas Verführerisches; doch

dann war sie schwanger geworden, und Jean-Pierre hatte ihr gestanden, wie sehr er fürchtete, sie zu verlieren. Seither war sie entschlossen, alle Kraft einzusetzen, um ihre Ehe zu retten, mochte kommen, was wollte. So war sie denn niemals zum Wasserfall gegangen, und als sichtbar wurde, daß sie sich in anderen Umständen befand, suchten Mohammeds heimliche Blicke ihren Körper nicht mehr. Vielleicht war es die latente Intimität zwischen ihnen, die Mohammed veranlaßt hatte, hereinzukommen und ihr zu helfen in einer Situation, da andere Männer ihr die Hilfe verweigert hätten. Vielleicht war es auch wegen Mousa. Mohammed hatte nur diesen einen Sohn — außer seinen drei Töchtern -, und es war durchaus möglich, daß er das Gefühl hatte, Jane etwas schuldig zu sein. Heute habe ich einen Freund gewonnen und mir jemanden zum Feind gemacht, dachte sie: Mohammed und Abdullah. Wieder setzten die Wehen ein, und ihr wurde bewußt, daß die letzte Pause länger gewesen war als die vorangegangenen. Kamen die Kontraktionen jetzt unregelmäßig? Warum? Jean-Pierre hatte ihr nichts darüber gesagt. Aber er hatte viel vergessen von seinem gynäkologischen Wissen, das er sich vor drei oder vier Jahren erworben hatte. Diese Wehe war die bisher schlimmste, und danach fröstelte Jane und fühlte sich erbärmlich übel. Wo blieb bloß die Hebamme? Mohammed würde sie nicht vergessen oder es sich anders überlegt haben - ganz bestimmt hatte er seine Frau nach der Hebamme geschickt. Aber hatte sie ihm auch gehorcht? Selbstverständlich — afghanische Frauen gehorchten ihren Männern immer. Aber vielleicht ging sie langsam, klatschte unterwegs mit anderen Frauen, blieb womöglich noch in irgendeinem Haus eine Weile zum Tee. Genauso wie es im Fünf-Löwen-Tal

Ehebruch gab, gab es natürlich auch Eifersucht, und Halima würde zweifellos wissen oder doch ahnen, was ihr Mann für Jane empfand — das taten Ehefrauen immer. Ob sie es übelnahm, daß sie jetzt Hilfe holen sollte für ihre Rivalin, diese exotische, weißhäutige, gebildete Ausländerin, die ihren Mann so faszinierte? Plötzlich war Jane sehr zornig auf Mohammed und Halima. Ich habe doch nichts Schlechtes getan, dachte sie. Warum lassen sie mich alle im Stich? Warum ist mein Mann nicht bei mir? Die nächste Wehe setzte ein, und Jane brach in Tränen aus. Es war einfach zu viel. »Ich kann nicht mehr«, sagte sie laut. Es schüttelte sie am ganzen Körper. Sie wollte sterben, bevor die Schmerzen schlimmer werden konnten. »Mammi, hilf mir, Mammi«, schluchzte sie. Plötzlich legte sich ein starker Arm um ihre Schultern, und eine Frauenstimme an ihrem Ohr murmelte unverständliche, aber beschwichtigende Worte auf Dari. Ohne die Augen zu öffnen, hielt sie sich an der Frau fest, weinend und laut schreiend, als die Kontraktion immer stärker wurde; allmählich ließ sie nach, allzu langsam, jedoch auf eine Art, als könnte es die letzte gewesen sein, jedenfalls die letzte schlimme. Sie blickte auf und erkannte die ernsten braunen Augen und Runzelwangen der alten Rabia, der Hebamme. »Möge Gott mit dir sein, Jane Debout.« Jane fühlte sich erleichtert, wie von einer erdrückenden Last erlöst. »Und mit dir, Rabia Gul«, flüsterte sie dankbar. »Kommen die Wehen schnell hintereinander?« »Alle ein oder zwei Minuten.« Eine andere Frauenstimme sagte: »Das Baby kommt zu früh.« Jane drehte den Kopf und sah Zahara Gul, Rabias Schwiegertochter, eine üppige junge Frau in Janes Alter. Sie hatte welliges, fast schwarzes Haar und einen breiten,



lachlustigen Mund. Von allen Frauen im Dorf war Zahara diejenige, der Jane sich am nächsten fühlte.

»Ich bin froh«, sagte sie, »daß ihr hier seid.« Rabia sagte:

»Das Baby kommt so früh, weil du Mousa den Hang hinaufgetragen hast.«

»Ist das alles?« fragte Jane.

»Das genügt doch.« Also wußten sie nichts über ihre Auseinandersetzung mit Abdullah, dacht Jane. Er hat beschlossen, die Geschichte für sich zu behalten. Rabia fragte: »Soll ich alles für das Baby bereitmachen?«

»Ja, bitte.« Weiß Gott, auf was für eine Art von primitiver Gynäkologie ich mich da einlasse, dachte Jane; aber allein schaff ich's nie, nein, ich schaff s nicht.

»Möchtest du, daß Zahara Tee kocht?« fragte Rabia.

»Ja, bitte.« Dies zumindest hatte mit Aberglauben nichts zu tun. Die beiden Frauen machten sich an die Arbeit. Schon ihre Gegenwart hatte für Jane etwas Tröstliches. Es war nett, dacht sie, daß Rabia um Erlaubnis gebeten hatte, ihr zu helfen - ein westlicher Arzt wäre hereinmarschiert und hätte sich benommen, als ob ihm das Haus gehörte. Rabia wusch sich rituell die Hände und rief die Propheten an, sie

>rotgesichtig< zu machen - was Erfolg verhiess -, und wusch sich dann noch einmal sehr gründlich mit Seife und viel Wasser. Zahara brachte ein Gefäß mit wilder Raute, die Rabia anzündete. Jane erinnerte sich daran, daß es hieß, der Geruch brennender Raute vertreibe böse Geister. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß der beizende Rauch helfen würde, die Fliegen fernzuhalten. Rabia war ein wenig mehr als nur Hebamme. Geburtshilfe bildete zwar ihre Hauptarbeit, jedoch verstand sie sich auch, mit Hilfe von Kräutern und Magie, auf die Behandlung von Frauen, die

Schwierigkeiten hatten, schwanger zu werden. Sie wußte um Methoden zur Empfängnisverhütung oder Abtreibung, die allerdings weniger gefragt waren: afghanische Frauen wünschen sich im allgemeinen viele Kinder. Auch bei jeder Art

>weiblicher< Krankheit wurde Rabia um Rat gefragt. Und für gewöhnlich wurde sie gebeten, die Toten zu waschen - eine Arbeit, die, genau wie die Geburtshilfe, als unrein galt. Jane beobachtete, wie sie im Zimmer umherging. Wahrscheinlich war sie die älteste Frau im Dorf, so um die Sechzig. Sie war klein - kaum über einsfünfzig - und sehr dünn, wie die meisten Menschen hier. Ihr runzliges, braunes Gesicht war umrahmt von weißem Haar. Sie bewegte sich langsam, ihre knochigen alten Hände waren geschickt und zuverlässig. Anfangs war ihr Verhältnis zu Jane voller Mißtrauen und Feindseligkeit gewesen. Als Jane gefragt hatte, wen Rabia im Fall einer schwierigen Entbindung rief, hatte Rabia gefaucht:

»Möge der Teufel taub sein, ich habe noch nie eine schwierige Entbindung gehabt, und ich habe noch nie eine Mutter oder ein Kind verloren.« Doch als dann später Frauen aus dem Dorf mit kleineren Menstruationsproblemen oder normalen Schwangerschaften zu Jane kamen, hatte sie, statt ihnen Placebos zu verschreiben, sie zu Rabia geschickt; von da an hatte sich eine Zusammenarbeit entwickelt. Rabia hatte Jane wegen der Vaginalinfektion einer vor kurzem entbundenen Frau befragt, und Jane hatte ihr Penicillin gegeben und erklärt, wie es anzuwenden sei. Rabias Prestige war gewaltig gestiegen, als bekannt wurde, daß man ihr westliche Medikamente anvertraute; und Jane hatte ihr, ohne sie zu beleidigen, sagen können, daß

wahrscheinlich Rabia selbst die Infektion verursacht hatte, und zwar wegen ihrer Gewohnheit, während einer Entbindung den Geburtskanal einzuschmieren. Von da an kam Rabia ein- oder zweimal in der Woche zur Klinik, um mit Jane zu sprechen und ihr bei der Arbeit zuzusehen. Jane nutzte solche Gelegenheiten, um - eher beiläufig — zu erklären, warum sie sich so oft die Hände wusch, warum sie ihre Instrumente nach jedem Gebrauch in heißes Wasser legte, warum sie vor allem Kleinkindern bei Diarrhöe viel Flüssigkeit gab und manches mehr. Rabia revanchierte sich, indem sie Jane einige ihrer eigenen Geheimnisse verriet. Jane interessierte es, was die Tränke enthielten, die Rabia braute, und bei manchen konnte sie sich denken, auf welche Weise sie wirkten: solche zur Förderung der Empfängnisfähigkeit enthielten Kaninchenhirn oder Katzenmilz und lieferten vermutlich jene Hormone, die dem Metabolismus der betreffenden Patientin fehlten; und Minze, vor allem Katzenminze, half wahrscheinlich, Infektionen zu beseitigen, welche eine Empfängnis verhinderten. Rabia hatte auch ein Mittel, das Frauen ihren impotenten Männern geben konnten, und es gab keinen Zweifel, auf weiche Weise das wirkte: Es enthielt Opium. Das Mißtrauen wich wechselseitiger und irgendwie wachsamer Achtung; dennoch hatte Jane Rabia nicht wegen ihrer eigenen Schwangerschaft konsultiert. Rabia ihre Mischung aus Folklore und Hexerei bei afghanischen Frauen anwenden zu lassen, war eine Sache, sich ihren Praktiken selbst auszuliefern, eine ganz andere. Außerdem hatte Jane damit gerechnet, daß Jean-Pierre sie entbinden würde. Als Rabia sie seinerzeit nach der Lage des Babys fragte und ihr eine Gemüsesdiät für ein Mädchen verordnete, ließ Jane keinen

Zweifel daran, daß bei dieser Schwangerschaft nur westliche Methoden in Frage kamen. Rabia war gekränkt, zweifellos, doch sie nahm die Entscheidung mit Würde hin. Und jetzt befand sich Jean-Pierre in Khawak, und Rabia war hier bei Jane, die sich sehr erleichtert fühlte, die Hilfe einer alten Frau zu haben, welche Hunderte von Entbindungen vorgenommen und selbst elf Kinder zur Welt gebracht hatte. Die Schmerzen waren schon eine Zeitlang ausgeblieben, statt dessen hatte Jane in den letzten Minuten, während sie Rabia bei ihren Verrichtungen zusah, in ihrem Unterleib ein neues Gefühl wahrgenommen, das unverkennbare Gefühl eines Drucks, begleitet von einem zunehmenden Drang zu *pressen*. Der Drang wurde unwiderstehlich, und während sie preßte, stöhnte sie, aber nicht vor Schmerz, sondern vor Anstrengung. Sie hörte Rabias Stimme, wie aus der Ferne: »Es fängt an. Das ist gut.« Nach einer Weile legte sich der Drang. Zahara brachte einen Becher mit grünem Tee. Jane setzte sich auf und nippte dankbar. Der Tee war warm und sehr süß. *Zahara* ist im selben Alter wie ich, dachte Jane, und sie hat bereits vier Kinder zur Welt gebracht, Fehlgeburten nicht mitgerechnet. Doch sie war eine jener Frauen, die voller Vitalität zu sein schienen, wie eine gesunde junge Tigerin. Sie würde wahrscheinlich noch mehrere Kinder haben. Während in der Anfangszeit die meisten Frauen mißtrauisch und feindselig gewesen waren, hatte Zahara Jane mit unverkennbarer Neugier begrüßt; und Jane hatte bald erkannt, daß Zahara so manche der Sitten und Traditionen im Tal für unsinnig hielt und begierig darauf war, soviel wie möglich von ausländischen Ideen über Gesundheit, Kinderpflege und Ernährung zu lernen. Und so war Zahara nicht nur Janes Freundin geworden,

sondern gewissermaßen auch die Vorhut für ihr Programm zur Gesundheitserziehung. An diesem Tag jedoch lernte Jane afghanische Methoden kennen. Sie sah, wie Rabia auf dem Fußboden eine Plastikplane ausbreitete (was mochte man in jener Zeit benutzt haben, als es noch kein Plastik hier gegeben hatte?) und mit einer Schicht Sand bedeckte, den Zahara in einem Eimer von draußen holte. Rabia hatte etliche Gegenstände auf einen niedrigen Tisch gelegt, und Jane stellte zufrieden fest, daß dazu auch saubere Watte und eine noch in ihrer Hülle steckende Rasierklinge gehörten. Wieder überkam sie dieser Drang zu pressen, und Jane schloß die Augen, um sich zu konzentrieren. Es tat nicht eigentlich *weh*; es war mehr wie eine unglaubliche, unmögliche Verstopfung. Sie begann zu stöhnen, aber nicht vor Schmerzen, sondern weil es bei der Anstrengung half, was sie auch Rabia sagen wollte, nur daß sie nicht beides tun konnte: pressen und sprechen. In der nächsten Zwischenpause kniete Rabia nieder, löste die Zugschnur an Janes Hose und zog sie behutsam über Leib und Beine aus. »Möchtest du Wasser lassen, bevor ich dich wasche?« fragte sie.

»Ja.« Sie half Jane beim Aufstehen und stützte sie, als Jane hinter die Schirmwand ging; hielt sie dann bei den Schultern, während sie auf dem Topf saß. *Zahara* brachte eine Schüssel mit warmem Wasser und trug den Topf fort. Rabia wusch Janes Bauch, Schenkel und Genitalien, wobei sie zum erstenmal etwas forscher vorging. Danach legte sich Jane wieder hin. Rabia wusch sich die Hände und trocknete sie. Sie zeigte Jane ein kleines Gefäß mit blauem Pulver - Kupfersulfat, vermutete Jane — und sagte: »Diese Farbe flößt den bösen Geistern Angst ein.« »Was willst du tun?«

»Ein wenig davon auf deine Stirn streichen.«

»Na gut«, sagte Jane und fügte hinzu: »Danke.« Rabia tat etwas Pulver auf Janes Stirn. Ich habe nichts gegen Magie, solange sie harmlos ist, dachte Jane, aber was wird sie tun, falls es ein wirkliches medizinisches Problem gibt? Und um wie viele Wochen genau kommt dieses Baby zu früh? Während sie noch besorgt grübelte, setzte die nächste Kontraktion ein, so daß sie sich nicht darauf konzentrierte, in der richtigen Weise mitzupressen, und natürlich tat es wieder sehr weh. Ich darf mir keine Sorgen machen, dachte sie, ich muß ganz entspannt sein. Danach fühlte sie sich erschöpft und recht schläfrig. Sie schloß die Augen. Und fühlte dann, wie Rabia ihr Hemd aufknöpfte — das, welches sie sich am Nachmittag von Jean- Pierre geliehen hatte, vor einer Ewigkeit. Rabia begann, Janes Bauch mit irgend etwas Salbenartigem zu massieren, wahrscheinlich mit geklärter Butter. Sie drückte ihre Fingerkuppen in die Bauchdecke. Jane öffnete die Augen und sagte: »Versuch nicht, das Baby zu bewegen.« Rabia nickte, fuhr jedoch mit ihrer Untersuchung fort, die eine Hand an der oberen Wölbung von Janes Bauch, die andere an der unteren. »Der Kopf ist unten«, sagte sie schließlich. »Alles ist gut. Aber das Baby wird sehr bald kommen. Du solltest jetzt aufstehen.« Zahara und Rabia halfen Jane, so daß sie stehen und zwei Schritte vorwärts auf die mit Sand bedeckte Plastikplane machen konnte. Rabia war jetzt hinter ihr und sagte: »Stell dich auf meine Füße.« Jane tat es, obwohl sie nicht recht wußte, was dies eigentlich sollte. Rabia brachte sich und Jane in eine Art Hockposition. »Setz dich auf mich«, sagte sie. »Ich kann dich halten.« Jane ließ ihr ganzes Gewicht auf den Schenkeln der alten Frau ruhen. Dies war also die

Stellung, welche die Kreißende hier beim Gebären einnahm. Jane fand sie überraschend bequem und angenehm. Dann fühlte sie, wie ihre Muskeln sich wieder spannten. Sie biß die Zähne aufeinander und begann wieder stöhnend, nach unten zu pressen. Zahara kauerte vor ihr. Eine Zeitlang nahm Jane nichts wahr als den Druck. Endlich ließ er nach, und sie erschlaffte, ausgepumpt, nur halb bei Bewußtsein; sie ließ sich völlig von Rabia stützen. Als es wieder losging, war da ein neuer Schmerz, in ihrem Schoß zwischen den Beinen. Zahara sagte plötzlich: »Es kommt.«

»Jetzt nicht mehr pressen«, sagte Rabia. »Laß das Baby herausgleiten.« Der Druck minderte sich. Rabia und Zahara tauschten die Plätze, und Rabia hockte sich zwischen Janes Beine, mit aufmerksamem Blick. Erneut kam der Druck. Jane biß die Zähne aufeinander. Rabia sagte: »Nicht pressen. Ganz ruhig sein.« Jane versuchte, ihren Körper zu entspannen. Rabia blickte zu ihr hoch und streckte die Hand empor, um ihr Gesicht zu fühlen. Sie sagte: »Beiß nicht die Zähne aufeinander. Mach, daß der Mund locker ist.« Jane ließ den Unterkiefer hängen und fand, daß ihr das beim Entspannen half. Wieder kam dieses brennende Gefühl, schlimmer als zuvor, und Jane wußte, daß das Baby fast schon geboren war: Sie konnte spüren, wie sich sein Kopf herauspreßte, so daß ihre Öffnung unglaublich weit gedehnt wurde. Sie schrie auf vor Schmerz - und plötzlich hörte er auf, und einen Augenblick lang konnte sie überhaupt nichts fühlen. Sie blickte nach unten. Rabia langte zwischen ihre Schenkel, wobei sie die Namen der Propheten rief. Durch einen Tränenschleier sah Jane in den Händen der Hebamme etwas Rundes und Dunkles.

»Nicht ziehen«, sagte Jane. »Nicht am Kopf ziehen.«

»Nein«, sagte Rabia. Wieder spürte Jane den Druck. Im selben Augenblick sagte Rabia: »Leicht pressen für die Schulter.« Jane schloß die Augen und preßte sacht. Ein wenig später sagte Rabia: »Jetzt die andere Schulter.« Wieder preßte Jane, und dann war alle Anspannung fast völlig fort, und sie wußte, daß sie das Kind zur Welt gebracht hatte. Sie blickte nach unten und sah die winzige Gestalt in Rabias Arm. Die Haut war runzlig und feucht und der Kopf bedeckt mit dunklem, gleichfalls feuchtem Haar. Die Nabelschnur sah sonderbar aus: wie ein dickes, blaues Seil, in dem es wie in einer Ader pulsierte.

»Ist alles in Ordnung?« fragte Jane. Rabia gab keine Antwort. Sie spitzte die Lippen gegen das wie starre Gesicht des Kindes. O Gott, es ist tot, dachte Jane.

»Ist es in Ordnung?« wiederholte sie. Rabia blies abermals, und das Baby öffnete seinen winzigen Mund und schrie. Jane sagte: »Oh, Gott sei Dank - es lebt.« Rabia nahm saubere Wolle vom niedrigen Tisch und tupfte damit das Gesicht des Kindes ab.

»Ist es normal?« fragte Jane. Endlich sprach Rabia. Sie blickte Jane in die Augen und sagte lächelnd: »Ja. Sie ist normal.« Sie ist normal, dachte Jane. Sie. Ich habe ein kleines Mädchen zur Welt gebracht. Ein Mädchen! Plötzlich fühlte sie sich völlig kraftlos. Sie konnte sich nicht länger aufrecht halten.

»Ich möchte mich hinlegen«, sagte sie. Zahara half ihr zur Matratze und schob ihr Kissen hinter den Rücken, so daß sie aufrecht sitzen konnte, während Rabia das Baby hielt, das durch die Nabelschnur noch immer mit Jane verbunden war. Als Jane saß, begann Rabia, das Baby mit Wattestückchen trockenzutupfen. Jane sah, wie die Nabelschnur aufhörte zu pulsieren, wie sie zu



schrumpfen und weiß zu werden begann. »Du kannst die Schnur jetzt durchschneiden«, sagte sie zu Rabia. Rabia blickte skeptisch, tat es jedoch. Sie nahm eine Art weißen Bindfaden vom Tisch und schlang ihn, etliche Zentimeter vom Nabel des Babys, um die Nabelschnur. Etwas näher wäre besser, dachte Jane, aber es kommt nicht so darauf an. Rabia wickelte die frische Rasierklinge aus. »Im Namen Allahs«, sagte sie und schnitt die Schnur durch. »Gib sie mir«, sagte Jane. Rabia reichte ihr das Baby. »Laß sie nicht saugen«, erklärte sie. Jane wußte, daß Rabia in diesem Punkt irrte. »Es hilft der Nachgeburt«, sagte sie. Rabia zuckte die Achseln. Jane legte das Gesicht des Babys an ihre Brust. Ihre Brustwarzen waren vergrößert, mit einem wunderbaren Gefühl für Reize, so wie wenn Jean-Pierre ihre Brüste küßte. Als ihre Brustwarze die Wange des Babys berührte, drehte das Kind automatisch den Kopf und öffnete seinen kleinen Mund. Sobald es die Brustwarze zwischen den Lippen hatte, begann es zu saugen. Zu Janes Erstaunen löste das ein Gefühl aus, das irgendwie sexy war. Für einen Augenblick war sie schockiert, dann dachte sie: Was soll's. In ihrem Unterleib spürte sie weitere Bewegungen. Sie gehorchte dem Drang zu pressen, und dann fühlte sie, wie die Plazenta herauskam, ein schlüpfriges Etwas. Rabia wickelte sie sorgfältig in einen Lappen. Das Baby hörte auf zu saugen und schien in Schlaf zu fallen. Zahara reichte Jane einen Becher mit Wasser. Sie leerte ihn auf einen Zug. Das Wasser schmeckte wunderbar, so gut wie nie zuvor. Sie bat um mehr. Sie fühlte sich wund, erschöpft und wundersam glücklich. Sie betrachtete das kleine Mädchen, das friedlich an ihrer Brust schlief. Und sie war selber schlafbereit. Rabia sagte: »Wir sollten das

Kleine einwickeln.« Jane hob das Baby hoch — es war leicht wie eine Puppe - und reichte es der alten Frau.

»Chantal«, sagte sie, als Rabia ihr das kleine Mädchen annahm. »Ihr Name ist Chantal.« Dann schloß sie die Augen.

## 5

ELLIS THALER FLOG mit einer Maschine der Eastern Airlines von Washington nach New York. Auf dem LaGuardia-Flughafen stieg er in ein Taxi und fuhr zum Plaza-Hotel in New York City. Der Fahrer setzte ihn vor dem Eingang in der Fifth Avenue ab. Ellis betrat das Hotel. Im Foyer wandte er sich nach links und ging zu den Fahrstühlen auf der Seite der

58. Straße. Ein Mann in einem eleganten Straßenanzug und eine Frau mit einer Tragetasche von Saks stiegen zusammen mit ihm ein. Der Mann stieg im siebten Stock aus. Ellis stieg im achten aus. Die Frau fuhr weiter. Ellis ging den grottenartigen Hotelkorridor entlang, bis er zu den Fahrstühlen auf der Seite der 59. Straße kam. Von dort fuhr er hinunter ins Erdgeschoß und verließ das Hotel durch den Ausgang zur 59. Straße. Jetzt war er sicher, daß er nicht beschattet wurde. Auf der Südseite des Central Park winkte er ein Taxi herbei, fuhr darin zur Penn Station und nahm den Zug nach Douglaston, Queens. Während er im Zug saß, gingen ihm einige Zeilen aus Audens *Lullaby* durch den Kopf. Es war über ein Jahr her, daß er in Paris den aufstrebenden amerikanischen Dichter gespielt hatte, doch eine Schwäche für Lyrik war ihm geblieben. Er fuhr fort, sich zu vergewissern, daß ihm kein Schatten folgte, denn von dieser Verabredung durften seine Feinde auf keinen Fall

jemals erfahren. In Flushing stieg er aus und wartete auf dem Bahnsteig auf den nächsten Zug. Außer ihm wartete niemand. Wegen all dieser Vorsichtsmaßnahmen war es schon fünf Uhr, als er in Douglaston ankam. Vom Bahnhof aus ging er etwa eine halbe Stunde lang zu Fuß, in flottem Tempo. Er überlegte sich, wie er die Sache angehen sollte und mit was für Reaktionen er zu rechnen hatte. Er gelangte zu einer Vorortstraße mit Blick auf den Long Island Sund und blieb vor einem gepflegten kleinen Haus stehen, dessen nachempfunderer Tudor-Stil die entsprechenden Giebel und ein buntes Glasfenster aufwies. In der Auffahrt stand ein kleines Auto, ein japanisches Fabrikat. Als er den Weg zum Eingang entlangschritt, öffnete ein blondes Mädchen von dreizehn Jahren die Tür. Ellis sagte: »Hallo, Petal.«

»Hi, Daddy«, erwiderte sie. Er beugte sich vor, um sie zu küssen, wie stets mit einem Gefühl des Stolzes - und mit schlechtem Gewissen. Er betrachtete sie aufmerksam. Unter ihrem T-Shirt mit dem Bild von Michael Jackson trug sie einen BH. Zweifellos noch nicht lange. Sie ist im Begriff, eine Frau zu werden. Nicht zu fassen.

»Möchtest du nicht einen Augenblick hereinkommen?« fragte sie höflich.

»Natürlich.« Er folgte ihr ins Haus. Von hinten wirkte sie noch weiblicher. Er fühlte sich an seine erste Freundin erinnert. Fünfzehn war er gewesen und sie nicht viel älter als Petal jetzt... Nein, Augenblick mal, dachte er: Sie *war jünger*, erst *zwölf*. Und ich hab' ständig an ihrem Pulli herumgetätschelt. Möge der Himmel meine Tochter vor fünfzehnjährigen Jungen beschützen! Sie betraten ein kleines, hübsches Wohnzimmer. »Möchtest du dich nicht setzen?« fragte Petal. Ellis setzte sich.

»Kann ich dir irgend etwas anbieten?« fragte sie.

»Sei doch nicht so förmlich«, sagte er zu ihr. »Schließlich bin ich dein Daddy.« Sie wirkte verwirrt und unsicher, als sei sie für einen Fehler getadelt worden, von dem sie nicht gewußt hatte, daß es ein Fehler war. Nach einigen Sekunden sagte sie: »Ich muß mich kämmen. Dann können wir gehen. Entschuldige mich.«

»Natürlich«, sagte Ellis. Sie verließ das Zimmer. Ihre Förmlichkeit schmerzte ihn. Es war ein Zeichen dafür, daß er immer noch ein Fremder für sie war. Manchmal verbrachten sie einen ganzen Tag miteinander, aber meistens führte er sie, so wie heute, nur zum Dinner aus. Für diese kurze Stunde mußte er, um absolute Sicherheit zu gewährleisten, eine fünfstündige Fahrt in Kauf nehmen. Es war ihm noch nicht gelungen, als normales Familienmitglied von ihr akzeptiert zu werden. Seit seiner Rückkehr aus Paris hatte er sich mit ihr wenigstens einmal im Monat getroffen. Aber das war ihr nicht direkt bewußt. Sein Ziel war bescheiden: Unauffällig und ohne jede Dramatik wollte er versuchen, im Leben seiner Tochter einen kleinen, jedoch dauerhaften Platz einzunehmen. Das hatte bedeutet, daß er in anderer Funktion tätig sein mußte, keinesfalls mehr in jener Art von Außendienst wie in Paris. Seinen Vorgesetzten mißfiel das sehr. Es gab nur wenige gute Geheimagenten, dagegen Hunderte von schlechten. Er selbst hatte seinen Entschluß widerwillig gefaßt; eigentlich war es seine Pflicht, fand er, seine Fähigkeiten zu nutzen. Aber wenn er die Zuneigung seiner Tochter gewinnen wollte, konnte er nicht jedes Jahr in irgendeinen Winkel der Welt verschwinden, ohne ihr zu sagen, wohin er reiste oder warum oder auch nur, für wie lange. Auch durfte er es nicht riskieren, getötet zu werden, wo sie gerade erst anfang, ihn lieben zu lernen. Doch fehlte ihm vieles: die

Aufregung, die Gefahr, die Spannung und das Gefühl, einen Auftrag zu erfüllen, den keiner so gut ausführen konnte wie er. Doch allzu lange schon waren seine emotionalen Bindungen flüchtig gewesen, und nachdem er Jane verloren hatte, brauchte er wenigstens einen Menschen, dessen Liebe von Dauer war. Während er wartete, kam Gill ins Zimmer. Seine frühere Frau wirkte kühl und beherrscht. Sie trug ein weißes Sommerkleid. Er küßte sie auf die dargebotene Wange. »Wie geht es dir?« fragte sie.

»Wie immer. Und dir?«

»Ich habe *unglaublich* viel zu tun.« Sie fing an, ihm ausführlich zu erzählen, was sie alles zu tun hatte, und wie stets schaltete Ellis ab. Er mochte sie, doch langweilte sie ihn zu Tode. Sonderbarer Gedanke, daß er einmal mit ihr verheiratet gewesen war. Aber sie war das hübscheste Mädchen auf dem College gewesen und er der gescheiteste Junge, und es war 1967, wo jeder kiffte und alles möglich war, zumal in Kalifornien. Am Ende ihres ersten gemeinsamen Jahres heirateten sie, ganz in Weiß, und irgendwer klimperte dazu den Hochzeitsmarsch auf dem Sitar. Dann rasselte Ellis durch seine Examina und mußte das College verlassen, woraufhin er prompt eingezogen wurde, und statt nach Kanada oder Schweden abzuhausen, wie damals viele in seiner Lage, ging er brav wie ein Lamm zur Musterung, was alle verblüffte, ausgenommen Gill, der zu diesem Zeitpunkt längst klar war, daß es mit ihrer Ehe nicht klappte, und die erwartet hatte, daß Ellis sich auf irgendeine Weise aus dem Staube machen würde. Später lag er dann mit einer Wadenwunde in Saigon im Lazarett - die häufigste Verwundung bei Hubschrauberpiloten, weil zwar ihr Sitz gepanzert war, der Boden jedoch nicht.

Während seines Lazarettaufenthalts erhielt er das Scheidungsurteil. Irgendwer warf, als er gerade auf dem Klo war, die Mitteilung auf sein Bett, dazu ein weiteres Oak Leaf Cluster, ein >Eichenlaub<, sein fünfundzwanzigstes - damals wurden jede Menge Orden verliehen. Ich *bin gerade geschieden worden*, hatte er gesagt, und der Soldat im Bett daneben hatte erwidert: *Ist ja irre. Woll'n wir 'n bißchen Karten spielen?* Das Baby hatte Gill ihm verschwiegen, doch ein paar Jahre später fand er's heraus: Als er Spion wurde und zu Übungszwecken Gill beschattete. Er entdeckte, daß sie eine Tochter namens Petal hatte (ein Name, auf den man Ende der sechziger Jahre viele Mädchen taufte) und einen Mann namens Bernard, der einen sogenannten >Fruchtbarkeitsspezialisten< konsultierte. Daß sie ihm Petal unterschlagen hatte, war die einzige wirkliche Gemeinheit, die er Gill ankreidete, dachte Ellis, wenngleich sie noch immer behauptete, es sei zu seinem eigenen Besten geschehen. Er hatte darauf bestanden, Petal hin und wieder zu besuchen, und schließlich brachte er sie dazu, Bernard nicht mehr >Daddy< zu nennen. Doch Teil der Familie — oder doch des Familienlebens - zu werden, versuchte er erst seit einem Jahr.

»Willst du mein Auto nehmen?« fragte Gill. »Wenn's dir recht ist.« »Natürlich ist's mir recht.«

»Danke.« Es war ihm peinlich, sich Gills Auto leihen zu müssen, doch die Fahrt von Washington dauerte zu lange, und Ellis wollte sich in dieser Gegend möglichst selten ein Auto mieten, denn das konnten seine Feinde eines Tages herausfinden: durch die Unterlagen in den Verleihfirmen oder über die Kreditkartengesellschaften, und das würde bedeuten, daß sie auch von Petals

Existenz erfahren. Eine Alternative hätte es gegeben: jedesmal unter einem anderen Namen ein Auto zu mieten. Doch dafür brauchte man die entsprechenden Papiere, was ziemlich teuer war, und für einen >Schreibtischmann< wie Ellis würde die CIA keine wechselnden Identitäten stellen. Und so benutzte er Gills Honda oder mietete sich am Ort ein Taxi. Petal kam zurück. Ihre langen, blonden Haare wippten sacht um ihre Schultern. Ellis stand auf. Gill sagte: »Die Schlüssel sind im Wagen.« Ellis sagte zu Petal: »Steig schon ein. Ich komme gleich nach.« Nachdem sie das Zimmer verlassen hatte, sagte er zu Gill: »Ich möchte sie für ein Wochenende nach Washington einladen.« Gill erwiderte freundlich, jedoch entschieden: »Von mir aus gern, wenn sie will, aber ich werde sie nicht dazu zwingen.« Ellis nickte. »Das ist fair. Bis später.« Er fuhr mit Petal zu einem chinesischen Restaurant in Little Neck. Sie liebte die chinesische Küche. Im Auto, außerhalb des Hauses, wirkte sie sofort gelöster. Sie bedankte sich bei Ellis dafür, daß er ihr zum Geburtstag ein Gedicht geschickt hatte.

»Keiner, den ich kenne, hat zum Geburtstag jemals ein Gedicht bekommen«, sagte sie. Er wußte nicht, ob das gut war oder schlecht. »Besser als eine Glückwunschkarte mit einem Bild eines süßen Kätzchens, hoffe ich.«

»O ja.« Sie lachte. »Alle meine Freunde finden dich so romantisch. Meine Englischlehrerin hat mich gefragt, ob du schon mal was veröffentlicht hättest.«

»Ich habe noch nie was geschrieben, das gut genug dafür gewesen wäre«, sagte er.

»Macht dir Englisch immer noch Spaß?«

»Ich mag's viel lieber als Mathe. In Mathe bin ich eine *Niete*.«

»Womit beschäftigt ihr euch? Mit Dramen?«

»Nein, aber manchmal mit Gedichten.«

»Gibt's eins, das du magst?« Sie überlegte einen Augenblick. »Das über die Narzissen.« Ellis nickte. »Das mag ich auch.«

»Ich hab' vergessen, von wem es ist.«

»William Wordsworth.«

»Ach, richtig.«

»Sonst noch eins?«

»Eigentlich nicht. Ich interessiere mich mehr für Musik. Magst du Michael Jackson?«

»Weiß ich nicht. Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich schon Platten von ihm gehört habe.«

»Er ist echt süß.« Sie kicherte. »Alle meine Freunde sind ganz verrückt nach ihm.« Es war das zweite Mal, daß sie *alle meine Freunde* gesagt hatte. Im Augenblick war ihre Gruppe von Gleichaltrigen das Wichtigste in ihrem Leben. »Ich würde gern mal ein paar von deinen Freunden kennenlernen.«

»Ach, *Daddy*«, sagte sie tadelnd. »Das würde dir gar nicht gefallen, es sind doch bloß *Mädchen*.« Das Gefühl der leisen, doch unverkennbaren Zurückweisung ließ Ellis verstummen. Eine Zeitlang konzentrierte er sich ganz aufs Essen. Er trank ein Glas Weißwein dazu: So manche französische Gewohnheit hatte er beibehalten. Als er fertig war, sagte er: »Hör mal, ich hab' da eine Idee. Wie war's, wenn du mal übers Wochenende zu mir nach Washington kämst? Mit dem Flugzeug ist es nur eine Stunde, und wir könnten eine ganze Menge unternehmen.« Sie war ziemlich überrascht. »Was gibt's denn in Washington?«



»Nun, wir könnten eine Führung durchs Weiße Haus mitmachen, wo der Präsident wohnt. Außerdem hat Washington einige der besten Museen auf der ganzen Welt. Und du hast noch nie mein Appartement gesehen. Ich habe ein Gästezimmer ...« Er brach ab. Ihr Desinteresse war offenkundig.

»Ach, Daddy, ich weiß nicht«, sagte sie. »Am Wochenende gibt's für mich immer so viel zu tun - Hausaufgaben und Parties und Einkaufen und Tanzstunde und so ...« Ellis verbarg seine Enttäuschung.

»Macht ja nichts«, sagte er. »Vielleicht kannst du ein andermal kommen, wenn du nicht soviel zu tun hast.«

»Ja, okay«, erwiderte sie sichtlich erleichtert.

»Ich könnte das Gästezimmer so herrichten, daß du kommen könntest, wann immer du möchtest.«

»Okay.«

»Welche Farbe sollen die Wände haben?«

»Ich weiß nicht.«

»Was ist deine Lieblingsfarbe?«

»Pink, glaube ich.«

»Okay, dann also Pink.« Ellis zwang sich zu einem Lächeln. Auf der Heimfahrt im Auto fragte sie ihn, ob er etwas dagegen hätte, wenn sie sich die Ohrläppchen durchstechen ließe.

»Ich weiß nicht«, sagte er vorsichtig. »Was meint Mammi denn dazu?«

»Sie sagt, sie ist einverstanden, wenn du einverstanden bist.« War es Rücksichtnahme, die Gill bewog, ihn an der Entscheidung zu beteiligen, oder schob sie ihm nur den Schwarzen Peter zu? »Ich glaube, es gefällt mir nicht«, sagte Ellis.

»Du bist mir noch ein bißchen zu jung, um dich schon für Schmuck durchlöchern zu lassen.«

»Findest du, ich bin noch zu jung, um einen Freund zu haben?« Ellis verkniff es sich, einfach ja zu sagen. Sie erschien ihm bei weitem zu jung dafür. Doch schließlich konnte er sie nicht am Erwachsenwerden hindern. »Du bist alt genug, um dich mit einem Jungen zu verabreden, aber nicht alt genug, um einen festen Freund zu haben«, sagte er und drehte kurz den Kopf, um zu sehen, wie sie reagieren würde. Sie wirkte amüsiert. Vielleicht, dachte er, reden sie heute nicht mehr von einem >festen Freund<. Als sie am Haus anlangten, stand Bernards Ford in der Auffahrt. Ellis parkte den Honda dahinter und trat mit Petal ein. Bernard war im Wohnzimmer: ein kleiner Mann mit sehr kurzgeschnittenem Haar, gutmütig und ohne jegliche Phantasie. Petal begrüßte ihn überschwenglich, umarmte und küßte ihn. Ihm schien das ein wenig peinlich zu sein. Fest schüttelte er Ellis' Hand und sagte: »Bei der Regierung in Washington läuft alles wie gewohnt, oder?«

»Alles wie gehabt«, erwiderte Ellis. Sie glaubten, daß er für das Außenministerium arbeitete und daß seine Arbeit darin bestünde, französische Zeitungen und Zeitschriften zu lesen und täglich eine Auswahl für die Frankreich-Abteilung zu treffen. »Wie war's mit einem Bier?« Eigentlich hatte Ellis gar keine Lust auf ein Bier, doch aus Höflichkeit schlug er's nicht ab. Bernard ging in die Küche, um Bier zu holen. Petal schien ihn zu mögen und zu respektieren, und er behandelte sie freundlich und liebevoll. Er und Gill hatten keine anderen Kinder: Jener >Fruchtbarkeitsspezialist< hatte ihm nicht helfen können. Er kam mit zwei Gläsern Bier zurück und reichte Ellis eines. »Geh jetzt und mach deine Hausaufgaben«, sagte er zu Petal. »Daddy wird sich später von dir

verabschieden.« Sie küßte ihn wieder und lief davon. Als sie außer Hörweite war, sagte er:

»Normalerweise hat sie sich gar nicht so. Aber wenn Sie hier sind, scheint sie's mit der Zärtlichkeit zu übertreiben. Ich versteh' das nicht.« Ellis verstand es nur zu gut, aber er wollte jetzt nicht darüber nachdenken. »Machen Sie sich da keine Gedanken«, sagte er. »Wie gehen die Geschäfte?«

»Nicht übel. Die hohen Zinsen haben uns nicht so geschadet, wie wir fürchteten. Die Leute sind offenbar trotzdem bereit, sich Geld zu leihen, wenn sie sich was kaufen wollen

— wenigstens in New York.« Er setzte sich und trank einen Schluck Bier. Ellis hatte stets das Gefühl, daß Bernard physisch Angst vor ihm hatte. Das zeigte sich in der Art, wie er ging: wie ein Familienhund, der nicht ins Haus darf und sich immer in knapper, doch sicherer Entfernung hält, um nicht von einem Fußtritt getroffen zu werden. Sie sprachen ein paar Minuten über die wirtschaftliche Situation, und Ellis trank sein Bier aus, so schnell er konnte; erhob sich dann, um zu gehen. In der Diele, am Fuß der Treppe, rief er: »Tschau, Petal.« Sie erschien oben am Geländer: »Was ist mit meinen Ohrlöchern?«

»Darf ich mir's erst noch überlegen?« fragte er.

»Klar. Tschau.« Gill kam die Treppe herab. »Ich fahre dich zum Flughafen«, sagte sie. Ellis war überrascht. »Okay. Danke.« Auf der Fahrt sagte Gill: »Sie hat mir erzählt, daß sie kein Wochenende mit dir verbringen will.«

»Richtig.«

»Das ärgert dich, stimmt's?«

»Kann man's mir ansehen?«

»Ich schon. Ich war ja mal mit dir verheiratet.« Sie schwieg einen Augenblick. »Tut mir leid, John.«

»Es ist meine Schuld. Ich hab's nicht richtig durchdacht. Bevor ich auftauchte, hatte sie eine Mammi und einen Daddy und ein Zuhause - all das, was jedes Kind haben möchte. Aber ich bin in ihrem Leben nicht nur überflüssig. Ich bin eine Bedrohung für ihr Glück — ein Eindringling, ein Störfaktor. Darum hängt sie sich Bernard an den Hals, wenn ich da bin. Sie will mir nicht wehtun. Sie tut es, weil sie Angst hat, ihn zu verlieren. Und ich bin es, der ihr Angst macht.«

»Sie wird's schon überstehen«, sagte Gill. »Amerika ist voll von Kindern mit zwei Daddies.«

»Das ist keine Entschuldigung. Ich hab's versaut, und ich muß mich damit abfinden.« Zu seiner Überraschung tätschelte sie sein Knie. »Sei nicht so streng zu dir selbst«, sagte sie. »Du eignest dich nicht für so ein Familienleben. Das wußte ich schon einen Monat nach unserer Hochzeit. Ein Haus, ein normaler Job, die Vorstadt, Kinder - das ist alles nicht das Richtige für dich. Du bist ein ganz anderer Typ. Deshalb habe ich mich damals in dich verliebt, und deshalb habe ich dich dann auch so bereitwillig gehen lassen. Ich liebte dich, weil du anders warst, verrückt, originell, aufregend. Bei dir mußte man mit *allem* rechnen. Nur ein Familienmensch, das bist du nicht.« Schweigend dachte er nach über das, was sie gesagt hatte. Es war freundlich gemeint und dafür war er dankbar. Aber stimmte es auch? Er war anderer Meinung. Sicher, ein Haus in der Vorstadt möchte ich nicht, dachte er, aber ein Zuhause will ich schon, vielleicht eine Villa in Marokko, ein Appartement in Greenwich Village oder ein Penthouse in Rom. Ich möchte keine Frau, die bloß Haushälterin spielt

und kocht und putzt; aber ich hätte gern eine Gefährtin, mit der ich über Bücher und Gedichte und Filme reden kann, eine, die sich abends mit mir unterhält. Ich hätte sogar gern Kinder, die ich großziehen kann und die sich für ein bißchen mehr als Michael Jackson interessieren. Keinen dieser Gedanken verriet er Gill. Sie bremste, und er wurde sich bewußt, daß sie schon vor dem Eastern-Terminal standen. Er warf einen Blick auf seine Uhr: zehn vor neun. Wenn er sich beeilte, konnte er vielleicht noch die 9-Uhr-Maschine erwischen. »Danke fürs Bringen«, sagte er.

»Was du brauchst, ist eine Frau von deiner Sorte«, sagte Gill. Ellis dachte an Jane. »Ich kannte mal eine.«

»Und was passierte?«

»Sie heiratete einen sehr gut aussehenden Arzt.«

»Ist der Arzt so verrückt wie du?«

»Glaube ich nicht.«

»Dann wird die Ehe nicht halten. Wann hat sie geheiratet?«

»Vor etwa einem Jahr.«

»Aha.« Gill rechnete wahrscheinlich aus, daß dies auffällig mit dem Zeitpunkt zusammenfiel, zu dem er so nachdrücklich in Petals Leben getreten war; doch war sie so nachsichtig, das nicht auszusprechen. »Befolge meinen Rat«, sagte sie. »Mach sie ausfindig und prüf mal nach.« Ellis stieg aus. »Ich melde mich bald mal wieder.«

»Bye.« Er schlug die Tür zu, und sie fuhr davon. Ellis eilte ins Gebäude. Er schaffte es gerade noch. Als das Flugzeug abhob, zog er ein Nachrichtenmagazin aus der Tasche des Sitzes vor ihm und suchte nach einem Bericht über Afghanistan. Er hatte den Krieg dort aufmerksam verfolgt, seit ihm zu Ohren gekommen war, daß Jane tatsächlich Jean-Pierre begleitet hatte. Nachrichten aus

Afghanistan machten längst keine Schlagzeilen mehr. Oft vergingen ein oder zwei Wochen ohne jede Meldung von dort. Aber jetzt, nach der winterlichen Nachrichtenflaute, fand sich doch mindestens einmal pro Woche eine Meldung in der Presse. Dieses Magazin enthielt eine Analyse der sowjetischen Situation in Afghanistan. Ellis begann zu lesen, voller Argwohn, denn viele solcher Artikel waren mit >Fakten< gespickt, die von der CIA stammten: Irgendein Reporter erhielt vom Geheimdienst einen exklusiven Lagebericht, doch in Wirklichkeit war er der arglose >Kanal< für gezielte Fehlinformationen, die für den Geheimdienst eines Landes gedacht waren, und der Bericht, den er schrieb, besaß nicht mehr Wahrheitsgehalt als ein Artikel in der *Prawda*. Dieser Artikel jedoch schien reell zu sein. Es hieß darin, die Russen seien dabei, mehr Truppen und Waffen nach Afghanistan zu schaffen, als Vorbereitung für eine große Sommeroffensive. Moskau suche eine Entscheidung nach der Devise: Koste es, was es wolle. Die Russen *mußten* den Widerstand in diesem Jahr brechen, da sie sonst gezwungen seien, mit den Aufständischen zu irgendeiner Art Vereinbarung zu gelangen. Dies erschien Ellis plausibel. Er nahm sich vor, Erkundigungen einzuziehen, was die CIA-Leute in Moskau darüber meldeten, aber er hatte das Gefühl, daß es sich mit dem Inhalt des Artikels praktisch deckte. Zu den gefährdeten Zielgebieten zählte der Bericht auch das Panischer-Tal. Ellis erinnerte sich, daß Jean-Pierre vom Fünf-Löwen-Tal gesprochen hatte. Der Artikel erwähnte Masud, den Führer der Aufständischen, und Ellis fiel ein, daß Jean-Pierre auch von ihm gesprochen hatte. Mit Beklemmung dachte er daran, daß Jane sich im kommenden Sommer in großer Gefahr befinden würde. Aber das ging ihn nichts weiter

an. Sie war jetzt mit einem anderen verheiratet. Und es gab nichts, was er hätte tun können. Allen Winderman verabredete sich mit Ellis Thaler zum Lunch in einem Seafood- Restaurant mit Blick auf den Potomac-Fluß. Winderman verspätete sich um eine halbe Stunde. Er war ein typischer Vertreter der Männer seines Schlages in Washington: dunkelgrauer Anzug, weißes Hemd, gestreifte Krawatte; und aalglatt. Da das Essen auf Rechnung des Weißen Hauses ging, bestellte Ellis Hummer und ein Glas Weißwein für sich. Winderman begnügte sich mit Perrier und Salat. Alles an Winderman war allzu eng, allzu bemessen: seine Krawatte, seine Schuhe, sein jeweiliges Tagesprogramm und seine Selbstbeherrschung. Ellis war auf der Hut. Eine Einladung von einem Präsidentenberater konnte er nicht gut ausschlagen, doch ihm mißfielen solch heimliche, inoffizielle Essen. Und vor allem mißfiel ihm Allen Winderman. Winderman kam ohne Umschweife zur Sache. »Ich brauche Ihren Rat«, begann er. Ellis unterbrach ihn. »Zunächst einmal muß ich wissen, ob Sie die Agency über unser Treffen unterrichtet haben.« Falls das Weiße Haus eine Geheimaktion plante, ohne die CIA einzuweihen, so wollte Ellis nichts damit zu tun haben. »Selbstverständlich«, erwiderte Winderman. »Was wissen Sie über Afghanistan?« Ellis wurde plötzlich kalt. Früher oder später, dachte er, wird Jane in diese Geschichte hineingezogen werden. Die wissen natürlich Bescheid über sie: Ich habe ja kein Geheimnis daraus gemacht. In Paris habe ich Bill erzählt, daß ich sie bitten wollte, meine Frau zu werden. Später rief ich Bill an, um herauszufinden, ob sie wirklich nach Afghanistan gegangen war. Steht alles in meinen Akten. Und dieser

Mistkerl hier ist darüber im Bilde, und er wird sein Wissen ausnützen.

»Ich weiß nur wenig darüber«, sagte er vorsichtig, und dann fiel ihm ein Gedicht von Kipling ein, und er rezitierte die Zeilen: *When you're wounded an' left on Afghanistan's Plains, An' the women come out to cut up your remains, Just roll to your rifl an' blow out your brains, An' go to your Gawd like a saldier.* Zum erstenmal wirkte Winderman irritiert. »Nachdem Sie zwei Jahre lang den Poeten gemimt haben, müssen Sie eine Menge von diesem Zeug kennen.«

»Wie die Afghanen«, sagte Ellis. »Sie sind alle Poeten, sowie alle Franzosen Gourmets und alle Waliser Sänger sind.«

»Stimmt das?«

»Das liegt daran, daß sie weder lesen noch schreiben können. Poesie ist eine gesprochene Kunstform.« Winderman wurde sichtlich ungeduldig: in seinem Tagesprogramm war kein Platz für Poesie. Ellis fuhr fort: »Afghanen sind wilde, zerlumppte, leicht erregbare Menschen, die in Stammesgemeinschaften in den Bergen wohnen und kaum aus dem Mittelalter heraus sind. Man sagt ihnen nach, sie seien ungemein höflich, mutig wie Löwen und gnadenlos grausam. Ihr Land ist rauh, öde, wenig fruchtbar. Was wissen Sie über Afghanen?«

»So etwas wie einen Afghanen gibt es überhaupt nicht«, erwiderte Winderman. »Es gibt sechs Millionen Paschtunen im Süden, drei Millionen Tadschiken im Westen, eine Million Usbeken im Norden und etwa ein weiteres Dutzend Nationalitäten von weniger als einer Million. Moderne Grenzen bedeuten ihnen wenig; es gibt Tadschiken in der Sowjetunion und Paschtunen in Pakistan. Manche von ihnen sind in Stämme unterteilt.



Sie sind wie die Indianer, die sich niemals als Amerikaner, sondern als Apachen, Crow oder Sioux fühlen. Und sie sind ebenso schnell bereit, gegeneinander zu kämpfen, wie gegen die Russen. Unser Problem besteht darin, die Apachen und die Sioux im Kampf gegen die Bleichgesichter zu vereinen.« »Verstehe.« Ellis nickte. Und fragte sich: Wann kommt Jane ins Spiel? Er sagte: »Die wichtigste Frage ist also: Wer soll der Große Häuptling sein?« »Das liegt auf der Hand. Der bei weitem geeignetste Guerillaführer ist Ahmed Schah Masud im Panischer-Tal.« Das Fünf-Löwen-Tal. Was führst du im Schilde, du verdammter Heuchler? Ellis betrachtete Windermans glattrasiertes Gesicht. Der Mann wirkte vollkommen gelassen. Ellis fragte: »Wodurch zeichnet sich denn Masud so besonders aus?«

»Die meisten der Rebellenführer begnügen sich damit, ihre Stämme zu kontrollieren, Steuern einzuziehen und der Regierung den Zugang zu ihrem Territorium zu verwehren. Masud tut mehr als das. Er verläßt seine Bergbastion und greift an. Er befindet sich in günstiger Position zu drei strategischen Zielen: zur Hauptstadt Kabul, zum Salang-Tunnel an der einzigen brauchbaren Fahrstraße von Kabul in die Sowjetunion und zum Hauptluftstützpunkt Bagram. Aus dieser Position heraus kann er enormen Schaden anrichten, und das tut er. Er hat die Kunst der Guerillakriegsführung studiert. Er hat Mao gelesen. Er besitzt zweifellos den besten militärischen Verstand im ganzen Land. Und er verfügt über Finanzquellen. In seinem Tal schürft man nach Smaragden, die in Pakistan verkauft werden: Auf alle Verkäufe erhebt Masud eine zehnprozentige Steuer, und mit diesem Geld finanziert er seine Armee. Er ist achtundzwanzig Jahre alt und hat Charisma

— die Menschen verehren ihn. Außerdem ist er Tadschike. Die größte Gruppe bilden die Paschtunen, die jedoch von allen *anderengehaßt* werden, so daß niemals ein Paschtune Anführer sein könnte. Die nächstgrößte Nation sind die Tadschiken. Es besteht die Chance, daß sie sich unter einem Tadschiken vereinigen würden.«

»Und wir wollen das fördern?«

»Ganz recht. Je stärker die Aufständischen sind, desto mehr Schaden fügen sie den Russen zu. Überdies wäre ein Triumph für die US-Geheimdienstler in diesem Jahr sehr nützlich.« Winderman und den Leuten seines Schlages ist es vollkommen egal, daß die Afghanen um ihre Freiheit kämpfen, dachte Ellis. Moral war in Washington aus der Mode gekommen: Das Machtspiel war das einzige, was zählte. Wäre Winderman in Leningrad geboren statt in Los Angeles, so wäre er nicht weniger zufrieden, erfolgreich und mächtig, und er würde, um für die andere Seite zu kämpfen, genau dieselben Taktiken anwenden.

»Was wollen Sie von mir?« fragte ihn Ellis.

»Ihre Meinung hören. Glauben Sie, es gibt irgendeine Möglichkeit, durch einen Geheimagenten das Bündnis zwischen den verschiedenen afghanischen Stämmen zu fördern?«

»Ich denke schon«, sagte Ellis. Die bestellten Gerichte wurden serviert, wodurch ihm Zeit zum Überlegen blieb. Nachdem der Kellner verschwunden war, fuhr er fort: »Es sollte möglich sein, vorausgesetzt, es gibt etwas, was *die von uns* wollen - Waffen, denke ich.«

»Richtig.« Winderman begann zu essen, langsam und zögernd, wie ein Mann mit Magengeschwüren. Zwischen zwei Häppchen sagte er: »Zur Zeit kaufen sie ihre Waffen in Pakistan. Alles, was sie da kriegen können,

sind Kopien von britischen Gewehren aus Viktorias Zeiten, und wenn es keine Kopien sind, dann die verdammt Originalen, hundert Jahre alt und immer noch schußtüchtig. Außerdem nehmen sie gefallenen Russen die Kalaschnikows ab. Doch sie brauchen kleinere Artillerie - Flakgeschütze und von Hand abfeuerbare Boden-Luft-Geschosse —, damit sie Flugzeuge und Hubschrauber abschießen können.«

»Sind wir bereit, ihnen diese Waffen zu geben?« »Ja. Nicht direkt. Wir würden unsere Unterstützung tarnen wollen und ihnen alles über Mittelsmänner zugehen lassen. Aber das ist kein Problem. Wir könnten die Saudis einspannen.«

»Okay.« Ellis aß von seinem Hummer. Der war ganz ausgezeichnet. »Lassen Sie mich sagen, was nach meinem Dafürhalten der erste Schritt sein sollte. In jeder Guerillagruppe brauchen Sie einen Kern von Männern, die Masud kennen, verstehen und vertrauen. Dieser Kern wird dann die Verbindungsgruppe bei allen Kommunikationen mit Masud sein. Die Rolle, die die Männer spielen, muß nach und nach ausgebaut werden: zunächst Austausch von Informationen, dann wechselseitige Kooperation und schließlich koordinierte Kampfpläne.«

»Hört sich gut an«, meinte Winderman. »Wie könnte man das angehen?«

»Ich würde Masud ein Ausbildungsprogramm im Fünf-Löwen-Tal vorschlagen. Jede Guerilla-Gruppe schickt Masud ein paar junge Männer, die eine Zeitlang an seiner Seite kämpfen und die Methoden lernen, die ihn so erfolgreich machen. Dabei würden sie auch lernen, ihn zu respektieren und ihm zu vertrauen, falls er wirklich ein so guter Anführer ist, wie Sie sagen.« Winderman nickte

nachdenklich. »Das ist ein Vorschlag, der für die Stammesführer akzeptabel sein könnte. Jeden Plan, der sie verpflichtet, von Masud Befehle entgegenzunehmen, würden sie zurückweisen.«

»Gibt es irgendeinen besonderen rivalisierenden Guerilla-Führer, dessen Kooperation bei einem Bündnis unabdinglich wäre?«

»Ja. Es gibt sogar zwei: Jahan Kamil und Amal Azizi, beide Paschtunen.«

»Dann würde ich einen Geheimagenten hinschicken mit dem Auftrag, die beiden zusammen mit Masud an einen Tisch zu bekommen. Käme er mit einem Stück Papier zurück, das die Unterschrift von allen dreien trägt, würden wir die erste Ladung Raketenabschußgeräte schicken. Weitere Lieferungen sollten wir dann davon abhängig machen, wie gut das Ausbildungsprogramm läuft.« Winderman legte seine Gabel aus der Hand und steckte sich eine Zigarette an. Der hat garantiert ein Magengeschwür, dachte Ellis. Winderman sagte: »Das ist genau das, was mir vorschwebte.« Offensichtlich überlegte er bereits, wie er's anstellen sollte, Ellis' Vorschlag als seinen eigenen auszugeben. Schon morgen würde er sagen: *Wir haben uns da beim Lunch einen Plan einfallen lassen*, und in seinem schriftlichen Bericht würde es heißen: *Geheimaktionsspezialisten halten meinen Plan für durchführbar*.

»Wo liegt das Risiko?« fragte er. Ellis überlegte. »Falls die Russen den Agenten gefangennehmen, hat das für sie einen gewaltigen Propagandawert. Im Augenblick haben sie in Afghanistan das, was das Weiße Haus ein >Image-Problem< nennen würde. Ihren Verbündeten in der Dritten Welt gefällt es ganz und gar nicht, mit ansehen zu müssen, wie sie ein kleines, primitives Land mit Krieg

überziehen. Insbesondere ihre Moslem-Freunde neigen dazu, mit den Widerstandskämpfern zu sympathisieren. In der offiziellen Sprachregelung der Russen sind die sogenannten Rebellen nichts als Banditen, die von der CIA finanziert und mit Waffen versorgt werden. Da würde es ihnen genau ins Konzept passen, wenn sie in Afghanistan einen echten CIA-Agenten fassen und vor Gericht stellen könnten. Und uns wiederum könnte das, im Hinblick auf die globale Politik, eine Menge Schaden zufügen.«

»Und wie stehen die Chancen, daß die Russen unseren Mann fassen?«

»Wenn die Russen nicht einmal Masud erwischen - wie sollten sie dann einen Geheimagenten fassen, der sich mit Masud treffen will?«

»Fein.« Winderman drückte seine Zigarette aus. »Ich möchte, daß Sie dieser Agent sind.« Ellis war völlig überrascht. Er hätte es kommen sehen müssen, natürlich, er war jedoch zu sehr in die theoretische Seite des Problems vertieft gewesen. »Ich mache so was nicht mehr«, sagte er, doch seine Stimme klang undeutlich, und er mußte unwillkürlich denken: Ich würde Jane wiedersehen, *Janel*

»Ich habe mit Ihrem Chef telefoniert«, sagte Winderman. »Er war der Meinung, ein Auftrag in Afghanistan könnte Sie wieder in den Außendienst locken.« Das also war der Kniff, den sie sich ausgedacht hatten. Das Weiße Haus wollte etwas Dramatisches in Afghanistan erreichen, also wurde die CIA gebeten, ihnen einen Agenten auszuleihen. Die CIA ihrerseits wollte Ellis wieder im >Außendienst< haben, also hatten sie dem Weißen Haus vorgeschlagen, ihm diesen Auftrag anzubieten, wohl wissend oder doch vermutend, daß die Aussicht, Jane

wiederzusehen, für ihn fast unwiderstehlich sein würde. Ellis haßte es, manipuliert zu werden. Aber er wollte ins Fünf-Löwen-Tal. Eine lange Pause war eingetreten. Winderman fragte ungeduldig: »Werden Sie's tun?«  
»Ich werd's mir durch den Kopf gehen lassen«, sagte Ellis.

Ellis' Vater rülpste leise, entschuldigte sich und sagte: »Das hat gut geschmeckt.« Ellis schob seinen Teller mit Kirschkuchen und Schlagsahne zurück. Zum erstenmal in seinem Leben mußte er auf sein Gewicht aufpassen. »Wirklich gut, Mom, aber mehr schaff ich nicht«, sagte er entschuldigend.

»Keiner hat mehr soviel Appetit wie früher«, sagte sie und stand auf, um abzuräumen.

»Das kommt vom vielen Autofahren.« Sein Vater schob seinen Stuhl zurück. »Ich muß mich noch ein bißchen um den Zahlenkram kümmern«, sagte er.

»Du hast *noch immer* keinen Buchhalter?« fragte Ellis.

»Keiner geht mit deinem Geld so sorgfältig um wie du selbst«, sagte sein Vater. »Das wirst du erkennen, falls du jemals welches machst.« Er ging hinaus, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Ellis half seiner Mutter beim Abräumen. Als er dreizehn gewesen war, zog seine Familie nach Teaneck, New Jersey, in dieses Haus mit den vier Schlafzimmern; doch für ihn war die Erinnerung so deutlich, als sei es erst gestern geschehen. Jahre waren vergangen, bis das Haus stand. Zunächst war sein Vater ganz allein an die Arbeit gegangen. Als seine Baufirma dann größer wurde, setzte er auch seine Leute ein, jedoch nur, wenn Auftragsflaute herrschte. Als die Familie einzog, war das Haus immer noch nicht richtig fertig: die Heizung funktionierte nicht, in der Küche gab es keine Schränke, nichts war gestrichen. Heißes Wasser hatten

sie am nächsten Tag nur, weil Mom mit Scheidung gedroht hatte. Schließlich war's dann aber doch fertig, und die Kinder hatten alle ein Zimmer, bis sie flügge waren. Jetzt war das Haus größer, als für Mom und Dad nötig; Ellis hoffte, sie würden es behalten. Es hatte seine ganz eigene, gute Atmosphäre. Als sie die Geschirrspülmaschine vollgepackt hatten, fragte Ellis: »Mom, erinnerst du dich an den Koffer, den ich hierließ, nachdem ich aus Asien zurückgekehrt war?« »Sicher. Er ist im Schrank im kleinen Schlafzimmer.« »Danke. Ich möchte ihn mal durchsehen.«

»Dann geh nur. Ich mach' das hier schon.« Ellis stieg die Treppe hinauf und ging in das kleine Schlafzimmer unter dem Dach. Es wurde selten benutzt, und außer dem Einzelbett standen noch ein paar zerbrochene Stühle, ein altes Sofa und vier oder fünf Pappkartons mit Kinderbüchern und Spielzeug herum. Ellis machte den Schrank auf und nahm einen kleinen schwarzen Plastikkoffer heraus. Er legte ihn aufs Bett, drehte an den Kombinationsschlössern und hob den Deckel. Ein muffiger Geruch stieg auf: Seit einem Jahrzehnt war der Koffer nicht mehr geöffnet worden. Doch alles war noch vorhanden: die Medaillen; die beiden Kugeln, die man aus ihm herausoperiert hatte; das Army-Field- Handbuch FM 5-31 mit dem Titel *Sprengfallen*; ein Bild von Ellis, neben einem Hubschrauber, seinem ersten Huey, grienend, jung und (o du Scheiße) dünn; ein Brief von Frankie Amalfi, auf dem stand: *An den Hundesohn, der mir mein Bein geklaut hat* — ein tapferer Scherz, denn Ellis hatte bei Frankie behutsam die Verschnürung gelöst, dann an seinem Stiefel gezogen, und sein Fuß und das halbe Bein waren drin steckengeblieben, weil ein verbogenes, wildgewordenes Rotorblatt sein Knie

durchtrennt hatte; Jimmy Jones' Armbanduhr, für alle Zeit auf halb sechs stehengeblieben - *Behalt du sie, Sohn*, hatte Jimmys Vater durch seine Alkoholfahne zu Ellis gesagt, *weil du sein Freund warst, und das ist mehr, als ich jemals gewesen bin*; und das Tagebuch. Er blätterte es durch. Nur wenige Worte brauchte er zu lesen, um sich einen ganzen Tag, eine Woche, eine «Schlacht ins Gedächtnis zu rufen. Das Tagebuch begann 'frohgemut, mit einem Hauch von Abenteuerlust, wohl ziemlich selbstbewußt; doch allmählich wuchs die Illusionierung, der Ton wurde düsterer, verzweifelter, ja, so etwas wie Todes- oder Selbstmordwunsch klang durch. Die bitteren Formulierungen ließen unauslöschliche Bilder aus der Erinnerung auftauchen: *Gottverdammte Arvins wollten nicht aus dem Hubschrauber raus; wenn sie so erpicht drauf sind, vom Kommunismus erlöst zu werden, warum kämpfen sie dann nicht?* Und gleich darauf: *Capt. Johnson war zwar ein Arschloch, aber was für eine Art zu sterben, von einem seiner eigenen Männer mit Granaten bepfeffert.* Und später: *Die Frauen haben Gewehre unter ihren Röcken, die Kinder Granaten in ihren Hemden, was, Himmelsarsch, sollen wir also tun, kapitulieren?* Die letzte Eintragung lautete: *Was an diesem Krieg verkehrt ist, ist, daß wir auf der verkehrten Seite stehen. Wir sind die Bösen. Deshalb drücken sich so viele Wehrpflichtige; deshalb wollen die Vietnamesen nicht kämpfen; deshalb töten wir Frauen und Kinder; deshalb belügen die Generäle die Politiker, belügen die Politiker die Reporter, belügen die Zeitungen die Öffentlichkeit.* Danach wurden seine Gedanken zu ketzerisch, als daß er sie seinem Tagebuch anvertraute, und sein Schuldgefühl war zu groß, als daß bloße Worte genügt hätten, um es



loszuwerden. Es schien ihm, er werde den Rest seines Lebens damit verbringen müssen, das Unrecht, das er in jenem Krieg begangen hatte, durch den Kampf für das Recht wieder wettzumachen. Nach all den Jahren war er noch immer dieser Überzeugung. Doch wenn er auf die eine Waagschale legte, was er seither erreicht hatte — all die Mörder und Kidnapper und Luftpiraten und Bombenleger, die durch ihn gefaßt worden waren -, so wog das beinahe nichts gegenüber der Tonnenlast von Bomben, die er abgeworfen, und den vielen tausend Schuß, die er abgefeuert hatte in Vietnam, Laos und Kambodscha. Es war irrational, kein Zweifel. Das war ihm bewußt geworden, als er nach seiner Rückkehr aus Paris eine Zeitlang darüber nachgrübelte, wie dieser Job sein Leben ruiniert hatte. Er hatte sich vorgenommen, einen Schlußstrich zu ziehen: nicht länger zu versuchen, die Sünden Amerikas irgendwie wettzumachen. Aber dies ... dies war etwas anderes. Hier bot sich eine Chance, für den kleinen Mann zu kämpfen; zu kämpfen gegen die verlogenen Generäle, gegen die Makler der Macht, gegen die blauäugigen Journalisten; eine Chance, nicht nur als einzelner unter vielen anderen zu kämpfen: Dieser Auftrag, falls er ihn annahm und erfolgreich durchführte, konnte den Verlauf eines Krieges ändern, das Schicksal eines ganzen Landes ändern - es konnte ein großer Triumph im Kampf um die Freiheit sein. Und dann war da noch Jane. Allein die Möglichkeit, sie wiederzusehen, hatte seine Leidenschaft von neuem entfacht. Erst vor wenigen Tagen hatte er an sie gedacht und an die Gefahr, in der sie sich befand, doch hatte er diese Gedanken verdrängt und sich auf einen anderen Artikel im Nachrichtenmagazin konzentriert. Jetzt jedoch konnte er kaum noch an etwas anderes denken als an sie. Er fragte

sich, ob sie ihr Haar lang oder kurz trug, ob sie dicker oder dünner geworden war, ob ihr jetziges Leben sie befriedigte, ob die Afghanen sie mochten und — vor allem — ob sie Jean-Pierre noch liebte. *Befolge meinen Rat*, hatte Gill gesagt, *prüf bei ihr mal nach*. Kluge Gill. Schließlich dachte er an Petal. Ich hab's versucht, dachte er, ich hab's wirklich versucht, und ich glaube auch nicht, daß ich's zu ungeschickt angestellt habe — es war wohl von vornherein zum Scheitern verurteilt. Gill und Bernard bieten ihr alles, was sie braucht. Für mich ist in ihrem Leben kein Platz. Sie ist ohne mich glücklich. Er klappte das Tagebuch zu und legte es in den Koffer zurück. Dann kramte er ein billiges Schmuckschächtelchen vor. Es enthielt ein Paar kleine goldene Ohringe, jeweils mit einer Perle in der Mitte. Die Frau, der sie zugedacht gewesen waren, ein schlitzäugiges Mädchen mit kleinen Brüsten, die ihn gelehrt hatte, daß nichts tabu ist, war gestorben - getötet von einem betrunkenen Soldaten in einer Bar in Saigon —, bevor er ihr die Ohringe hatte geben können. Geliebt hatte er sie nicht, aber er hatte sie doch gern gehabt und war ihr dankbar gewesen. Die Ohringe hatten ein Abschiedsgeschenk sein sollen. Er nahm eine einfache Karte und zog einen Kugelschreiber aus der Hemdtasche. Ungefähr eine Minute lang überlegte er und schrieb dann: *Für Petal - Ja, du kannst sie dir durchbohren lassen. Liebe Grüße von Daddy.*

## 6

DAS WASSER DES Fünf-Löwen-Flusses war niemals warm, doch schien es jetzt etwas weniger kalt zu sein: in der milden Abendluft am Ende eines staubigen Tages, da

die Frauen herunterkamen, um zu baden an ihrem eigenen, exklusiven Uferabschnitt. Jane biß die Zähne zusammen und watete mit den anderen in das Wasser, wobei sie Zentimeter um Zentimeter ihr Kleid hob, je tiefer das Wasser wurde, bis es ihr bis zur Hüfte reichte, dann begann sie sich zu waschen: Nach langer Übung beherrschte sie jetzt die besondere Fähigkeit der Afghanen, sich überall zu säubern, ohne sich auszuziehen. Sie watete zurück zum Ufer, wo sie dann fröstelnd bei Zahara stand, die spritzend und planschend ihr Haar in einem Tümpel wusch und gleichzeitig temperamentvoll mit anderen schwatzte. *Zahara* tauchte ihren Kopf noch einmal ins Wasser und tastete dann nach einer Vertiefung im sandigen Boden, doch ihr Handtuch war nicht dort. »Wo ist mein Handtuch?« zeterte sie. »Ich hab's in dieses Loch getan. Wer hat es gestohlen?« Das Handtuch lag hinter Zahara. Jane hob es auf und sagte: »Hier ist es. Du hast es ins falsche Loch gesteckt.« »Das hat auch des Mullahs Frau gesagt!« rief *Zahara*, und die anderen kreischten vor Gelächter. Inzwischen betrachteten die Frauen des Dorfes Jane als eine der ihren. Nach Chantals Geburt waren die letzten Reste von Reserviertheit und Mißtrauen verschwunden. Ihre Mutterschaft galt wohl als der endgültige Beweis dafür, daß sie eine Frau war wie jede andere. Klatsch und Tratsch am Flußufer waren von erstaunlicher Offenheit - vielleicht weil die Kinder der Obhut von Großmüttern oder älteren Schwestern überlassen wurden, wahrscheinlicher jedoch Zaharas wegen. Ihre laute Stimme, ihre blitzenden Augen und ihr kehliges, hallendes Gelächter beherrschten die Szene. Zweifellos gab sie sich hier besonders extrovertiert, weil sie für den Rest des Tages ihr wahres Wesen unterdrücken mußte.

Sie besaß einen vulgären Sinn für Humor, wie Jane ihn bei anderen Afghanen, gleich ob Männer oder Frauen, noch nie gefunden hatte, und Zaharas anzügliche Bemerkungen und zweideutige Witze bildeten oft den Übergang zu ernsthaften Gesprächen. So konnte Jane die abendliche Badezeit oft zu einer Art Unterrichtsstunde in punkto Gesundheit umfunktionieren. Das beliebteste Thema war Geburtenkontrolle, wenngleich die Frauen von Banda weit mehr daran interessiert waren, wie sie eine Empfängnis erreichten, statt sie zu verhüten. Immerhin zeigten sie auch ein gewisses Interesse für die Idee, für die Jane sich einsetzte: daß es besser war, wenn eine Frau nur alle zwei Jahre ein Kind bekam, statt alle zwölf oder fünfzehn Monate, weil sie ihren Nachwuchs dann besser nähren und pflegen könne. Gestern hatten sie über den Menstruationszyklus gesprochen, wobei sich herausgestellt hatte, daß die afghanischen Frauen glaubten, unmittelbar vor und unmittelbar nach der Periode sei der günstigste Zeitpunkt für eine Empfängnis. Jane hatte ihnen erklärt, die beste Zeit dafür sei der 12. bis 16. Tag, und die Frauen schienen es hinzunehmen, doch hegte Jane die wenig erbauliche Vermutung, daß die Frauen glaubten, sie irre sich, und nur zu höflich waren, es ihr zu sagen. Heute schien die Luft vor Aufregung zu flimmern. Der jüngste Pakistan-Konvoi wurde zurückerwartet. Die Männer würden kleine Luxusdinge mitbringen - ein Kopftuch, ein paar Orangen, Plastikspangen -, vor allem jedoch die so überaus wichtigen Schußwaffen sowie Munition und Sprengkörper. Zaharas Mann, Ahmed Gul, einer der Söhne der Hebamme Rabia, war der Anführer dieses Konvois, und Zahara fieberte dem Wiedersehen sichtlich entgegen. Wenn sie zusammen waren, verhielten sie sich

wie alle afghanischen Ehepaare: sie stumm und dienstbereit, er auf beiläufige Weise herrisch. Doch die Art, wie sie einander ansahen, verriet Jane, daß sie sich liebten und daß ihre Liebe im höchsten Maße physischer Natur war. Heute schien sie vor lauter Begierde fast von Sinnen; ihr Haar trocknete sie mit kurzen, hektischen Handbewegungen. Jane empfand Mitgefühl: Ähnlich war es auch ihr manchmal ergangen. Zweifellos waren sie und Zahara Freundinnen geworden, weil sie sich als verwandte Geister fühlten. Janes Haut war in der warmen, staubigen Luft fast im Handumdrehen getrocknet. Es war jetzt Hochsommer, und jeder Tag war lang und trocken und heiß. Das schöne Wetter würde noch ein oder zwei Monate anhalten, danach allerdings würde für den Rest des Jahres bittere Kälte herrschen. Zahara interessierte sich noch immer für das Gesprächsthema von gestern. Für einen Augenblick hörte sie auf, ihr Haar zu rubbeln, und sagte: »Egal, was die anderen sagen, die einzige sichere Möglichkeit schwanger zu werden, ist, *es* jeden Tag zu tun.« Halima, die mürrische Frau von Mohammed Khan, stimmte praktisch zu: »Die einzige Möglichkeit, *nicht* schwanger zu werden, ist, es niemals zu tun.« Sie hatte vier Kinder, doch nur eines — Mousa — war ein Junge, und sie war enttäuscht gewesen, als sie erfuhr, daß auch Jane keine Methode kannte, die garantierte, daß es ein Sohn wurde. Zahara fragte: »Aber was tust du, wenn dein Mann sechs Wochen mit einem Konvoi unterwegs war?« Jane sagte: »Mach's wie des Mullahs Frau, steck's ins falsche Loch.« Zahara bog sich vor Lachen. Jane lächelte. Das war eine Methode zur Geburtenkontrolle, die bei ihrer Kurzausbildung in Paris nicht erwähnt worden war, doch lag es auf der Hand, daß es noch viele Jahre dauern

würde, bis moderne Methoden ins Fünf-Löwen-Tal gelangen würden; also mußte man traditionelle Möglichkeiten nutzen, wobei ein wenig >Nachhilfeunterricht< gewiß nicht schaden konnte. Das Gespräch wandte sich der Ernte zu. Das Tal war ein Meer von goldenem Weizen und bärtiger Gerste, doch viel davon würde auf den Feldern verrotten, weil die jungen Männer meistens fort waren, um irgendwo zu kämpfen, und weil die älteren Männer bei der Ernte im Mondenschein nur langsam vorankamen. Gegen Ende des Sommers würden alle Familien ihre Mehlsäcke und ihre Körbe voll trockener Früchte zusammenzählen, ihre Hühner und Ziegen und nicht zuletzt ihr Geld; und sie würden sich die Köpfe zerbrechen über die voraussichtlichen Winterpreise für Reis und Joghurt; und einige von ihnen würden ihre kostbarsten Habseligkeiten zusammenpacken und den langen Treck über die Berge antreten, hin zu den Flüchtlingslagern in Pakistan, so wie der Krämer des Dorfes es getan hatte, so wie Millionen anderer Afghanen. Jane fürchtete, daß die Russen diese Evakuierung zur Grundlage ihrer Strategie machen würden — das hieß: Da sie nicht imstande waren, die Guerillas zu besiegen, würden sie versuchen, die Ortschaften zu zerstören, in denen die Guerillas lebten; nicht anders, als es die Amerikaner in Vietnam getan hatten, indem sie große ländliche Gebiete mit Flächenbombardement belegten. Dann würde das Fünf-Löwen-Tal zur menschenleeren Einöde, und Mohammed und *Zahara* und Rabia würden sich den heimatlosen, staatenlosen, ziellosen Lagerbewohnern anschließen müssen. Einen derart umfassenden Blitzkrieg hatten die Rebellen, da sie kaum über eine wirksame Luftabwehr verfügten, praktisch nichts entgegenzusetzen. Es begann

zu dunkeln. Langsam gingen die Frauen zum Dorf zurück. Jane ging mit Zahara. Mit halbem Ohr hörte sie auf das Geplauder, während sie gleichzeitig an Chantal dachte. Unmittelbar nach der Entbindung hatte sie sich erleichtert, ja erlöst gefühlt. Glück hatte sie empfunden und Triumph und Freude darüber, daß sie ein lebendes, gesundes Kind zur Welt gebracht hatte. Aber dann setzte die Gegenreaktion ein, und sie fühlte sich unsäglich elend. Sie hatte über die Versorgung und Pflege eines Babys nichts gewußt, und im Gegensatz zu dem, was die Leute zu sagen pflegten, besaß sie auch kein instinktives Wissen. Irgendwie verschreckte sie die Tatsache, daß da jetzt ein Baby war. Überschwengliche mütterliche Liebe empfand sie nicht. Stattdessen litt sie unter absonderlichen und entsetzlichen Träumen und Phantasien, in denen das Baby starb — in den Fluß fiel oder von einer Bombe getötet wurde oder des Nachts geraubt von einem Schneetiger. Bislang hatte sie Jean-Pierre nichts davon erzählt, weil sie nicht wollte, daß er sie für verrückt hielt. Es hatte Konflikte gegeben mit der Hebamme, Rabia Gul. Sie hatte behauptet, in den ersten drei Tagen sollten Frauen ihr Baby nicht selbst stillen, weil das, was aus ihren Brüsten käme, keine Milch sei. Jane fand diesen Gedanken lächerlich: daß die Natur in den Brüsten junger Mütter etwas produziere, das für die neugeborenen Babys schlecht sei, und so ignorierte sie den Rat der Alten. Außerdem hatte Rabia gesagt, das Baby sollte vierzig Tage lang nicht gewaschen werden, doch Jane badete Chantal, wie im Westen üblich, jeden Tag. Dann hatte Jane Rabia dabei ertappt, wie sie Chantal gezuckerte Butter gab, die ihr das Kind von den runzligen Fingerkuppen schleckte, und Jane hatte sehr verärgert reagiert. Tags darauf wurde Rabia zu einer

anderen Entbindung gerufen, und sie schickte Jane eine ihrer vielen Enkelinnen zu Hilfe, eine Dreizehnjährige namens Fara. Das erwies sich geradezu als Glücksfall. Fara hatte keine vorgefaßten Ansichten über Kinderpflege; sie tat ganz einfach, was man ihr sagte. Eine Bezahlung verlangte sie nicht - sie arbeitete für das, was sie zu essen erhielt, und das war besser als im Haus ihrer Eltern. Außerdem war es eine gute Gelegenheit für sie, etwas über Babypflege zu lernen, als Vorbereitung für ihre eigene Ehe, denn in ein oder zwei Jahren würde sie wahrscheinlich heiraten. Jane glaubte im übrigen, daß Rabia in Fara eine zukünftige Hebamme heranzog, und zweifellos würde es ihrer Reputation zustatten kommen, wenn sie der westlichen Krankenschwester bei der Babypflege geholfen hatte. Nachdem Rabia aus dem Wege war, kam auch Jean-Pierre zu seinem Recht. Chantal gegenüber verhielt er sich behutsam und voller Zuversicht, mit Jane ging er ebenso rücksichts- wie liebevoll um. Er war es auch gewesen, der mit allem Nachdruck vorgeschlagen hatte, Chantal abgekochte Eselsmilch zu geben, wenn sie nachts aufwachte, und aus seinem medizinischen Arsenal hatte er eine Saugflasche improvisiert, so daß er selbst gegebenenfalls nachts aufstehen konnte. Natürlich wurde auch Jane immer wach, wenn Chantal zu schreien begann, und sie blieb auch wach, solange Jean- Pierre der Kleinen die Flasche gab; doch war dies weit weniger ermüdend, und endlich wurde sie das Gefühl äußerster, verzweifelter Erschöpfung los, das sie so sehr mitgenommen hatte. Schließlich hatte sie, obwohl noch immer besorgt und ohne richtiges Selbstvertrauen, in sich ein Maß an Geduld entdeckt, wie sie es nie zuvor besessen hatte; daraus schöpfte sie — wenngleich es nicht das tiefe, instinktive



Wissen war oder die Sicherheit, auf die sie gehofft hatte — die Kraft, die täglichen Krisen mit Gleichmut zu ertragen. Selbst jetzt, das wurde ihr bewußt, war sie fast eine Stunde lang von Chantal fort gewesen, ohne sich Sorgen zu machen. Die Gruppe der Frauen erreichte die Ansammlung von Häusern, die den Kern des Dorfes bildeten, und eine nach der anderen verschwand hinter den Lehmmauern ihres Hofes. Jane scheuchte eine Schar Hühner auf und schob eine magere Kuh beiseite, um in ihr Haus zu gelangen. Drinnen fand sie Fara, die beim Lampenlicht für Chantal sang. Das Baby war hellwach und lauschte mit weit geöffneten Augen, offensichtlich fasziniert von Faras Gesang. Es war ein Schlummerlied mit einfachen Worten und einer komplexen, orientalisch klingenden Melodie. Sie ist ein so *hübsches* Baby, dachte Jane, mit ihren Pausbäckchen und ihrem winzigen Naschen und ihren blauen, blauen Augen. Sie trug Fara auf, Tee zu machen. Das Mädchen war unglaublich scheu und hatte vor Angst gezittert, als sie das erste Mal gekommen war, um für die Ausländerin zu arbeiten; aber ihre Nervosität hatte sich allmählich gelegt, und ihre Furcht vor Jane hatte sich in eine Art bewundernder Ergebenheit verwandelt. Wenige Minuten später trat Jean-Pierre herein. Seine ausgebeulten Baumwollhosen und sein Hemd waren schmutzig und voller Blutflecken, und sein langes, braunes Haar und sein dunkler Bart waren voll Staub. Er sah müde aus. Er war in Khenj gewesen, einem fünfzehn Kilometer talabwärts gelegenen Dorf, um die Überlebenden eines Bombenangriffs zu behandeln. Jane reckte sich zu ihm empor, um ihn zu küssen. »Wie war es?« fragte sie auf französisch.

»Schlimm.« Er drückte sie behutsam und ging dann, um sich über Chantal zu beugen.

»Hallo, Kleines.« Er lächelte, und Chantal gab ein Gurgeln von sich. »Was ist passiert?«

»Es hat eine Familie getroffen, deren Haus in einiger Entfernung vom Dorf steht, so daß sie glaubten, sie wären sicher.« Jean-Pierre zuckte die Schultern. »Dann wurden ein paar verwundete Guerillas gebracht, die weiter südlich in ein Gefecht verwickelt waren. Deshalb komme ich so spät.« Er setzte sich auf einen Stapel Kissen. »Ist Tee da?«

»Ist schon auf dem Weg.« Jane betrachtete ihn. »Was für ein Gefecht war das?« Er schloß die Augen. »Das Übliche. Soldaten kamen in Hubschraubern und besetzten aus irgendwelchen, nur ihnen bekannten Gründen ein Dorf. Die Dorfbewohner flüchteten. Die Männer sammelten sich, erhielten Verstärkung und begannen, sie von den Hügeln her zu beschießen. Verwundete auf beiden Seiten. Den Guerillas ging schließlich die Munition aus, und sie zogen sich zurück.« Jane nickte. Jean-Pierre tat ihr leid: Es war frustrierend, die Opfer sinnloser Kampfhandlungen zu versorgen. Banda war noch nie besetzt worden, doch Jane lebte in ständiger Furcht vor dieser Möglichkeit - sie hatte Alpträume, in denen sie lief und lief und lief, Chantal in ihren Armen, während über ihr Hubschrauber schwebten und vor ihren Füßen Maschinengewehrkugeln Löcher in den staubigen Boden rissen. Fara kam mit heißem grünem Tee, flachen Brotfladen, die *nan* hießen, und einem irdenen Gefäß mit frischer Butter. Jane und Jean-Pierre begannen zu essen. Die Butter war eine seltene Kostbarkeit. Für gewöhnlich stippten sie ihr abendliches *nan* in Joghurt, geronnener Milch oder Öl. Mittags aßen

sie in der Regel Reis mit einer Sauce, die nach Fleisch schmeckte, was keineswegs bedeutete, daß auch wirklich Fleisch darin war. Einmal pro Woche gab's Huhn oder Ziege. Jane, die immer noch für zwei aß, bekam - ein unerhörter Luxus - täglich ein Ei. Um diese Jahreszeit gab es, als Nachtisch, Obst im Überfluß: Aprikosen, Pflaumen, Äpfel, Maulbeeren. Jane fühlte sich bei dieser Diät sehr gesund; die meisten Angelsachsen hätten zweifellos von Hungerrationen gesprochen, und für so manchen Franzosen wäre das sogar ein Grund gewesen, an Selbstmord zu denken. Sie lächelte Jean-Pierre an.

»Noch ein wenig Sauce Bearnaise zu deinem Steak?«

»Nein, danke.« Er hielt ihr seinen Becher hin. »Aber vielleicht noch einen Tropfen vom Château Cheval Blanc.« Jane schenkte ihm Tee nach, und er tat, als probiere er köstlichen Wein. »Der 62er-Jahrgang wird unterschätzt, da er dem unvergeßlichen 61er folgte, doch war ich von Anfang an der Überzeugung, daß seine Lieblichkeit und Vollmundigkeit der perfekten Eleganz und der absoluten Reinheit seines hochgelobten Vorgängers nahezu gleichkommen.« Jane lächelte. Allmählich wurde er offenbar wieder er selbst. Chantal begann zu greinen, und Jane spürte sofort die Reaktion ihrer Brüste. Sie nahm das Baby in die Arme, um es zu stillen. Jean-Pierre aß weiter. Jane sagte: »Laß etwas Butter für Fara übrig.«

»Okay.« Er brachte die Reste des Abendessens nach draußen und kam mit einer Schale voller Maulbeeren zurück. Jane aß, noch während sie Chantal stillte. Bald schlief das Baby ein, doch Jane wußte, daß es schon nach wenigen Minuten wieder aufwachen würde. Jean-Pierre schob die Schale beiseite und sagte: »Heute hat sich wieder jemand über dich beschwert.«

»Wer?« fragte Jane scharf. Jean-Pierre musterte sie mit einer Mischung aus Verlegenheit und Trotz.

»Mohammed Khan.«

»Aber er sprach nicht in eigener Sache.« ;

»Vielleicht nicht.«

»Was hat er gesagt?«

»Daß du die Frauen des Dorfes lehrst, unfruchtbar zu sein.« Jane seufzte. Es war nicht nur die Beschränktheit der Männer des Dorfes, die ihr auf die Nerven ging, sondern auch Jean-Pierres »verständnisvolle« Einstellung ihren Beschwerden gegenüber. Sie erwartete, daß er sie in Schutz nehme, statt diesen Leuten nachzugeben. »Natürlich steckt Abdullah Karim dahinter«, sagte sie. Die Frau des Mullahs war oft am Flußufer, und zweifellos berichtete sie ihrem Mann alles, was sie dort hörte.

»Du wirst wohl damit aufhören müssen«, sagte Jean-Pierre.

»Womit?« Jane hörte den drohenden Unterton in ihrer eigenen Stimme.

»Den Frauen zu sagen, wie sie eine Schwangerschaft vermeiden.« Das war - in dieser Form - eine unzutreffende und unfaire Umschreibung für das, was Jane die Frauen zu lehren versuchte, doch dachte sie nicht daran, sich zu verteidigen oder zu entschuldigen.

»Warum soll ich damit aufhören?« fragte sie.

»Weil das Schwierigkeiten verursacht«, erwiderte Jean-Pierre mit einem geduldigen Gehabe, das Jane irritierte.

»Wenn sich der Mullah von uns zutiefst beleidigt fühlt, müssen wir Afghanistan vielleicht verlassen. Weit schlimmer noch: Es würde die Organisation *Medecins pour la Liberte* in Verruf bringen, und die Aufständischen könnten weitere Ärzte ablehnen. Dies ist

ein heiliger Krieg, wie du weißt - wichtiger als körperliche Gesundheit ist ihnen ihre innere Einstellung. Sie könnten auf den Gedanken kommen, auf uns zu verzichten.« Es gab noch andere Organisationen, die idealistische junge Ärzte aus Frankreich nach Afghanistan schickten, doch Jane sprach es nicht aus. Sie sagte lediglich: »Das Risiko müssen wir in Kauf nehmen.«

»In Kauf nehmen?« sagte er, und sie sah, daß er zornig wurde. »Und weshalb?«

»Weil es im Grunde nur eine Sache von bleibendem Wert gibt, die wir diesen Menschen vermitteln können, und das ist Information, Aufklärung. Es ist ja durchaus in Ordnung, Verwundete zu versorgen und den Leuten Medikamente gegen Bakterien zu geben, aber sie werden ohnehin niemals genügend Chirurgen oder genügend Medikamente haben. Doch können wir ihren Gesundheitszustand auf *Dauer* verbessern, indem wir sie ein paar Sachen lehren: Grundsätzliches über Ernährung, Hygiene und Gesundheitspflege. Damit dürfen wir nicht aufhören, selbst auf die Gefahr hin, Abdullah zu verärgern.«

»Ich wünschte, du hättest uns diesen Mann nicht zum Feind gemacht.«

»Er hat mich mit einem Stock geschlagen!« rief Jane wütend. Chantal begann zu weinen. Jane zwang sich zur Ruhe. Sie wiegte ihre Tochter einen Augenblick, gab ihr dann die Brust. Begriff Jean-Pierre nicht, wie feige seine Einstellung war? Wie konnte ihn die Drohung einschüchtern, dieses gottverdammte Land verlassen zu müssen? Jane seufzte. Chantal drehte ihr Gesicht von Janes Brust und gab unzufriedene Laute von sich. Bevor die Auseinandersetzung weitergehen konnte, erschollen

von draußen Rufe. Jean-Pierre lauschte mit gekrauster Stirn und erhob sich. Es war eine Männerstimme, die jetzt vom Hof her erklang. Jean-Pierre nahm ein Tuch und legte es Jane um die Schultern. Sie zog es vorn zusammen. Dies war ein Kompromiß: Nach afghanischer Sitte genügte es keinesfalls als ausreichende Bedeckung, doch Jane weigerte sich strikt, wie ein Mensch zweiter Klasse aus dem Zimmer zu huschen, wenn ein Mann das Haus betrat, während sie stillte; wer daran Anstoß nahm, hatte sie erklärt, solle lieber auf einen Besuch beim Doktor verzichten. Jean-Pierre rief in der Dari-Sprache: »Herein.« Es war Mohammed Khan. In ihrer augenblicklichen Stimmung hätte Jane ihm am liebsten gesagt, was sie von ihm und den übrigen Männern des Dorfes hielt, doch sie beherrschte sich, als sie den angespannten Ausdruck auf seinem Gesicht sah. Anders als sonst beachtete er sie kaum. »Der Konvoi ist in einen Hinterhalt geraten«, sagte er ohne Umschweife. »Wir haben siebenundzwanzig Männer verloren - und den ganzen Nachschub.« Jane schloß wie im Schmerz die Augen. Mit einem solchen Konvoi war sie seinerzeit ins Fünf-Löwen-Tal gekommen, und ohne daß sie es wollte, lief es wie ein Film vor ihr ab: ein mondbeschienener Pfad in einem schattigen Tal, eine lange Reihe braunhäutiger Männer und magerer Pferde; das immer lauter werdende Dröhnen von Rotorblättern; aufblitzendes Licht, Granaten, Maschinengewehrfeuer; die Panik, als die Männer am kahlen Hang Deckung suchten; die wirkungslosen Schüsse auf die unverwundbaren Hubschrauber; und am Ende die Rufe der Verwundeten und die Schreie der Sterbenden. Plötzlich mußte sie an Zahara denken: Ihr Mann war bei

diesem Konvoi gewesen. »Was - was ist mit Ahmed Gul?«

»Er ist zurückgekehrt.« »Oh, Gott sei Dank«, murmelte Jane.

»Aber er ist verwundet.«

»Wer aus diesem Dorf ist getötet worden?«

»Niemand. Banda hat Glück gehabt. Mein Bruder Matullah ist unversehrt und Alischan Karim, der Bruder des Mullahs, auch. Es gibt drei weitere Überlebende — zwei davon verwundet.« Jean-Pierre sagte: »Ich komme sofort.« Er ging in den vorderen Raum des Hauses, den früheren Laden, der später als Behandlungszimmer gedient hatte und jetzt das Lager für die Medikamente war. Jane legte Chantal in die primitive Wiege in der Ecke und ordnete hastig ihre Bekleidung. Jean-Pierre würde wahrscheinlich ihre Hilfe brauchen - oder aber Zahara ihren Trost. Mohammed sagte: »Wir haben fast keine Munition.« Jane empfand kein Bedauern darüber. Sie haßte den Krieg, und sie würde keine Träne vergießen, wenn die Rebellen sich gezwungen sahen, eine Zeitlang mit dem Töten aufzuhören - dem Töten armer, elender, heimwehkranker, siebzehnjähriger russischer Soldaten. Mohammed fuhr fort: »Wir haben in einem Jahr vier Konvois verloren. Nur drei sind durchgekommen.«

»Wie machen die Russen sie bloß ausfindig?« fragte Jane. Jean-Pierre, der im anderen Raum das Gespräch verfolgte, sagte durch den offenen Türrahmen: »Sie müssen die Überwachung der Pässe durch tieffliegende Hubschrauber verstärkt haben - vielleicht bedienen sie sich auch der Satellitenfotografie.« Mohammed schüttelte den Kopf. »Die Paschtunen verraten uns.« Jane hielt das für möglich. In den Dörfern, durch die der

Konvoi zog, hatte man häufig Angst, dies könne einen russischen Angriff zur Folge haben, und es war durchaus denkbar, daß manche der Dörfler sich Sicherheit erkaufen, indem sie verrieten, wo die Konvois sich befanden — allerdings war es Jane ein Rätsel, aufweiche Weise diese Leute den Russen die Information zutrug. Sie dachte an die Dinge, die der Konvoi hätte mitbringen sollen. Sie selbst hatte um mehr Antibiotika, Nadeln für subkutane Spritzen und viel sterilen Verbandstoff gebeten. Jean-Pierre hatte eine lange Liste von benötigten Medikamenten aufgestellt. Die Organisation *Medecins pour la Liberte* hatte einen Verbindungsmann in Peschawar, der Stadt im Nordwesten Pakistans, wo die Guerillas ihre Waffen kauften. Das Notwendigste würde dieser Mann dort sicher auf Lager haben, doch spezielle Medikamente würde er erst aus Westeuropa anfordern müssen. Das war furchtbar! Monate konnten vergehen, bis Ersatz eintraf. In Janes Augen war dieser Verlust viel schlimmer als die verlorene Munition. Jean-Pierre kam mit seiner Tasche. Alle drei traten hinaus auf den Hof. Es war dunkel. Jane blieb einen Augenblick stehen, um Fara zu sagen, sie solle Chantals Windeln wechseln; dann eilte sie hinter den beiden Männern her. Sie holte sie ein, als sie sich der Moschee näherten. Diese Moschee war alles andere als ein eindrucksvolles Gebäude. Sie besaß nichts von jenen wunderschönen Farben oder geheimnisvollen Arabesken, wie man sie aus Prachtbildbänden über islamische Kunst kennt. Es handelte sich um einen nach allen Seiten hin offenen Bau, dessen steinerne Säulen eine Art Schilf- oder Strohdach trugen, und Jane fand, er glich eher einer herausgeputzten Bushaltestelle oder der verfallenen Veranda eines kolonialen Herrenhauses. Mitten hindurch führte ein Bogengang in einen



umfriedeten Hof. Daß die Dörfler ihrer Moschee viel Ehrerbietung entgegenbrächten, konnte man nicht sagen. Zwar verrichteten sie dort ihre Gebete, doch sie benutzten sie auch als Versammlungshalle, als Marktplatz, Schule und Gästehaus. Und heute würde sie als Lazarett dienen. Öllampen, an Haken in den Steinsäulen befestigt, erhellten jetzt die verandaartige Moschee. Die Dorfbewohner hatten sich links vom Bogengang versammelt. Sie wirkten bedrückt. Mehrere Frauen weinten, und man konnte die Stimmen von zwei Männern hören, von denen der eine Fragen stellte, der andere antwortete. Die Menge machte Platz, um Jean-Pierre, Mohammed und Jane durchzulassen. Die sechs Überlebenden kauerten in einer Gruppe auf dem gestampften Erdboden. Die drei Nichtverwundeten hockten halb auf ihren Hinterteilen. Sie wirkten schmutzig, erschöpft und völlig mutlos. Jane erkannte Matullah Kahn, eine jüngere Version seines Bruders Mohammed; und Alischan Karim, dünner als sein Bruder, der Mullah, aber ebenso böse aussehend. Zwei der Verwundeten saßen auf dem Boden, den Rücken an die Wand gelehnt, der eine mit dreckigem, blutbeflecktem Kopfverband, der andere mit dem Arm in einer behelfsmäßigen Schlinge. Jane kannte keinen der beiden. Automatisch schätzte sie ihre Verwundungen ab: Auf den ersten Blick schienen sie leichter Natur zu sein. Der dritte Verwundete, Ahmed Gul, lag auf einer primitiven Bahre aus zwei Stecken und einer Wolldecke. Die Augen hatte er geschlossen, seine Haut war grau. Zahara hockte hinter ihm, seinen Kopf auf ihrem Schoß. Sie streichelte sein Haar und weinte lautlos. Jean-Pierre rief nach einem Tisch, heißem Wasser und Handtüchern; dann kniete er neben Ahmed nieder. Nach ein paar

Sekunden blickte er zu den anderen Guerillas und fragte sie auf Dari: »War er in einer Explosion?«

»Die Hubschrauber hatten Raketen«, sagte einer der Nichtverwundeten. »Eine explodierte neben ihm.« Auf französisch sagte Jean-Pierre zu Jane: »Es sieht nicht gut aus. Ein Wunder, daß er den Heimweg überlebt hat.« Jane sah Blutflecke auf Ahmeds Kinn: Er hatte Blut gehustet, ein Zeichen, daß er innere Verletzungen hatte. Zahara blickte flehend auf Jane. »Wie steht es um ihn?« fragte sie.

»Es tut mir leid, meine Freundin«, sagte Jane, so behutsam sie konnte. »Es steht nicht gut um ihn.« Zahara nickte resigniert: Sie hatte es gewußt, doch die Bestätigung löste einen neuen Tränenstrom aus. Jean-Pierre sagte zu Jane: »Kümmere du dich um die anderen - ich will hier keine Minute verlieren.« Jane untersuchte die anderen beiden Verwundeten. »Die Kopfwunde ist nur ein Kratzer«, sagte sie nach einer Weile.

»Erledige du das«, sagte Jean-Pierre. Er überwachte, wie man Ahmed auf einen Tisch hob. Jane untersuchte den Mann, der seinen Arm in der Schlinge trug. Seine Verwundung war ernsterer Natur: Eine Kugel schien einen Knochen zerschmettert zu haben. »Das hat wohl sehr weh getan«, sagte sie zu ihm auf Dari. Er grinste und nickte. Diese Männer waren wie aus Gußeisen. »Eine Knochenfraktur«, sagte sie zu Jean-Pierre. Jean-Pierres Blick löste sich nicht von Ahmed. »Gib ihm eine örtliche Betäubung, säubere die Wunde, hole die Stückchen heraus und mach ihm eine Armschlinge. Wir richten den Knochen später.« Sie begann mit der Vorbereitung der Injektion. Falls Jean-Pierre ihre Hilfe brauchte, würde er sie rufen. Allem Anschein nach würde dies eine lange Nacht werden. Ahmed starb kurz nach Mitternacht, und

Jean-Pierre hätte heulen mögen - nicht aus Trauer, denn er hatte Ahmed kaum gekannt, sondern aus reiner Frustration, weil er wußte, daß der Mann zu retten gewesen wäre, hätte er, der Arzt, nur die unerläßlichen Mittel zur Verfügung gehabt: einen Anästhesisten, Strom und einen Operationssaal. Er bedeckte das Gesicht des Toten, dann sah er zu dessen Ehefrau hinüber, die stundenlang bewegungslos gestanden und alles mit angesehen hatte. »Es tut mir leid«, sagte er zu ihr. Sie nickte. Er war froh, daß sie sich ruhig verhielt. Mitunter wurde er beschuldigt, nicht alles in seiner Macht Stehende versucht zu haben: Die Leute schienen zu glauben, er wisse so viel, daß es nichts gab, was er nicht heilen konnte. Dann hätte er sie jedesmal am liebsten angeschrien: *Ich bin nicht Gott!* Diese Frau jedoch schien es zu verstehen.

\* Er drehte sich um, müde bis auf die Knochen. Den ganzen Tag lang hatte er Verwundete versorgt, aber dies war der erste Patient, den er verloren hatte. Mehrere Leute, stumme Zuschauer bis jetzt, zumeist Verwandte des Toten, traten herbei, um die Leiche fortzutragen. Die Witwe begann zu klagen, und Jane führte sie hinaus. Jean-Pierre fühlte eine Hand auf seiner Schulter. Er drehte sich um und sah, daß es Mohammed war, der Guerilla, der die Konvois organisierte. Plötzlich empfand er ein leichtes Schuldgefühl. Mohammed sagte: »Es ist Allahs Wille.« Jean-Pierre nickte. Mohammed zog ein Päckchen pakistanischer Zigaretten hervor und steckte sich eine an. Jean-Pierre begann seine Instrumente zusammenzulesen, um sie in seine Tasche zu legen. Ohne Mohammed anzusehen, fragte er: »Was wirst du jetzt tun?«

»Sofort einen neuen Konvoi losschicken«, sagte Mohammed. »Wir müssen Munition haben.« Trotz seiner Müdigkeit war Jean-Pierre plötzlich hellwach. »Möchtest du dir die Landkarten ansehen?«

»Ja.« Jean-Pierre klappte seine Tasche zu, und die beiden Männer verließen die Moschee. Im Schein der Sterne gingen sie durch das Dorf zum Haus des Krämers. Im Wohnzimmer schlief Fara auf einem Teppich neben Chantals Wiege. Sie erwachte sofort und stand auf.

»Du kannst jetzt nach Hause gehen«, sagte Jean-Pierre zu ihr. Sie entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Jean-Pierre stellte seine Tasche auf den Boden. Dann hob er vorsichtig die Wiege hoch und trug sie ins Schlafzimmer. Als er die Wiege absetzte, wachte Chantal auf und begann zu weinen. »Nun, was ist denn?« fragte er leise. Ein Blick auf die Armbanduhr sagte ihm, daß sie wahrscheinlich gestillt werden wollte. »Mama kommt bald«, versicherte er. Das hatte keinerlei Wirkung. Er nahm sie aus der Wiege heraus und schaukelte sie auf seinen Armen. Sie wurde ruhig, und er trug sie wieder ins Wohnzimmer. Mohammed stand da und wartete. Jean-Pierre sagte: »Du weißt ja, wo sie sind.« Mohammed nickte und öffnete eine bemalte Holztruhe. Er nahm einen dicken Packen gefalteter Landkarten heraus und wählte einige aus, die er dann auf dem Fußboden ausbreitete. Jean-Pierre wiegte Chantal in den Armen und schaute Mohammed über die Schulter. »Wo fand der Angriff statt?« fragte er. Mohammed deutete auf eine Stelle unweit der Stadt Jalalabad. Die Fährten, denen Mohammeds Konvois folgten, fanden sich weder auf dieser noch auf irgendeiner anderen Karte. Immerhin enthielten Jean-Pierres Landkarten manche Täler, Plateaus und — je nach Jahreszeit — Wasser führende

oder trockene Flußbetten, wo sich Fährten befinden *mochten*. Manchmal wußte Mohammed aus dem Gedächtnis, was es dort gab. Manchmal mußte er Vermutungen anstellen. Dann diskutierte er mit Jean-Pierre über die Bedeutung von Höhenlinien oder weniger eindeutigen Markierungen für Geländeformationen, wie zum Beispiel Moränen. Jean-Pierre meinte: »Du könntest weiter nach Norden ausweichen, im Bogen um Jalalabad.« Oberhalb der Ebene, auf der die Stadt lag, gab es ein Gewirr von Tälern, die sich wie Spinnweben zwischen zwei Flüssen erstreckten: dem Konar und dem Nuristan. Mohammed steckte sich eine neue Zigarette an - er war, wie die meisten Guerillas, starker Raucher - und schüttelte, während er den Rauch von sich blies, den Kopf. »Dort hat es zu viele Hinterhaltsangriffe gegeben«, sagte er. »Dort müssen wir wieder Verrat befürchten. Nein, der nächste Konvoi *wird südlich* an Jalalabad vorbeiziehen.« Jean-Pierre runzelte die Stirn. »Ich sehe nicht, wie sich das bewerkstelligen ließe. Im Süden gibt es vom Khaiber-Paß an nichts als offenes Gelände. Ihr würdet entdeckt.«

»Wir werden den Khaiber-Paß nicht benutzen«, sagte Mohammed. Mit dem Zeigefinger auf der Landkarte zog er die afghanisch-pakistanische Grenze nach Süden hin nach. »Wir werden die Grenze bei Teremengal überqueren.« Sein Finger stoppte bei der Stadt, die er genannt hatte, und zog von dort eine Route zum Fünf-Löwen-Tal. Jean-Pierre nickte. Von seiner Freude ließ er sich nichts anmerken. »Das leuchtet mir ein. Wann wird der Konvoi aufbrechen?« Mohammed faltete die Karten zusammen. »Übermorgen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.« Er legte die Landkarten wieder in die bemalte Truhe, ging dann zur Tür. Im selben Augenblick trat Jane

ein. Eher zerstreut sagte er »Gute Nacht« zu ihr. Jean-Pierre war froh, daß der gutaussiehende Guerilla seit Janes Schwangerschaft nicht mehr auf sie scharf zu sein schien. Nach Jean-Pierres Ansicht war sie zweifellos oversexed und durchaus bereit, sich verführen zu lassen; und eine Affäre zwischen ihr und einem Afghanen hätte endlose Schwierigkeiten bereitet. Jean-Pierres Arzttasche stand noch auf dem Boden, und Jane bückte sich, um sie aufzuheben. Sein Herz setzte einen Schlag aus. Rasch nahm er ihr die Tasche ab. Sie musterte ihn ein wenig überrascht. »Ich tu sie schon weg«, sagte er. »Schau du nach Chantal. Sie muß gestillt werden.« Er reichte ihr das Baby. Mit der Tasche und einer Lampe ging er in den vorderen Raum, während Jane sich niederließ, um Chantal zu stillen. Auf dem Erdboden stapelten sich Kartons mit medizinischen Mitteln. Bereits geöffnete Kartons standen in den Holzregalen des Krämers. Jean-Pierre stellte seine Tasche auf den blaugekachelten Ladentisch und nahm einen schwarzen Plastikgegenstand heraus, der etwa die Größe und Form eines tragbaren Telefons besaß. Er steckte ihn in die Hosentasche. Er leerte seine Arzttasche; Instrumente, die sterilisiert werden mußten, legte er beiseite, alles Unbenutzte kam in die Regalfächer. Er kehrte ins Wohnzimmer zurück. »Ich gehe zum Baden an den Fluß hinunter«, sagte er zu Jane. »Ich bin zu schmutzig, um zu Bett zu gehen.« Sie betrachtete ihn mit jenem verträumten, zufriedenen Lächeln, das sich so oft auf ihrem Gesicht zeigte, wenn sie das Baby stillte. »Beeil dich«, sagte sie, als er hinausging. Das Dorf schlief, endlich. Zwar brannte hier und dort noch eine Lampe, und aus einem Fenster hörte er die Stimme einer Frau, die bitterlich weinte; doch in den meisten Häusern war es still und dunkel. Als er am

letzten Haus des Dorfes vorbeikam, vernahm er wieder die Stimme einer Frau, einen Trauergesang, ein Lied der Klage; und einen Augenblick lang schien ihn die Last der vielen Tode, die er verschuldet hatte, beinahe zu erdrücken; dann verdrängte er schnell alle Gedanken daran. Er folgte einem steinigen Weg zwischen zwei Kornfeldern, wobei er sich ständig umsah und lauschte. Von einem Feld kam das zischende Geräusch von Sicheln, und auf einer schmalen Terrasse sah er zwei Männer, die beim Schein einer Lampe Unkraut jäteten. Er sprach nicht mit ihnen. Er erreichte den Fluß, überquerte ihn durch die Furt und stieg den gewundenen Pfad am gegenüberliegenden Uferfelsen hinauf. Hier, das wußte er, befand er sich in völliger Sicherheit; dennoch empfand er wachsende Anspannung. Nach zehn Minuten erreichte er sein Ziel, einen erhöhten Punkt. Er holte das Sendegerät aus seiner Hosentasche und zog die Antenne in voller Länge hervor. Es war das neueste und raffinierteste Kleinsendegerät, über das der KGB verfügte; dennoch war das Gelände hier fürs Funken so ungeeignet, daß die Russen gleich zu Beginn des Territoriums, das sie kontrollierten, extra eine Relaisstation errichtet hatten, um seine Signale aufzufangen und weiterzuleiten. Er drückte auf die Sprechaste und sprach dann auf englisch und verschlüsselt: »Dies ist Simplex. Bitte melden.« Er wartete, dann wiederholte er den Ruf. Nach dem dritten Versuch erhielt er Antwort: Knistern und Knacken und eine Stimme mit unverkennbarem Akzent. *»Hier ist Butler. Sprechen Sie, Simplex.«*

»Ihre Party war ein großer Erfolg.«

*»Ich wiederhole: Die Party war ein großer Erfolg«*, kam die Antwort.

»Siebenundzwanzig Leute nahmen daran teil, und einer kam später hinzu.«

*»Ich wiederhole: Siebenundzwanzig nahmen daran teil, und einer kam später hinzu.«*

»Zur Vorbereitung für die nächste brauche ich drei Kamele.« Das bedeutet: Wir müssen uns in drei Tagen treffen.

*»Ich wiederhole: Sie brauchen drei Kamele.«*

»Ich sehe sie bei der Moschee.« Die »Moschee« war ein bestimmter Ort, an dem drei Täler zusammentrafen.

*»Ich wiederhole: Bei der Moschee.«*

»Heute ist Sonntag.« Dies war kein Code. Es war eine Vorsichtsmaßnahme, weil der Einfaltspinsel, der das alles notierte, womöglich noch gar nicht gemerkt hatte, daß Mitternacht bereits vorüber war. Die Folge wäre gewesen, daß Jean-Pierres Kontaktmann einen Tag zu früh kam.

*»Ich wiederhole: Heute ist Sonntag.«*

»Ende.« Jean-Pierre schob die ausziehbare Antenne zusammen und steckte das Funkgerät wieder in die Hosentasche. Rasch entledigte er sich seiner Kleider. Aus der Hemdtasche zog er eine Nagelbürste und ein kleines Stück Seife. Seife war hier eine Rarität, doch als Arzt standen ihm gewisse Vorrechte zu. Vorsichtig watete er in den Fünf-Löwen-Fluß, kniete nieder, besprengte seinen ganzen Körper mit eisigem Wasser. Er seifte seine Haut und seine Haare ein, nahm dann die Bürste und begann sich abzuschrubben, Beine, Bauch, Brust, Gesicht, Arme und Hände. Vor allem seine Hände bearbeitete er sorgfältig, seifte sie wieder und wieder ein. Nackt im flachen Wasser knieend und fröstelnd, schrubbte und schrubbte er, als wolle er niemals aufhören.



DAS KIND HAT Blasenwürmer, Gastroenteritis und Grind«, sagte Jean-Pierre. »Außerdem ist es verdreckt und unterernährt.«

»Sind sie das nicht alle?« fragte Jane. Sie sprachen französisch, wie üblich, und die Mutter des Kindes beobachtete sie gespannt, weil sie kein Wort verstand. Jean-Pierre bemerkte es und versicherte der Frau in ihrer Sprache: »Dein Sohn wird wieder gesund.« Er ging auf die andere Seite der Höhle und öffnete seinen Medikamentenkasten. Alle Kinder, die zur Behandlung kamen, wurden automatisch gegen Tuberkulose geimpft. Während er die Injektion vorbereitete, beobachtete er Jane aus den Augenwinkeln. Sie gab dem kleinen Jungen schlückchenweise ein Rehydrationsgetränk - eine Mischung aus Glukose, Salz, Natriumbikarbonat und Kaliumchlorid, aufgelöst in keimfreiem Wasser. Zwischendurch säuberte sie sacht sein verdrecktes Gesicht. Ihre Bewegungen, schnell und voll Anmut, besaßen jene Sicherheit, wie gute Handwerker sie haben — etwa ein Töpfer, der etwas aus Ton formt, oder ein Maurer, der seine Kelle handhabt. Er betrachtete ihre schmalen Hände, die das verängstigte Kind mit sanftem Streicheln beschwichtigten. Er mochte ihre Hände. Ohne daß das Kind es sehen konnte, holte er die Nadel hervor und verbarg sie in seinem Ärmel. Dann beobachtete er wieder Jane: betrachtete ihr Gesicht, während sie die rechte Schulter des Jungen säuberte, mit einem Wattebausch voll Alkohol darüberstrich. Es war ein koboldhaftes Gesicht mit großen Augen, Stupsnase und breitem Mund, der meistens lächelte. Jetzt trug ihr

Gesicht einen ernsten Ausdruck, und sie schob die Unterkiefer hin und her, als knirsche sie mit den Zähnen - ein Zeichen, daß sie sich konzentrierte. Jean- Pierre kannte jede ihrer Mienen — und keinen einzigen ihrer Gedanken. Er spekulierte oft - fast unausgesetzt sogar -, was sie denken mochte, doch er scheute davor zurück, sie zu fragen, denn solche Gespräche konnten leicht in verbotenes Territorium abgleiten. Er mußte ständig auf der Hut sein, ähnlich wie ein ungetreuer Ehemann, damit er sich nicht durch ein unbedachtes Wort — oder auch nur durch einen unkontrollierten Gesichtsausdruck - verriet. Jedes Gespräch über Wahrheit und Unaufrichtigkeit, über Vertrauen und Verrat, über Freiheit und Tyrannei war tabu; und tabu waren auch alle Themen, die zu den anderen führen konnten, wie zum Beispiel Liebe, Krieg und Politik. Selbst wenn sie über völlig harmlose Dinge sprachen, verhielt er sich vorsichtig. Als Folge davon gab es in ihrer Ehe einen eigentümlichen Mangel an Intimität. Und der Liebesakt war irgendwie absonderlich. Er hatte entdeckt, daß er zu keinem Höhepunkt kommen konnte, wenn er nicht die Augen schloß und sich in der Phantasie an einen anderen Ort versetzte. Es war eine Erleichterung für ihn, daß er Chantals Geburt wegen in den letzten Wochen seiner >ehelichen Pflichten< enthoben gewesen war. »Ich bin soweit«, sagte Jane und lächelte ihn an. Er nahm den Arm des Kindes und fragte: »Wie alt bist du?« »Fünf.« Während der Junge sprach, stach Jean-Pierre die Nadel hinein. Das Kind begann sofort loszuheulen. Unwillkürlich erinnerte sich Jean-Pierre, wie er, im selben Alter wie dieser Junge, von seinem ersten Fahrrad gefallen war und genauso geweint hatte: lautes Protestgeheule über unerwartete Schmerzen. Er

betrachtete das verzerrte Gesicht seines fünfjährigen Patienten, entsann sich, wie ungeheuer weh es getan hatte und wie wütend er gewesen war; und unwillkürlich dachte er: Wie bin ich von dort nach *hier* gekommen? Er ließ den Jungen los, der sofort zu seiner Mutter lief. Dann zählte Jean-Pierre dreißig Kapseln Griseofulvin ab und gab sie der Frau. »Sorge dafür, daß er jeden Tag eine nimmt, bis sie alle sind«, sagte er. »Gib sie aber niemandem sonst - sie reichen gerade für ihn.« Das war für den Grind. Die Blasenwürmer und die Gastroenteritis würden ihren eigenen Verlauf nehmen. »Laß ihn im Bett, bis die Flecken verschwinden, und Sorge dafür, daß er viel trinkt.« Die Frau nickte.

»Hat er Geschwister?« fragte Jean-Pierre. »Fünf Brüder und zwei Schwestern«, sagte die Frau stolz.

»Er sollte allein schlafen, sonst werden sie auch krank.« Die Frau sah ihn unsicher an: Wahrscheinlich hatte sie nur ein einziges Bett für alle Kinder. Und daran konnte Jean- Pierre nichts ändern. Er fuhr fort: »Wenn die Tabletten alle sind und es geht ihm nicht besser, bring ihn wieder zu mir.« Was das Kind eigentlich brauchte, war etwas, das weder Jean-Pierre noch die Mutter dem Jungen geben konnten - reichlich gute Nahrung von hohem Nährwert. Die beiden verließen die Höhle, das magere, kranke Kind und die dürre, erschöpfte Mutter. Wahrscheinlich hatten sie mehrere Kilometer bis hierher zurückgelegt, und sicher hatte die Frau den Jungen den größten Teil der Strecke getragen; jetzt mußten sie sehen, wie sie den Heimweg schafften. Der Junge würde vielleicht trotzdem sterben. Jedoch nicht an Tuberkulose. Da war noch ein Patient: der *malang*. Er war Bandas heiliger Mann. Halb verrückt und oft mehr als halbnackt, durchstreifte er das Fünf-Löwen-Tal von Comar, rund

vierzig Kilometer von Banda stromaufwärts, bis nach Charikar in der von den Russen kontrollierten Ebene, rund hundert Kilometer in südwestlicher Richtung. Er gab nur unverständliches Zeug von sich und hatte Visionen. Die Afghanen hielten Malangs für Menschen mit Glück und tolerierten nicht nur ihr Verhalten, sondern gaben ihnen auch Speise und Trank und Gewänder. Er trat ein, ein paar Lumpen um die Lenden und eine russische Offiziersmütze auf dem Kopf. Er hielt sich den Bauch und mimte Schmerzen. Jean-Pierre gab ihm eine Handvoll Diacetylmorphin-Tabletten. Der Verrückte rannte davon, in der Faust seine Pillen mit synthetischem Heroin.

»Er muß inzwischen doch süchtig sein«, sagte Jane, und die Mißbilligung in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

»Ja, das ist er«, räumte Jean-Pierre ein.

»Warum gibst du ihm dann das Zeug?« »Er hat ein Geschwür. Was soll ich sonst tun - ihn operieren?«

»Du bist der Arzt.« Jean-Pierre begann seine Tasche zu packen. Am nächsten Morgen mußte er in Cobak Ambulanz halten, etwa zehn Kilometer von Banda entfernt, jenseits der Berge -und unterwegs galt es, ein Treffen einzuhalten. Das Weinen des Fünfjährigen hatte einen Hauch Vergangenheit in die Höhle gebracht, ähnlich dem Geruch alten Spielzeugs. Jean-Pierre fühlte sich leicht verwirrt. Er sah Menschen aus seiner Kindheit, und ihre Gesichter überlagerten die wirklichen Dinge ringsum, wie Szenen aus einem Film, der von einem falsch eingestellten Projektor statt auf die Leinwand auf die Rücken der Zuschauer geworfen wird. Er sah seine erste Lehrerin mit ihrer Nickelbrille, Mademoiselle Medecin; Jacques Lafontaine, der ihm eine blutige Nase verpaßt hatte, weil er ihn *con* schimpfte;

seine Mutter, dünn, schlecht gekleidet, übernervös; und vor allem seinen Vater, einen großen, fleischigen, jähzornigen Mann. Mit Mühe konzentrierte er sich auf die Instrumente und Medikamente, die er vermutlich in Cobak brauchen würde. Er füllte eine Flasche mit einwandfreiem Trinkwasser. Nahrung würde er von den Dorfbewohnern dort erhalten. Schließlich trug er seine Taschen nach draußen und lud sie der störrischen alten Stute auf, die er für solche Reisen benutzte. Das Tier ging den ganzen Tag stur geradeaus und bog nur höchst widerwillig um eine Ecke, weshalb Jane es auf den Namen Maggie getauft hatte, nach der britischen Premierministerin Margaret Thatcher. Jean-Pierre war bereit. Er ging in die Höhle und küßte Janes weiche Lippen. Als er sich zum Gehen wandte, kam Fara mit Chantal herein. Das Baby weinte. Jane knöpfte ihr Hemd auf und gab Chantal sofort die Brust. Jean-Pierre streichelte die rosa Wange seiner Tochter und sagte: »*Bon appetit.*« Dann ging er hinaus. Er führte Maggie den Hang hinunter durch das verlassene Dorf und wandte sich, dem Lauf des Flusses folgend, nach Südwesten. Er ging schnell und ohne Rast, trotz der Hitze: Er war daran gewöhnt. Nun, da er den Arzt in ihm zu Hause gelassen hatte und an das bevorstehende Treffen dachte, empfand er eine gewisse Nervosität. Würde Anatoli zur Stelle sein? Vielleicht war er aufgehalten worden. Vielleicht war er sogar in Gefangenschaft geraten. Und wenn ja, hatte man ihn zum Sprechen gebracht? Hatte er, unter der Folter, Jean-Pierre verraten? Wartete womöglich schon eine Gruppe Guerillas auf Jean-Pierre, erbarmungslos und sadistisch und auf Rache versessen? Bei all ihrer Poesie und Frömmigkeit waren sie doch Barbaren, diese Afghanen. Ihr Nationalsport war *buz-kashi*, ein

gefährliches und blutiges Spiel: Ein totes Kalb ohne Kopf wurde in die Mitte eines Platzes gelegt; zwei berittene Mannschaften nahmen einander gegenüber Aufstellung, und auf einen Gewehrschuß hin preschten alle auf den Kadaver zu. Das Ziel bestand darin, das tote Tier aufzulesen, zu einem etwa anderthalb Kilometer entfernten und vorher festgelegten Wendepunkt zu bringen und dann wieder zurückzuschaffen, ohne daß man es sich von einem der gegnerischen Spieler entreißen ließ. Würde das schauerliche Spielzeug zerfetzt, was oft genug vorkam, so war es Aufgabe des Schiedsrichters zu entscheiden, welche Mannschaft den größten Teil ergattert hatte. Im vorigen Winter hatte Jean-Pierre ein solches Spiel gesehen. Das war kurz vor der Stadt Rokha, ein Stück das Tal hinab, und das Spiel war bereits in vollem Gange. Jean- Pierre hatte ein paar Minuten zugesehen, bevor ihm klar geworden war, daß sie nicht ein Kalb benutzten, sondern einen Mann - einen Mann, *der noch lebte*. Entsetzt hatte er versucht, dem Spiel ein Ende zu machen, doch irgendwer sagte ihm, der Mann sei ein russischer Offizier — als ob das alles erklärte. Die Spieler ignorierten Jean-Pierre einfach, und er sah keine Möglichkeit, fünfzig Reiter an dem grausamen Spiel zu hindern, auf das sie so wild waren. Er war nicht stehengeblieben, um mitanzusehen, wie der Mann starb, aber vielleicht war das verkehrt gewesen, weil er sich später ausgemalt hatte, wie der Russe bei lebendigem Leibe in Stücke gerissen worden war, und diese Vorstellung kehrte regelmäßig wieder, sobald er befürchtete, entlarvt zu werden. : Viele Erinnerungsbilder begleiteten ihn, während er eine Schlucht mit bräunlichen Felswänden durchquerte. Szenen aus seiner Kindheit wechselten ab mit alptraumhaften Vorstellungen von

dem, was ihn erwartete, falls die Guerillas die Wahrheit über ihn erfuhren. Seine früheste Erinnerung war die an den Prozeß gegen Papa und an die wilde Wut über die Ungerechtigkeit, daß er zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Zwar konnte Jean- Pierre damals kaum lesen, doch den Namen seines Vaters in den Schlagzeilen der Zeitungen erkannte er. In seinem Alter - er mußte etwa vier Jahre alt gewesen sein - wußte er nicht, was es bedeutete, ein Held der Resistance zu sein. Er wußte, daß sein Vater Kommunist war, genauso wie die Freunde seines Vaters, der Priester, der Schuster und der Mann hinter dem Schalter im Postamt des Dorfes, doch glaubte er, daß Papa seiner rötlichen Gesichtsfarbe wegen der Rote Roland genannt wurde. Als sein Vater wegen Verrats zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt wurde, hatte man Jean-Pierre erzählt, das habe etwas mit Onkel Abdul zu tun, einem ängstlichen, braunhäutigen Mann, der einige Wochen in ihrem Haus gewohnt hatte und von der FLN war, aber Jean-Pierre wußte nicht, was FLN bedeutete, und glaubte, der Elefant im Zoo sei gemeint. Das einzige, was er begriff und fortan glaubte war: Die Polizei ist grausam, die Richter sind gemein, und die Menschen lassen sich von den Zeitungen zum Narren machen. Im Laufe der Jahre verstand er mehr und litt mehr, und seine Erbitterung wuchs. Als er zur Schule ging, sagten die anderen Jungen, sein Vater sei ein Verräter. Er erwiderte, sein Vater hätte tapfer gekämpft und im Krieg sein Leben aufs Spiel gesetzt, doch sie glaubten ihm nicht. Seine Mutter zog mit ihm in ein anderes Dorf, doch die Nachbarn erfuhren, wer sie waren, und verboten ihren Kindern, mit Jean-Pierre zu spielen. Aber das schlimmste waren die Besuche im Gefängnis. Sein Vater veränderte sich sichtlich. Er wurde

dünn und sah blaß und kränklich aus; schlimmer noch war, ihn eingesperrt zu sehen: in trister Sträflingskleidung, ängstlich und entmutigt, sich gleichsam duckend vor den wichtigtuersischen Wärtern mit ihren Knüppeln. Nach einiger Zeit erregte allein schon der Gefängnisgeruch Übelkeit in Jean-Pierre, und sobald sie das Gebäude betraten, mußte er sich übergeben; danach nahm ihn seine Mutter nicht mehr mit. Erst als sein Vater entlassen wurde, konnte er unbehindert mit ihm sprechen, und jetzt verstand er alles und begriff, daß die Ungerechtigkeit noch viel größer war, als er geglaubt hatte. Nach dem Einmarsch der Deutschen in Frankreich hatten die Kommunisten, ohnehin schon in Zellen organisiert, eine führende Rolle in der Resistance gespielt. Nach Kriegsende hatte sein Vater den Kampf gegen die Tyrannei der politischen Rechten fortgeführt. Damals war Algerien eine französische Kolonie gewesen. Die Menschen dort wurden unterdrückt und ausgebeutet, doch sie kämpften mutig für ihre Freiheit. Junge Franzosen wurden eingezogen und gezwungen, einen grausamen Krieg gegen Algerien zu führen, in dem die von der französischen Armee verübten Greuel viele Menschen an die Untaten der Nazis erinnerten. Die FLN (für Jean-Pierre für immer verknüpft mit der Vorstellung von einem altersschwachen Elefanten in einem Provinzzoo) war die *Front de Liberation Nationale*, die nationale Befreiungsfront der Algerier. Jean-Pierres Vater gehörte zu den 121 bekannten Leuten, die einen Aufruf unterzeichneten, in dem die Freiheit für Algerien gefordert wurde. Frankreich befand sich im Krieg, und der Aufruf wurde als aufwieglerisch bezeichnet, weil er französische Soldaten zur Desertation ermutigen könne.



Doch Papa hatte noch Schlimmeres getan: Er hatte einen Koffer voll Geld, von Franzosen für die FLN gesammelt, über die Grenze in die Schweiz gebracht und bei einer Bank deponiert; und er hatte Onkel Abdul Unterschlupf gewährt, der natürlich gar kein Onkel war, sondern ein Algerier, gesucht vom DST, der Geheimpolizei. Ähnliche Dinge habe er auch im Krieg gegen die Nazis getan, hatte er Jean-Pierre erklärt. Und er kämpfe noch immer denselben Kampf. Der Feind seien niemals die Deutschen gewesen, genauso wenig, wie der Feind jetzt das französische Volk war: Der Feind, das seien die Kapitalisten, die Reichen und Privilegierten, die herrschende Klasse, der jedes Mittel, egal wie skrupellos, recht war, um ihre Position zu verteidigen. Sie war so mächtig, daß sie die halbe Welt beherrschte - trotzdem gab es Hoffnung für die Armen, die Machtlosen und die Unterdrückten, denn in Moskau regiere das Volk, und überall auf der Welt blicke die Arbeiterklasse zur Sowjetunion, weil sie von dort im Kampf um die Freiheit Hilfe, Ermutigung und Führung erwarte. Als Jean-Pierre älter wurde, entdeckte er auf dem glanzvollen Bild so manche Flecken: Er erkannte, daß die Sowjetunion keineswegs ein Arbeiterparadies war; doch nichts konnte seine Überzeugung ins Wanken bringen, daß die kommunistische Bewegung, geführt von Moskau, die einzige Hoffnung war für die Unterdrückten dieser Welt und das einzige Mittel, jene Richter und Polizisten und Zeitungen zu vernichten, die mit seinem Vater so brutal verfahren waren. Dem Vater war es gelungen, die Fackel an den Sohn weiterzugeben. Und als sei ihm dies bewußt, begann Papa sich gleichsam in sich selbst zurückzuziehen. Die gesunde rötliche Farbe kehrte nie wieder in seine Wangen zurück. Er ging nicht mehr zu

Demonstrationen, organisierte keine Tanzveranstaltungen mehr (um für die Partei Geld zu beschaffen) und schrieb auch keine Briefe mehr an Lokalblätter. Er versah Bürodienste in einer Reihe von untergeordneten Funktionen. Natürlich war er Parteimitglied, gehörte auch einer Gewerkschaft an, doch an Posten wie dem des Vorsitzenden eines Komitees oder ähnlichem war er nicht mehr interessiert. Er spielte noch immer Schach und trank Anisette mit dem Priester, dem Schuster und dem Postmeister; doch ihre politischen Diskussionen, die sie einst mit soviel Leidenschaft geführt hatten, waren jetzt so lahm, als sei die Revolution, für die sie so hart gearbeitet hatten, auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Wenige Jahre später starb Papa. Und erst jetzt entdeckte Jean-Pierre, daß er sich im Gefängnis die Tuberkulose zugezogen hatte, von der er sich dann nicht mehr erholte. Sie hatten ihm die Freiheit geraubt, seinen Lebensmut gebrochen und seine Gesundheit ruiniert. Doch das Schlimmste, das sie ihm angetan hatten, war, ihn als Verräter zu brandmarken. Er war ein Held gewesen, der sein Leben für seine Mitmenschen eingesetzt hatte, doch gestorben war er als ein wegen Verrats Verurteilter. Jetzt würden sie es bedauern, Papa, wenn sie wüßten, auf welche Weise ich Rache nehme, dachte Jean-Pierre, während er die knochendürre Stute einen Hang hinaufführte. Aufgrund der Informationen, die ich geliefert habe, konnten die Kommunisten hier Masuds Nachschublinien so wirksam abwürgen, daß er im letzten Winter kein Vorratslager an Waffen und Munition anlegen konnte. Und statt in diesem Sommer Angriffe gegen den Luftstützpunkt, die Kraftwerke und die Versorgungslaster auf der Landstraße durchzuführen, hat er nun alle Mühe, sich gegen die Angriffe der Regierung

auf sein Territorium zu verteidigen. Auf eigene Faust, Papa, habe ich fast völlig die Gefährlichkeit dieses Barbaren beseitigt, der dieses Land zurückführen will in die düsteren Zeiten der Unzivilisiertheit, der Unterentwicklung und des islamischen Aberglaubens. Natürlich genügte es nicht, Masuds Nachschublinien lahm zu legen. Der Mann war längst eine nationale Größe. Darüber hinaus besaß er genug Verstand und Charakterstärke, sich vom Rebellenführer zum legitimen Präsidenten aufzuschwingen. Er war ein Tito, ein de Gaulle, ein Mugabe. Es genügte nicht, ihn zu neutralisieren, man mußte ihn vernichten — dafür sorgen, daß er den Russen in die Hände fiel, tot oder lebendig. Die Schwierigkeit bestand darin, daß Masud sich schnell und lautlos bewegte, ähnlich dem Hirsch im Wald plötzlich auftauchte und ebenso plötzlich wieder verschwand. Doch Jean-Pierre war geduldig, und geduldig waren auch die Russen. Der Tag würde kommen, früher oder später, da Jean-Pierre hundertprozentig wußte, an welchem Ort Masud sich in den nächsten vierundzwanzig Stunden aufhielt — vielleicht, weil er verwundet war oder weil er einem Begräbnis beiwohnen wollte -, und dann würde Jean-Pierre die Nachricht mit Hilfe seines kleinen Senders in einem Sonder-Code weitergeben, und der Falke würde zustoßen. Am liebsten hätte er Jane erzählt, was seine eigentliche Aufgabe hier war. Vielleicht konnte er sie sogar davon überzeugen, daß er Recht hatte. Denn im Grunde war doch jede ärztliche Hilfe sinnlos; den Rebellen zu helfen, hatte lediglich zur Folge, das Elend, die Armut und die Unwissenheit, in der diese Menschen lebten, zu verlängern und den Zeitpunkt, da die Sowjetunion dieses Land gewissermaßen beim Genick

packen und es, so sehr es sich auch sträubte, ins 20. Jahrhundert zwingen konnte, hinauszuzögern. Das hätte Jane wahrscheinlich sogar verstanden. Aber er wußte instinktiv: Sie würde ihm niemals verzeihen, daß er sie getäuscht hatte. Ja, sie wäre außer sich vor Zorn. Sie würde ihn sofort verlassen, so wie sie Ellis Thaler verlassen hatte. Und ihr Zorn wäre diesmal doppelt so groß, weil sie zweimal hintereinander auf ein und dieselbe Weise hintergangen worden war. Also täuschte er sie weiterhin, aus Angst, sie zu verlieren. Er glich einem Mann an einem Abgrund, der vor Furcht gelähmt ist. *Daß* etwas nicht stimmte, wußte sie; das verriet ihm die Art, wie sie ihn manchmal musterte. Doch war er sicher, daß sie meinte, es handle sich um etwas in ihrem Verhältnis zueinander — sie ahnte nicht einmal, daß sein ganzes Leben eine einzige Täuschung war. Völlige Sicherheit konnte es für ihn nicht geben, doch ergriff er jegliche Vorsichtsmaßnahme, um nicht von ihr oder von irgendjemandem sonst entdeckt zu werden. Wenn er den Sender benutzte, sprach er verschlüsselt, jedoch nicht etwa, weil die Rebellen mithören könnten - sie hatten keine Empfänger -, sondern weil die afghanische Armee dazu in der Lage war, und dort wimmelte es dermaßen von Verrätern, daß es auf jener Seite für Masud keine Geheimnisse gab. Jean-Pierres Funksprechgerät war klein genug, um im doppelten Boden seiner Arzttasche versteckt zu werden oder auch, wenn er diese nicht bei sich hatte, in der Tasche seiner bauschigen afghanischen Hosen. Der Nachteil des Geräts bestand darin, daß es nur für kurze Gespräche reichte. Um alle Details der Routen und Zeitpläne der Konvois durchzugeben, hätte er, zumal in Code, wesentlich mehr Zeit gebraucht - und ein Gerät samt Batterien, das wesentlich stärker war, leider aber

auch bedeutend größer. Jean-Pierre und Monsieur Leblond hatten sich dagegen entschieden. Und so war Jean-Pierre jetzt gezwungen, sich mit seinem Kontaktmann zu treffen, um ihm Informationen zu geben. Er erreichte eine Anhöhe und blickte hinunter in ein kleines Tal. Die Fährte, der er bislang gefolgt war, führte hinab in ein anderes Tal, das mit diesem einen rechten Winkel bildete und geteilt wurde von einem reißenden, im Licht der Nachmittagssonne glitzernden Gebirgsbach. Jenseits des Bachs befand sich ein weiteres Tal, das hinaufführte in die Berge bei Cobak, seinem späteren Zielort. Dort, wo die drei Täler zusammentrafen, auf dem diesseitigen Flußufer, stand eine kleine Steinhütte. Das ganze Gebiet war übersät mit solchen primitiven Häuschen. Jean-Pierre nahm an, daß sie von Nomaden und reisenden Händlern gebaut worden waren und als Unterschlupf für die Nacht dienten. Maggie am Zügel führend, begann Jean-Pierre den Hügel hinabzusteigen. Anatoli war vermutlich bereits zur Stelle. Jean-Pierre kannte weder seinen richtigen Namen noch seinen Rang, war sich jedoch sicher, daß er zum KGB gehörte. Aus einer Bemerkung, die Anatoli einmal über Generäle gemacht hatte, schloß Jean-Pierre, daß er den Rang eines Obersten bekleidete. Ein »Schreibtischoffizier« war er jedenfalls nicht. Zwischen diesem Punkt und Bagram gab es knapp achtzig Kilometer gebirgiges Gelände, und Anatoli legte die Strecken zu Fuß zurück, allein, in anderthalb Tagen. Er war ein orientalischer Russe mit hohen Backenknochen und gelblicher Haut, und in afghanischer Kleidung konnte er sich als Usbeke ausgeben. Das machte auch sein stockendes Dari plausibel - die Usbeken hatten ihre eigene Sprache. Anatoli bewies Mut: Natürlich sprach er

kein Usbekisch, so daß für ihn immer die Gefahr der Entlarvung bestand; und auch er wußte, daß die Guerillas mit gefangenen russischen Offizieren *buzkashi* spielten. Für Jean-Pierre war das Risiko bei diesen Treffs ein wenig geringer. Seine ständigen Reisen zu entfernteren Dörfern, um dort ambulant zu behandeln, wirkten nicht besonders auffällig. Doch würde man wohl Verdacht schöpfen, wenn er mehr als ein- oder zweimal »zufällig« mit demselben wandernden Usbeken zusammentraf und dabei beobachtet wurde. Und falls ein Afghane, der französisch sprach, das Gespräch mit anhörte, das er mit dem umherziehenden Usbeken führte, so konnte er nur auf einen schnellen Tod hoffen. Seine Sandalen verursachten kein Geräusch auf dem Pfad, und Maggies Hufe sanken lautlos in den staubigen Boden, weshalb er, als sie sich der Hütte näherten, eine Melodie pffiff, für den Fall, daß sich jemand anderes als Anatoli darin aufhielt: eine Vorsichtsmaßnahme, um nicht Afghanen zu erschrecken, die sämtlich bewaffnet waren, den Finger sekundenschnell am Abzug. Er duckte sich und trat ein. Zu seiner Überraschung war die Hütte leer. Er setzte sich mit dem Rücken zur Steinwand. Hier drinnen war es angenehm kühl. Nach einigen Minuten schloß er die Augen. Er war müde, doch innerlich viel zu angespannt, um schlafen zu können. Dies war bei solchen Treffs immer das schlimmste für ihn: die Mischung aus Angst und Langeweile, die ihn überwältigte, wenn er lange warten mußte. Zwar hatte er gelernt zu warten in diesem Land ohne Armbanduhren, die unerschütterliche Geduld der Afghanen jedoch besaß er nicht. Es war für ihn wie ein innerer Zwang, sich vorzustellen, was Anatoli alles widerfahren sein mochte. Welch eine Ironie, wenn Anatoli auf eine der von den Russen abgeworfenen

Minen getreten wäre! Solche Minen verletzten zwar mehr Tiere als Menschen; der Schaden, den sie anrichteten, war deshalb jedoch nicht geringer: Der Verlust einer Kuh konnte eine afghanische Familie genauso umbringen wie eine Bombe, die aufs Haus fiel, wenn sich alle darin befanden. Jean-Pierre lachte schon lange nicht mehr, wenn er eine Kuh oder eine Ziege mit einem primitiven Holzbein sah. Plötzlich spürte er die Gegenwart eines anderen und öffnete die Augen. Anatolis asiatisches Gesicht war nur wenige Zentimeter von seinem eigenen entfernt.

»Ich hätte dich ausrauben können«, sagte Anatoli in fließendem Französisch. »Ich habe nicht geschlafen.« Anatoli ließ sich im Schneidersitz auf dem Erdboden nieder. Er war untersetzt und muskulös und trug ein beutliges Baumwollhemd, beutlige Hosen, einen Turban und ein kariertes Halstuch. Um seine Schultern hatte er eine lehmfarbene Wolldecke, *pattu* genannt, geschlungen. Er ließ das Halstuch, das die untere Seite seines Gesichts verhüllte, herabgleiten und lächelte, wobei er seine tabakverfleckten Zähne entblößte.

»Wie geht es dir, mein Freund?« »Gut.«

»Und deiner Frau?« Wenn Anatoli sich nach Jane erkundigte, klang stets so etwas wie ein unheilvoller Unterton mit. Die Russen waren strikt dagegen gewesen, daß er Jane nach Afghanistan mitnahm: Sie werde seine Aktionen beeinträchtigen. Jean-Pierre hatte daraufhingewiesen, daß er sowieso eine Krankenschwester werde mitnehmen müssen - *Medecins pour la Liberte* schickte grundsätzlich solche >Paare< - und daß er wahrscheinlich mit jeder schlafen würde, die man ihm mitgab, es sei denn, sie sähe aus wie King

Kong. Schließlich hatten die Russen, wenn auch widerstrebend, nachgegeben.

»Jane geht's gut«, sagte er. »Vor sechs Wochen hat sie das Kind bekommen. Ein Mädchen.«

»Gratuliere!« Anatoli schien sich wirklich zu freuen.

»Aber war das nicht ein bißchen zu früh?«

»Ja. Zum Glück gab es keine Komplikationen. Übrigens war es die Dorfhebamme, die meine Frau entbunden hat.« »Warum nicht du?«

»Ich war nicht dort. Ich war mit dir zusammen.« »Mein Gott.« Anatoli machte ein entsetztes Gesicht. »Daß du ausgerechnet an einem solch wichtigen Tag durch mich davon abgehalten wurdest, zur Stelle zu sein.« Anatolis Betroffenheit gefiel Jean-Pierre, doch ließ er es sich nicht anmerken. »Es ließ sich nicht voraussehen«, sagte er. »Im übrigen war es die Sache wert: Ihr habt den Konvoi zerschlagen, von dem ich dir berichtete.«

»Ja. Deine Informationen sind sehr gut. Gratuliere nochmals.« Jean-Pierre empfand glühenden Stolz, gab sich jedoch sachlich nüchtern. »Unser System scheint sehr gut zu funktionieren«, sagte er bescheiden. Anatoli nickte. »Wie haben sie auf den Überraschungsangriff reagiert?«

»Mit wachsender Verzweiflung.« Dies, dachte Jean-Pierre, war einer der Vorteile, sich mit einem Kontaktmann zu treffen: Ihm konnte er Hintergrundinformationen geben und von Eindrücken und Gefühlen sprechen - Dinge, die nicht konkret genug waren, um sie per Funk und Code zu übermitteln.

»Dauernd geht ihnen jetzt die Munition aus.«

»Und der nächste Konvoi - wann wird der aufbrechen?«

»Der ist schon aufgebrochen — gestern.«



»Dann *sind* sie verzweifelt. Gut.« Anatoli griff in sein Hemd und zog eine Landkarte hervor, die er auf dem Boden ausbreitete. Sie zeigte das Gebiet zwischen dem Fünf- Löwen-Tal und der pakistanischen Grenze. Jean-Pierre konzentrierte sich auf die Details, die ihm Mohammed mitgeteilt hatte. Dann zeigte er Anatoli auf der Karte die vorgesehene Route des Konvois für den Rückweg aus Pakistan. Wann sie von dort aufbrechen würden, wußte er nicht, weil auch Mohammed nicht wußte, wie lange sie sich in Peschawar würden aufhalten müssen, um zu kaufen, was sie brauchten. Doch hatte Anatoli in Peschawar Leute, die ihm melden würden, wann der Fünf-Löwen-Konvoi aufbrach, und dann war er in der Lage, den Zeitplan des Konvois ziemlich genau auszurechnen. Anatoli machte sich keine Notizen, prägte sich jedoch alles, was Jean-Pierre sagte, minutiös ein. Als sie fertig waren, gingen sie *das* Ganze noch einmal durch, nur daß diesmal Anatoli sprach, damit Jean-Pierre etwaige Irrtümer korrigieren konnte. Der Russe faltete die Karte zusammen und steckte sie wieder ins Hemd.

»Und was ist mit Masud?« fragte er ruhig.

»Wir haben ihn nicht gesehen, seit ich das letzte Mal mit dir sprach«, sagte Jean-Pierre.

»Ich habe nur Mohammed gesehen — und der ist nie ganz sicher, wo sich Masud befindet oder wann er auftauchen wird.«

»Masud ist ein Fuchs«, sagte Anatoli mit unterdrücktem Zorn; er verriet nur selten Gefühle. »Wir werden ihn fangen«, sagte Jean-Pierre. »Ja, das werden wir. Er weiß, daß die Jagd in vollem Gange ist, also verwischt er seine Spuren. Aber die Hunde haben Witterung aufgenommen, und er kann uns nicht ewig entwischen - wir sind viele, wir sind stark, und wir sind scharf auf ihn.« Plötzlich

wurde ihm klar, daß er sich seine Gefühle anmerken ließ. Er lächelte und kam wieder zur Sache. »Batterien«, sagte er und zog ein Päckchen aus seinem Hemd. Jean-Pierre holte sein kleines Funkgerät aus dem doppelten Boden seiner Arzttasche, nahm die alten Batterien heraus und ersetzte sie durch die neuen. Das taten sie bei jedem Treffen, um sicherzugehen, daß Jean-Pierre nicht aus bloßem Energiemangel den Kontakt verlor. Anatoli nahm die alten Batterien mit nach Bagram, denn es wäre leichtsinnig gewesen, Batterien russischer Herkunft hier im Fünf-Löwen-Tal wegzuwurfen, wo es keinerlei elektrische Geräte gab. Während Jean-Pierre das Gerät wieder in der Tasche verstaute, fragte Anatoli: »Hast du etwas gegen Blasen? Meine Füße -« Er brach ab, drehte mit gekrauster Stirn den Kopf und lauschte. Jean-Pierre erstarrte. Bislang waren sie nie zusammen beobachtet worden. Doch früher oder später mußte es passieren, das war ihnen klar gewesen, daher hatten sie miteinander abgesprochen, wie sie sich in einem solchen Fall verhalten würden: wie Fremde, die sich zufällig denselben Rastplatz teilten. Entfernte sich der Eindringling wieder, konnten sie ihr Gespräch fortsetzen; wollte der Eindringling jedoch gleichfalls längere Rast halten, so würden sie sich zusammen entfernen, als strebten sie, rein zufällig, in dieselbe Richtung. So war es abgesprochen; dennoch hatte Jean-Pierre das Gefühl, man müsse ihm den Schwindel auf den ersten Blick ansehen können. Dann hörte er draußen Schritte, hörte Keuchen; ein Schatten verdunkelte den sonnenhellen Eingang, und Jane trat ein.

»Jane!« sagte er. Beide Männer waren aufgesprungen. Jean-Pierre fragte: »Was ist los? Warum bist du hier?«

»Gott, bin ich froh, daß ich dich noch eingeholt habe«, sagte sie atemlos. Aus den Augenwinkeln sah Jean-Pierre, wie Anatoli sein Gesicht mit dem Halstuch bedeckte und sich abwandte, so wie jeder Afghane sich abwenden würde angesichts einer solch vorwitzigen Frau. Diese Gebärde half Jean-Pierre über den Schock hinweg, den Janes unvermutetes Auftauchen bewirkt hatte. Rasch sah er sich um. Die Landkarte hatte Anatoli bereits eingesteckt. Doch das Funkgerät - das Funkgerät stach zwei oder drei Zentimeter aus der Arzttasche hervor. Jane hatte es jedoch noch nicht bemerkt.

»Setz dich doch«, sagte Jean-Pierre. »Komm erst mal zu Atem.« Er ließ sich gleichzeitig mit ihr nieder, und das gab ihm Gelegenheit, seine Arzttasche so herumschieben, daß das Funkgerät auf seiner Seite hervorlugte, von Jane jedoch nicht zu sehen war. »Was gibt's denn?« fragte er.

»Ein medizinisches Problem, das ich nicht lösen kann.« Jean-Pierres innere Anspannung ließ ein wenig nach: Er hatte befürchtet, sie sei ihm gefolgt, weil ihr ein Verdacht gekommen war. »Trink einen Schluck Wasser«, sagte er. Mit der einen Hand faßte er in die Tasche und begann zu kramen, während er mit der anderen das Funkgerät tiefer schob. Als das Funkgerät nicht mehr zu sehen war, zog er seine Flasche mit Trinkwasser hervor und reichte sie Jane. Sein wilder Pulsschlag begann sich zu beruhigen. Er gewann seine Geistesgegenwart zurück. Von irgendwelchen

>Indizien< war jetzt nichts mehr zu sehen. Was sonst hätte bei Jane Verdacht erregen können? Hatte sie womöglich Anatoli französisch sprechen hören? Aber daran war nichts Ungewöhnliches: Wenn ein Afghane eine zweite Sprache sprach, so war das oft Französisch,

und ein Usbeke beherrschte die französische Sprache vielleicht besser als Dari. Was hatte Anatoli gesagt, als sie eingetreten war? Jean-Pierre erinnerte sich: Er hatte nach einem Mittel gegen Blasen an den Füßen gefragt. Das war unverfänglich. Wenn Afghanen einen Arzt trafen, fragten sie immer nach Medikamenten, selbst wenn sie kerngesund waren. Jane trank aus der Flasche. »Wenige Minuten, nachdem du aufgebrochen warst, brachte man einen jungen Mann von achtzehn Jahren mit einer sehr schlimmen Schenkelwunde.« Sie trank wieder einen Schluck. Den »Usbeken« beachtete sie gar nicht, und Jean-Pierre begriff, daß der Notfall ihre Gedanken so sehr in Anspruch nahm, daß sie die Anwesenheit des Mannes kaum bemerkte. »Er wurde während der Kämpfe bei Rokha verwundet, und sein Vater trug ihn den ganzen Weg das Tal hinauf- zwei Tage brauchte er dazu. Als sie ankamen, war die Wunde bereits brandig. Ich gab ihm 600 Milligramm Penicillin, ins Hinterteil injiziert, dann säuberte ich die Wunde.«

»Absolut richtig«, sagte Jean-Pierre.

»Ein paar Minuten später brach ihm kalter Schweiß aus, und er schien wirr im Kopf. Ich fühlte seinen Puls: Er war schnell, jedoch schwach.«

»Wurde seine Haut bleich oder grau? Hatte er Atemnot?«

»Ja.«

»Was hast du gemacht?«

»Ihn behandelt wie bei einem Schock — seine Füße höher gelagert, ihn mit einer Woldecke bedeckt und ihm Tee gegeben -, und dann bin ich hinter dir her.« Sie war den Tränen nah. »Sein Vater hat ihn zwei Tage lang getragen — ich kann ihn nicht sterben lassen.«

»Das brauchst du auch nicht unbedingt zu befürchten«, sagte Jean-Pierre.

»Allergieschock ist eine zwar seltene, doch wohlbekannte Reaktion auf Penicillin- Injektionen. Zur Behandlung injiziert man einen halben Milliliter Adrenalin in einen Muskel, gefolgt von einem Antihystamin - sagen wir sechs Milliliter Diphenhydramin. Soll ich mit dir zurückgehen?« Bei dieser Frage warf er einen kurzen Blick auf Anatoli, doch der Russe zeigte keinerlei Reaktion. Jane seufzte. »Nein«, sagte sie. »Auf der anderen Seite des Berges wirst du dringend gebraucht. Geh nur nach Cobak.«

»Bist du sicher?«

»Ja.« Ein Streichholz flammte auf, Anatoli steckte sich eine Zigarette an. Jane sah ihn flüchtig an und wandte sich wieder Jean-Pierre zu. »Einen halben Milliliter Adrenalin und dann sechs Milliliter Diphenhydramin.« Sie erhob sich.

»Ja.« Auch Jean-Pierre stand auf und küßte sie. »Bist du sicher, daß du zurechtkommst?«

»Natürlich.«

»Würdest du gern Maggie haben?« Jane überlegte.

»Nein, ich glaube nicht. Auf dem Pfad kommt man zu Fuß schneller voran.«

»Ganz wie du willst.«

»Goodbye.«

»Goodbye, Jane.« Jean-Pierre sah ihr nach, als sie die Hütte verließ. Eine Weile stand er bewegungslos. Weder er noch Anatoli sagte ein Wort. Nach ein paar Minuten ging er zur Türöffnung: Er sah Jane in einer Entfernung von zwei oder drei Kilometern, eine kleine, schmale Gestalt im dünnen Baumwollkleid, mit entschlossenen Schritten das Tal hinaufstrebend, allein in der staubigen braunen Landschaft. Er beobachtete sie, bis sie hinter einer Bodenwelle in den Hügeln verschwand. Er trat

zurück in die Hütte und setzte sich, den Rücken an die Wand gelehnt. Er und Anatoli sahen einander an. »Allmächtiger Gott«, sagte Jean-Pierre. »Das war knapp.«

## 8

DER ACHTZEHNJÄHRIGE STARB. Als Jane das Dorf erreichte, erhitzt und staubig und der totalen Erschöpfung nahe, war er bereits seit fast einer Stunde tot. Der Vater wartete an der Höhlenöffnung auf sie, wie erstarrt und mit vorwurfsvoller Miene. Seine resignierte Haltung und seine matten braunen Augen verrieten ihr, daß es vorüber war. Er blieb stumm. Sie ging in die Höhle und betrachtete den Toten. Zu müde, um Zorn zu empfinden, fühlte sie nur eine tiefe Niedergeschlagenheit. Jean-Pierre war fort und Zahara ganz in Trauer, und so hatte sie niemanden, mit dem sie ihren Schmerz teilen konnte. Sie weinte später, als sie in ihrem Bett auf dem Dach des Krämerhauses lag, neben sich auf einer winzigen Matratze Chantal, die von Zeit zu Zeit zufrieden im Schlaf murmelte. Jane weinte um den Vater ebenso sehr wie um seinen toten Sohn. Genau wie sie selbst hatte er sich über alle Grenzen der Erschöpfung hinaus angetrieben, um seinen Sohn zu retten. Wie groß, wie ungeheuer groß mußte seine Trauer sein. Durch die Tränen in ihren Augen verschwammen die Sterne, bevor sie in Schlaf fiel. Sie träumte, daß Mohammed zu ihrem Bett kam und sie liebte, während das ganze Dorf zusah; dann erzählte er ihr, Jean-Pierre hätte eine Affäre mit Simone, der Frau des dicken Journalisten Raoul Clermont, und das die beiden regelmäßige Stelldicheins in Cobak hätten, wozu die Behandlung von Patienten dort

nur als Vorwand diene. Am nächsten Tag tat ihr alles weh; kein Wunder, sie hatte ja fast die ganze Strecke bis zu der kleinen Steinhütte im Laufschrift zurückgelegt. Wie gut, dachte sie, während sie ihre Routinearbeiten verrichtete, daß Jean-Pierre in der kleinen Steinhütte Rast gemacht hatte, sonst hätte sie ihn kaum einholen können. Wie froh war sie gewesen, als sie Maggie draußen angebunden sah und dann in der Hütte Jean-Pierre fand zusammen mit diesem komischen kleinen Usbeken. Janes plötzliches Auftauchen hatte die beiden so sehr erschreckt, daß es fast schon zum Lachen gewesen war. Noch nie hatte sie es erlebt, daß ein Afghane aufstand, wenn eine Frau hereinkam. Mit ihrer Arznetasche stieg sie den Hang hinauf zur Höhlenklinik. Während sie mit den üblichen Fällen von Unterernährung, Malaria, infizierten Wunden und Darmparasiten beschäftigt war, dachte sie an den Notfall von gestern. Von einem Allergieschock hatte sie nie zuvor etwas gehört. Zweifellos wurde normalerweise jeder, der Penicillin-Injektionen zu verabfolgen hatte, auch darüber belehrt, doch ihre Ausbildung war so hastig gewesen, daß dabei vieles zu kurz kommen mußte. Medizinische Details hatte man sogar fast völlig weggelassen mit der Begründung, daß Jean-Pierre ja ein voll qualifizierter Arzt sei, der ihr gegebenenfalls Anweisungen geben konnte. Eine Zeit voll innerer Anspannung war das gewesen, damals, als sie in Unterrichtsräumen saß, manchmal mit Lernschwestern, manchmal allein, eifrig in sich aufnehmend, was man ihr über medizinische Dinge und über Gesundheitserziehung erzählte. Oft fragte sie sich, was sie wohl in Afghanistan erwarten mochte. So manche Unterrichtsstunde verunsicherte sie. Ihre erste Aufgabe, so war ihr gesagt worden, würde

darin bestehen, ein Loch zu graben und als Klosett zu benutzen. Aus welchem Grund? Weil die schnellste Methode, den Gesundheitszustand der Menschen in den Entwicklungsländern zu verbessern, darin bestehe, sie zu veranlassen, nicht mehr Flüsse und Bäche als Toiletten zu benutzen, und dies könne man am besten erreichen, indem man ihnen mit gutem Beispiel voranging. Stephanie, ihre Lehrerin, ein bebrillter Urmuttertyp mittleren Alters, in Kattunkleidung und Sandalen, hatte auch betont, daß es unsinnig, ja gefährlich sei, allzu großzügig Medikamente zu verordnen. Die meisten Krankheiten und die leichteren Verletzungen würden sich auch ohne Medikamente bessern, doch primitive (und auch nicht so primitive) Menschen verlangten immer Pillen und sonstige Arzneien. Jane fiel der kleine Usbeke ein, der Jean-Pierre um ein Mittel gegen Blasen an den Füßen gebeten hatte. Bestimmt hatte er sein Leben lang große Strecken zu Fuß zurückgelegt, doch weil er einem Arzt begegnete, sagte er, die Füße täten ihm weh. Abgesehen von der reinen Verschwendung, war das übermäßige Verabreichen von Medikamenten auch aus einem anderen Grund unsinnig: Gab man einem Patienten aus geringfügigem Anlaß ein bestimmtes Mittel, so entwickelte sich bei ihm womöglich das, was man Toleranz nannte, wurde er dann ernsthaft krank, so wirkte das Medikament kaum oder gar nicht. Stephanie hatte Jane auch geraten, nach Möglichkeit mit den lokalen >Medizin Männern< oder >Medizin Frauen< zusammenzuarbeiten und nicht etwa gegen sie. Bei Rabia, der Hebamme, war ihr das gelungen, bei Abdullah, dem Mullah, nicht. Das Erlernen der Sprache war für Jane das Leichteste gewesen. Sie hatte ja schon zuvor Farsi, die persische Sprache, studiert, um ihre



Chancen als Dolmetscherin zu verbessern. Farsi und Dari waren Dialekte ein und derselben Sprache. Die andere Hauptsprache war Paschtu, die Sprache der Paschtunen, während Dari die Sprache der Tadschiken war, und das Fünf-Löwen-Tal gehörte zu ihrem Gebiet. Die wenigen umherziehenden Afghanen - die Nomaden zum Beispiel — sprachen für gewöhnlich sowohl Paschtu als auch Dari. Beherrschte ein Afghane eine europäische Sprache, dann Englisch oder Französisch. Der Usbeke hatte mit Jean-Pierre französisch gesprochen. Es war das erste Mal gewesen, daß Jane Französisch mit usbekischem Akzent gehört hatte. Es klang genauso wie mit russischem Akzent. Den ganzen Tag über kehrten ihre Gedanken immer wieder zu dem Usbeken zurück. Die Erinnerung an ihn hatte etwas Bohrendes. Es war das gleiche Gefühl, das sie manchmal überkam, wenn sie wußte, daß es etwas Wichtiges zu erledigen galt, sie sich jedoch nicht entsinnen konnte, was es war. Vielleicht war an ihm etwas Sonderbares gewesen. Zur Mittagszeit schloß sie die Klinik, stillte Chantal und wechselte ihre Windeln, bereitete dann ein Mahl aus Reis und Fleischsauce, das sie mit Fara teilte. Das Mädchen war Jane inzwischen völlig ergeben: war begierig darauf, ihr jeden Gefallen zu tun; ging abends nur widerstrebend nach Hause. Jane versuchte, sie eher wie eine Gleichrangige zu behandeln, doch schien dies Faras Ergebenheit nur noch zu verstärken. In der Hitze des Tages ließ Jane Chantal in Faras Obhut zurück und ging zu ihrem geheimen Platz, dem sonnenbeschienenen Felsvorsprung unter der überhängenden Steilwand. Dort absolvierte sie ihre postnatalen Gymnastikübungen, um wieder ihre frühere Figur zu bekommen. Während sie ihre Bauchmuskeln einzog, tauchte in ihrer Erinnerung wieder der Usbeke

auf, wie er sich in der Steinhütte erhob, einen verblüfften Ausdruck auf seinem orientalischen Gesicht. Aus irgendeinem Grund hatte sie das Gefühl, eine Tragödie stehe bevor. Als sie die Wahrheit begriff, war dies kein Akt blitzartiger Erkenntnis. Eher ließ es sich mit einer Lawine vergleichen, die als winziger Schneeklumpen begann, um unaufhaltsam anzuwachsen, bis sie schließlich alles unter sich begrub. Kein Afghane würde sich jemals über Blasen an seinen Füßen beklagen, nicht einmal als Vorwand, denn von solchen Dingen wußten sie nichts: Das war etwa so unwahrscheinlich, als behaupte ein Bauer aus Gloucestershire, er habe Beriberi. Und kein Afghane, mochte er auch noch so verblüfft sein, würde jemals beim Eintritt einer Frau aufstehen. Aber wenn der Mann kein Afghane war, was war er dann? Sein Akzent verriet ihr, was sonst kaum jemand bemerkt haben würde: Nur weil sie mehrere Sprachen beherrschte, darunter Russisch und Französisch, hatte sie heraushören können, daß er Französisch mit russischem Akzent sprach. Jean-Pierre hatte also einen als Usbeken verkleideten Russen in einer Steinhütte in einer gottverlassenen Gegend getroffen. Zufall? Möglich. Doch dann fiel ihr Jean-Pierres Gesichtsausdruck ein, und nun konnte sie ihn, was ihr vorher unmöglich gewesen war, auch deuten: Schuldbewußtsein, die Reaktion eines Ertappten. Nein, das war keine zufällige Begegnung gewesen — das war ein verabredetes Treffen. Und wahrscheinlich nicht das erste. Jean-Pierre war dauernd unterwegs zu entfernten Dörfern, um Patienten ambulant zu behandeln – und er war dabei von geradezu penibler Pünktlichkeit, unsinnigerweise in einem Land ohne Kalender und feste Termine. Allerdings gar nicht so unsinnig, wenn jemand bestimmte Zeitpunkte

einzuhalten hatte, zum Beispiel für heimliche Treffs. Und *warum* traf er sich mit dem Russen? Das lag so klar auf der Hand, daß Jane die Tränen in die Augen stiegen, als sie erkannte, daß Jean-Pierre ein Verräter sein mußte. Zweifellos gab er denen Informationen. Er setzte sie über die Konvois ins Bild. Die jeweilige Route kannte er ja, weil Mohammed seine Landkarten benutzte. Er kannte den ungefähren Zeitplan, weil er die Männer aus Banda und anderen Dörfern im Fünf-Löwen- Tal aufbrechen sah. Diese Informationen gab er offensichtlich an die Russen weiter: *Das* war der Grund dafür, daß sie im vergangenen Jahr mit ihren Überraschungsangriffen auf die Konvois so erfolgreich gewesen waren; der Grund dafür, daß es so viele trauernde Witwen und traurige Waisen im Tal gab. Was ist bloß mit mir los? dachte sie in einem plötzlichen Anfall von Selbstmitleid. Zuerst Ellis und jetzt Jean-Pierre - wie kommt es nur, daß ich immer auf solche Dreckskerle hereinfalle? Haben diese Geheimniskrämer irgendetwas an sich, wovon ich mich besonders angezogen fühle? Empfinde ich es womöglich als Herausforderung, sie zu entlarven? Bin ich denn dermaßen bescheuert? Sie erinnerte sich, daß Jean-Pierre ursprünglich den Standpunkt vertreten hatte, die sowjetische Besetzung Afghanistans sei gerechtfertigt. Aber dann hatte er seine Ansicht geändert, und sie hatte geglaubt, ihre besseren Argumente hätten ihn von seinem Irrtum überzeugt. Offensichtlich hatte er seine Meinungsänderung bloß vorgetäuscht. Als er sich entschlossen hatte, nach Afghanistan zu gehen, um für die Russen zu spionieren, war seine scheinbar antisowjetische Einstellung Teil seiner Tarnung gewesen. War seine Liebe auch nur gespielt? Schon die Frage konnte einem das Herz brechen. Sie vergrub ihr Gesicht

in den Händen. Es war fast undenkbar. Sie hatte sich in ihn verliebt, ihn geheiratet, seine mürrische Mutter geküßt, sich an seine Art des Liebesspiels gewöhnt, den ersten Ehekrach überstanden, sich um gute Partnerschaft bemüht und ihm unter Angst und Schmerzen ein Kind geboren — hatte sie all das einer Illusion wegen getan, für einen Schein-Ehemann, der in Wirklichkeit nichts für sie empfand? Die Vorstellung war so abgrundtief frustrierend wie das Erlebnis, bis zur totalen Erschöpfung gerannt zu sein, um einem Achtzehnjährigen das Leben zu retten und ihn dann, bei der Rückkehr, tot vorzufinden. Nein, es war schlimmer als das. Es war wohl eher mit den Gefühlen des Vaters vergleichbar, der seinen Sohn zwei Tage lang geschleppt hatte und dann mit ansehen mußte, wie er starb. Ihre Brüste fühlten sich voll an, was ihr bewußt machte, daß *es* wohl Zeit war, Chantal zu stillen. Sie zog sich an, wischte sich das Gesicht am Ärmel ab und stieg wieder den Hang hinauf. Allmählich ließ der erste Schock nach, und sie konnte wieder klarer denken. Ein vages Unbehagen, so schien ihr, hatte sie während des ganzen ersten Ehejahres empfunden, und jetzt begriff sie auch, warum. In gewisser Weise hatte sie die *ganze Zeit* über den Verrat *Jean-Pierres* gewittert. Wegen jener Barriere zwischen ihm und ihr war es nie zu einem Vertrauensverhältnis gekommen. Als sie die Höhle erreichte, war Chantal, während Fara sie in den Armen wiegte, bereits dabei, lauthals Klage zu führen. Jane nahm das Baby und gab ihm die Brust. Chantal begann zu saugen. Jane spürte das anfängliche Unbehagen wie einen Krampf in der Magengegend; dann wich es einem Gefühl in ihrer Brust, das angenehm und ziemlich erotisch war. Sie wollte allein sein. Deshalb schickte sie Fara zur Siesta in die

Höhle ihrer Mutter. Chantal zu stillen, hatte etwas Beschwichtigendes. Jean-Pierres Doppelspiel wirkte auf einmal nicht mehr ganz so katastrophal. Seine Liebe zu ihr war nicht vorgetäuscht, bestimmt nicht. Denn was für einen Zweck hätte das haben können? Weshalb hätte er sie hierher mitnehmen sollen? Bei seiner Spionagetätigkeit war sie für ihn ohne jeden Nutzen, vielmehr eher ein Hindernis. Also hatte er sie wohl wirklich aus Liebe geheiratet. Und wenn er sie liebte, ließen sich auch alle anderen Probleme lösen. Natürlich würde er aufhören müssen, für die Russen zu arbeiten. Im Augenblick konnte sie sich noch nicht recht vorstellen, wie sie ihm gegenübertreten würde — sollte sie etwa sagen: »Ich bin jetzt über dich im Bilde!?!« Nein. Doch die richtigen Worte würden sich schon einstellen, wenn sie sie brauchte. Dann würde er mit ihr und Chantal nach Europa zurückkehren müssen - Zurück nach Europa. Beim Gedanken an die Heimkehr durchströmte sie ein Gefühl der Erleichterung, das sie selbst überraschte. Denn hatte sie jemand gefragt, wie ihr Afghanistan gefiel, so hätte sie erwidert, was sie hier tat, sei faszinierend und lohnenswert, daß sie sehr gut zurechtkäme und daß es ihr sogar Spaß mache. Aber jetzt, da sie die Aussicht auf eine Rückkehr in die Zivilisation gleichsam unmittelbar vor sich sah, fielen solche Behauptungen wie ein Kartenhaus in sich zusammen, und sie gestand sich ein, daß die rauhe Landschaft, der harte Winter, die fremdartigen Menschen, die Bombardierungen und der endlose Strom verwundeter und verstümelter Männer und Jungen ihre Nerven bis zum Zerreißen gespannt hatten. Die Wahrheit ist, dachte sie, daß es *hier grauenvoll* ist. Chantal hörte auf zu saugen und schlief ein. Jane legte sie hin;

wechselte dann die Windeln und bettete sie auf ihre Matratze, ohne daß das Kind dabei aufwachte. Chantals unerschütterlicher Gleichmut war ein wahrer Segen. ' Sie schlief, was auch immer ringsum geschah — wenn sie sich satt und behaglich fühlte, konnte sie nichts wecken, keinerlei Tumult, keinerlei Lärm. Auf Janes Stimmungen reagierte sie jedoch überaus sensibel und wachte oft auf, wenn Jane bekümmert oder verstört war, selbst wenn alles still blieb. Jane setzte sich mit gekreuzten Beinen auf ihre Matratze. Sie betrachtete ihr schlafendes Baby und dachte an Jean-Pierre. Wenn er doch nur hier wäre, damit sie sofort mit ihm sprechen könnte. Sie wunderte sich, daß sie nicht wütender - geradezu außer sich - war darüber, daß er die Guerillas an die Russen verraten hatte. Lag es daran, daß sie sich damit abgefunden hatte, daß alle Männer Lügner waren? Glaubte sie inzwischen, die einzigen Unschuldigen in diesem Krieg seien die Mütter, die Ehefrauen und die Töchter auf beiden Seiten? Hatte die Tatsache, selbst Ehefrau und Mutter zu sein, ihre Persönlichkeit verändert, so daß eine solche Täuschung sie nicht länger in Zorn versetzte? Oder war die einfache Erklärung die, daß sie Jean-Pierre liebte? Sie wußte es nicht. Im übrigen war es Zeit, über die Zukunft nachzudenken, nicht über die Vergangenheit. Sie würden nach Paris zurückkehren, wo es Postboten und Buchhandlungen und Leitungswasser gab. Chantal würde hübsche Kleidchen bekommen und einen Kinderwagen und Wegwerfwindeln. Zu dritt würden sie in einer kleinen Wohnung mit interessanten Nachbarn wohnen, wo die einzige wirkliche Lebensgefahr von Taxifahrern drohte. Jane und Jean-Pierre würden von vorn anfangen und diesmal einander wirklich kennenlernen. Beide würden sie daran Arbeiten, die Welt allmählich und mit

legitimen Mitteln lebenswerter zu machen, ohne Intrigen und Verrat. Ihre Erfahrungen in Afghanistan würden ihnen entsprechende Jobs bei der Entwicklung der Dritten Welt verschaffen, vielleicht bei der Weltgesundheitsorganisation. Ihre Ehe würde genau so sein, wie sie es sich vorgestellt hatte, genauer noch: ein Familienleben zu dritt, bei dem sich jeder glücklich und geborgen fühlte. Fara kam zurück. Die Mittagsruhe war vorbei. Das Mädchen begrüßte Jane respektvoll, sah nach Chantal und setzte sich, da das Baby schlief, mit gekreuzten Beinen auf den Boden, auf Anweisungen wartend. Sie war die Tochter von Rabias ältestem Sohn, Ismael Gul, der im Augenblick fort war, unterwegs mit dem Konvoi - Unwillkürlich hielt Jane den Atem an. Fara musterte sie neugierig. Jane machte eine abweisende Bewegung, und Fara schaute fort. *Ihr Vater ist bei dem Konvoi*, dachte Jane. Jean-Pierre hatte diesen Konvoi an die Russen verraten. Faras Vater würde beim Überraschungsangriff sterben - falls Jane nichts unternahm, ihn zu verhüten. Aber was? Man konnte einen Boten ausschicken, der den Konvoi am Khaiber-Paß erreichte und auf eine andere Route dirigierte. Das konnte Mohammed arrangieren. Nur würde Jane ihm sagen müssen, woher sie wußte, daß dem Konvoi ein Überraschungsangriff drohte — und dann würde Mohammed Jean-Pierre umbringen, wahrscheinlich sogar mit bloßen Händen. Wenn schon einer von den beiden sterben muß, dann lieber Ismael als Jean-Pierre, dachte Jane. Dann fielen ihr die dreißig oder mehr Männer aus dem Tal ein, die beim Konvoi waren, und ihr nächster Gedanke war automatisch: Sollen sie *alle* sterben, bloß damit mein Mann am Leben bleibt? Khamir Khan mit seinem dünnen Bart, der alte, narbige Schahazai Gul,

auch Jussuf Gul, der so schön singen kann, und Scher Kador, der junge Ziegenhirte, und Abdur Mohammed, dem die Vorderzähne fehlen, und Ali Ghanim, der vierzehn Kinder hat? Es mußte irgendeinen Ausweg geben. Sie trat an den Höhleneingang und blickte hinaus. Nach der Mittagsruhe spielten die Kinder jetzt wieder zwischen Felsgestein und Dornenbüschen. Da war der neunjährige Mousa, der einzige Sohn von Mohammed — jetzt, da er nur noch eine Hand hatte, noch verhätschelter als zuvor -, der mit dem neuen Messer protzte, das sein Vater ihm geschenkt hatte. Jane sah Faras Mutter, die mit einem Bündel Brennholz auf dem Kopf den Hang heraufkeuchte. Dort drüben stand die Frau des Mullahs, die Abdullahs Hemd wusch. Mohammed und seine Frau Halima konnte Jane nicht sehen, doch sie wußte, daß er hier in Banda war, weil sie ihn am Morgen gesehen hatte. Inzwischen würde auch er mit seiner Frau und den Kindern zu Mittag gegessen haben - in ihrer Höhle; die meisten Familien hatten eine eigene Höhle. Dort konnte Jane ihn jetzt finden, doch sie scheute diesen direkten Weg: Das würde in der ganzen Dorfgemeinschaft Staub aufwirbeln, und sie mußte unbedingt diskret vorgehen. Was soll ich zu ihm sagen? dachte sie. War es vielleicht das Beste, ihm ohne Umschweife zu sagen: *Tu dies für mich, weil ich dich darum bitte?* Bei einem westlichen Mann, der in sie verliebt war, hätte das wohl genügt, doch Muslims schienen keine romantische Vorstellung von der Liebe zu haben — was Mohammed für sie empfand, war eher eine Art zärtlicher Wollust. Ganz gewiß machte dieses Gefühl ihn ihr nicht gefügig. Und sie war sich nicht einmal sicher, daß er es immer noch für sie empfand. Was aber sonst? Er schuldete ihr nichts. Weder ihn noch seine Frau hatte sie jemals behandelt.



Aber halt: Da war ja noch Mousa, sein Sohn - ihm hatte sie sogar das Leben gerettet. Also stand Mohammed, ehrenhalber, in ihrer Schuld. *Tu dies für mich, weil ich deinen Sohn gerettet habe.* Darauf würde er vermutlich reagieren. Aber Mohammed würde auch nach dem Warum fragen. Immer mehr Frauen erschienen. Sie holten Wasser, kehrten ihre Höhlen aus, versorgten die Tiere und bereiteten Speisen zu. Jane wußte, daß sie Mohammed bald sehen würde. Was soll ich zu ihm sagen? *Die Russen kennen die Route des Konvois.* Woher? *Das weiß ich nicht, Mohammed.* Weshalb bist du dir deiner Sache dann so sicher? *Dos kann ich dir nicht sagen. Ich habe ein Gespräch mit angehört. Ich habe vom britischen Geheimdienst eine Botschaft erhalten. Ich habe so eine Ahnung. Ich habe es aus den Karten gelesen. Ich hatte einen Traum.* Das war es: ein Traum. Sie sah ihn: sah Mohammed, wie er hervortrat aus seiner Höhle, ein hochgewachsener und gutaussehender Mann in Reisekleidung — mit der runden Chitralimütze, genau wie die von Masud, von jenem Typ, den die meisten Guerillas bevorzugten; das lehmfarbene *pattu*, das als Umhang, Handtuch, Decke und Tarnung diente; dazu wadenhohe Stiefel, die er einem toten Russen ausgezogen hatte. Er überquerte die Lichtung wie jemand, der vor Sonnenuntergang noch einen weiten Weg zurückzulegen hat, und schlug den Pfad ein, der hangabwärts in das verlassene Dorf führte. Jane sah ihm nach. Die hochgewachsene Gestalt schrumpfte immer mehr. Jetzt oder nie, dachte sie; und sie folgte ihm. Zuerst ging sie langsam, wie bei einem Spaziergang: Niemand sollte auch nur ahnen, daß sie Mohammed einholen wollte. Doch sobald sie außer Sichtweite der anderen war, fiel sie in Laufschrift. Sie rutschte und

stolperte den staubigen Pfad hinab. Als sie, ein Stück voraus, Mohammed erblickte, rief sie ihm zu. Er blieb stehen, drehte sich um und wartete auf sie.

»Gott sei mit dir, Mohammed Khan«, sagte sie, als sie ihn erreichte.

»Und mit dir, Jane Debout«, erwiderte er höflich. Sie keuchte, allmählich beruhigte sich ihr Atem. Er musterte sie mit einer Art belustigter Nachsicht. »Wie geht es Mousa?« fragte sie.

»Er ist glücklich und zufrieden und lernt immer besser, seine linke Hand zu gebrauchen. Eines Tages wird er damit Russen töten.« Das war ein Scherz: Die linke Hand wurde traditionsgemäß für >schmutzige< Verrichtungen gebraucht, die rechte beim Essen. Jane lächelte, um ihm zu zeigen, daß sie den Witz verstand; dann sagte sie: »Ich bin ja so froh, daß ich ihm das Leben retten konnte.« Falls er die Bemerkung für unangebracht hielt - anmerken ließ er sich jedenfalls nichts.

»Ich stehe für alle Zeit in deiner Schuld«, sagte er. Genau dies hatte sie aus seinem Munde hören wollen. »Es gibt etwas, das du für mich tun könntest«, sagte sie. Sein Gesichtsausdruck war unergründlich. »Wenn es in meiner Macht steht...« Sie sah sich nach einem Platz zum Sitzen um. In unmittelbarer Nähe befand sich ein zerbombtes Haus. Trümmer lagen über den Weg verstreut, und man konnte in das Innere des Hauses blicken, das völlig leer war bis auf einen zersprungenen Topf und, absurderweise, das farbige Bild eines Cadillacs an der Wand. Jane setzte sich auf einen der Trümmer, und nach kurzem Zögern setzte sich Mohammed neben sie.

»Es steht in deiner Macht«, sagte sie. »Aber es wird dir ein wenig Mühe bereiten.«

»Worum handelt es sich?«

»Vielleicht wirst du denken, es sei nur die Laune einer törichten Frau.« »Schon möglich.«

»Vielleicht wirst du mir zwar versprechen, meine Bitte zu erfüllen, dann aber versucht sein, sie — zu vergessen.« »Nein.«

»Ich bitte dich, mir aufrichtig zu sagen, ob du sie mir abschlägst oder nicht.«

»Das werde ich.« Genug davon, dachte sie. »Ich möchte, daß du einen Läufer hinter dem Konvoi herschickst und Anweisung gibst, daß man auf der Rückkehr die Route ändert.« Er musterte sie verblüfft - zweifellos hatte er irgend etwas Triviales, Alltägliches erwartet.

»Aus welchem Grund?« fragte er.

»Glaubst du an Träume, Mohammed Khan?« Er zuckte die Achseln. »Träume sind Träume«, erwiderte er ausweichend. Vielleicht war das nicht die wirksamste Art, die Sache anzugehen, dachte sie; eine Vision mochte ihr bessere Dienste leisten. »Als ich allein in meiner Höhle lag, in der Hitze des Tages, war mir, als sähe ich eine weiße Taube.« Plötzlich hörte er aufmerksam zu, und Jane wußte, daß sie das Richtige gesagt hatte: Die Afghanen glaubten, daß in weißen Tauben manchmal Geister wohnten. Jane fuhr fort: »Aber ich muß wohl geträumt haben, denn der Vogel versuchte, zu mir zu sprechen.«

»Ah!« Offenbar nahm er es als ein Zeichen dafür, daß sie eine Vision gehabt hatte, nicht einen Traum. Jane fuhr fort: »Ich konnte nicht verstehen, was die Taube sagte, so sehr ich mich auch anstrengte. Ich glaube, sie sprach Paschtu.« Mohammeds Augen weiteten sich. »Ein Bote aus dem Paschtunen-Gebiet...«

»Dann sah ich Ismael Gul, den Sohn Rabias, den Vater Faras, hinter der Taube stehen.« Sie legte ihre Hand auf Mohammeds Arm und blickte ihm in die Augen. »In seinem Herzen steckte ein Messer, und er weinte blutige Tränen. Er deutete auf den Griff des Messers, als wollte er, daß ich es aus seiner Brust zog. Der Griff war mit Edelsteinen verziert.« Wo habe ich das bloß alles *her*? dachte sie. »Ich stand von meinem Bett auf und ging auf ihn zu. Ich hatte Angst, doch ich mußte sein Leben retten. Als ich dann die Hand ausstreckte, um nach dem Messer zu greifen...« »Was?«

»Verschwand er. Ich glaube, ich wachte auf.« Mohammed schloß seinen weit geöffneten Mund, gewann seine Fassung wieder und runzelte die Stirn: unverkennbares Imponiergehabe - er tat, als dächte er über die Deutung des Traumes nach. Und Jane dachte: Es kann nicht schaden, da ein bißchen nachzuhelfen.

»Vielleicht ist ja alles nur Torheit«, sagte sie und gab ihrem Gesicht einen Kleinmädchen- Ausdruck: bereit, sich seinem überlegenen männlichen Urteil zu fügen.

»Darum bitte ich dich ja, dies *für mich* zu tun, für den Menschen, der deinem Sohn das Leben gerettet hat

- damit ich meine innere Ruhe wiederfinde.« Sofort bekam sein Gesichtsausdruck etwas Hochmütiges. »Es erübrigt sich, eine Ehreuschuld einzuklagen.« »Heißt das, daß du es tun wirst?« Er antwortete mit einer Gegenfrage. »Mit was für Edelsteinen war der Griff des Messers verziert?« O Gott, dachte sie, was soll ich darauf erwidern? Smaragde vielleicht? Aber nein, die hatten eine besondere Bedeutung für das Fünf-Löwen-Tal, so daß die Erklärung nahelag, Ismael sei von einem Verräter im Tal getötet worden. »Rubine«, sagte sie. Er nickte langsam. »Hat Ismael nicht zu dir gesprochen?«

»Er schien es zu versuchen, war dazu jedoch nicht imstande.« Er nickte wieder, und Jane dachte: Nun *mach* schon, gib dir endlich einen *Stoß*. Schließlich sagte er: »Das Omen ist klar. Der Konvoi muß umgeleitet werden.« Gott sei Dank, dachte Jane. »Ich bin ja so erleichtert«, sagte sie wahrheitsgemäß. »Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Jetzt kann ich sicher sein, daß Ismael gerettet wird.« Sie fragte sich, was sie tun konnte, damit Mohammed auf keinen Fall seinen Entschluß änderte. Sie konnte ihn ja nicht gut auffordern, einen Schwur zu leisten. Sollte sie ihm vielleicht die Hand schütteln. Sie beschloß, sein Versprechen mit einer noch älteren Geste zu besiegeln: Sie beugte sich vor und küßte ihn auf den Mund, ganz kurz nur und sacht, so daß er keine Gelegenheit hatte, den Kuß zu verhindern oder zu erwidern. »Ich danke dir«, sagte sie. »Ich weiß, daß du ein Mann bist, der sein Wort hält.« Sie stand auf, und während er, noch ein wenig verwirrt, sitzen blieb, drehte sie sich um und lief den Pfad hinauf zu den Höhlen. Auf der Anhöhe blieb sie stehen und blickte zurück. Mohammed, bereits ein Stück von dem zerbombten Haus entfernt, schritt mit energisch schwingenden Armen den Hang hinab. Der Kuß hat ihn ja mächtig in Schwung gebracht, dachte Jane. Eigentlich sollte ich mich schämen. Ich habe mir seinen Aberglauben, seine Eitelkeit und seine Sexualität zunutze gemacht. Als Feministin sollte ich auf keinen Fall seine Vorurteile ausnutzen, um ihn zu manipulieren - indem ich ihm vorgaukle, ich hätte Visionen und wäre ein unterwürfiges und kokettes Frauchen. Aber es hat gewirkt. Es hat gewirkt! Sie ging weiter. Ihre nächste Aufgabe bestand darin, mit Jean-Pierre fertig zu werden. Bei Einbruch der Dunkelheit würde er eintreffen, nachdem er die

Mittagshitze abgewartet hatte und am Nachmittag aufgebrochen war, genau wie Mohammed. Jane hatte das Gefühl, bei Jean-Pierre leichteres Spiel zu haben als bei Mohammed. Erstens konnte sie mit Jean-Pierre offen sprechen, und zweitens war er im Unrecht. Sie erreichte die Höhlen. Dort ging es jetzt sehr geschäftig zu. Eine Anzahl russischer Flugzeuge dröhnte am Himmel dahin. Jeder hielt in seiner Tätigkeit inne, um sie zu beobachten, obwohl sie viel zu hoch und viel zu weit entfernt waren, um Bomben zu werfen. Als sie verschwunden waren, streckten die kleinen Jungen die Arme aus wie Flügel und liefen, die Düsengeräusche nachahmend, auf dem freien Platz herum. Wen, ging es Jane durch den Kopf, bombardierten sie wohl auf ihren imaginären Flügen? Sie ging in die Höhle, sah zuerst nach Chantal, lächelte Fara zu und holte das Tagebuch hervor. Sie selbst wie auch Jean-Pierre machten fast täglich Eintragungen, die in der Hauptsache medizinische Dinge betrafen. Sie würden es bei ihrer Rückkehr nach Europa mitnehmen, zum Nutzen derer, die anschließend nach Afghanistan gingen. Sie waren gebeten worden, auch persönliche Gefühle und Probleme festzuhalten, damit andere wußten, was sie zu erwarten hatten; und Jane hatte ziemlich ausführlich ihre Schwangerschaft und Chantals Geburt geschildert; doch war es natürlich ein stark

>zensierter< Bericht, soweit es ihre Emotionen betraf. Sie setzte sich, mit dem Rücken zur Höhlenwand und das Buch auf einem Knie; und sie beschrieb den Fall des Achtzehnjährigen, der an allergischem Schock gestorben war. Ihre Reaktion war ein Gefühl der Trauer, nicht der Depression — absolut natürlich, wie sie sich sagte. Kurz vermerkte sie auch Details von anderen Fällen an diesem Tag; dann blätterte sie, eher beiläufig, im Tagebuch

zurück. Die Eintragungen in Jean-Pierres fahrig, krakeliger Handschrift beschränkten sich auf wenige Worte, nicht selten nur auf ein einziges, fast ausschließlich Symptome, Diagnosen, Therapien und Resultate betreffend: *Würmer* zum Beispiel schrieb er oder *Malaria, dann geheilt oder stabil oder, manchmal, gestorben*. Jane schrieb eher ganze Sätze, wie *Sie fühlte sich heute Morgen besser oder Die Mutter hat Tuberkulose*. Sie las die Eintragungen über die Anfangszeit ihrer Schwangerschaft, über ihre wunden Brustwarzen und dicker werdenden Schenkel und den morgendlichen Brechreiz. Schließlich stieß sie auf einen Satz, den sie vor fast einem Jahr geschrieben hatte: *Ich habe Angst vor Abdullah* - das hatte sie ganz vergessen. Sie legt das Tagebuch beiseite. Während der nächsten Stunden waren sie und Fara damit beschäftigt, die Höhlenklinik zu säubern und aufzuräumen; dann war es Zeit, hinunterzugehen zum Dorf, um dort zu übernachten. Auf dem Heimweg und später im Krämerhaus dachte Jane darüber nach, wie und auf welche Weise sich das unvermeidliche Gespräch mit Jean-Pierre führen ließe. Eine Idee kam ihr: Sie würde ihn bitten, mit ihr einen Spaziergang zu machen. Doch was sie zu ihm sagen sollte, wußte sie nicht. Als er wenige Minuten später eintraf, war sie sich immer noch nicht darüber im klaren. Sie wischte ihm mit einem feuchten Handtuch den Staub vom Gesicht und reichte ihm grünen Tee in einer Porzellantasse. Er war nicht erschöpft, nur auf wohlthuende Weise müde. Jane wußte, daß er imstande war, weit größere Strecken zu Fuß zurückzulegen. Während er seinen Tee trank, saß sie bei ihm und versuchte, ihn nicht anzustarren, wobei sie dachte: *Du hast mich belogen*. Nachdem er sich ein Weilchen

ausgeruht hatte, sagte sie: »Laß uns einen Spaziergang machen, so wie früher.« Er musterte sie ein wenig überrascht. »Wo willst du denn hin?«

»Irgendwohin. Weißt du nicht mehr, im letzten Sommer, wie wir spazierengegangen sind, einfach um den Abend zu genießen?« Er lächelte. »O doch, ich erinnere mich sehr gut.« Sie liebte ihn, wenn er so lächelte. Er fragte: »Nehmen wir Chantal mit?«

»Nein.« Jane wollte sich ganz auf das Gespräch konzentrieren können. »Bei Fara ist sie ja gut aufgehoben.«

»Na gut«, sagte er leicht verwundert. Jane trug Fara auf, die Abendmahlzeit zu bereiten - Tee, Brot und Joghurt -, dann verließ sie mit Jean-Pierre das Haus. Die Dämmerung hatte eingesetzt, und die Abendluft war sanft und voller Duft. Im Sommer war dies die schönste Zeit des Tages. Während sie durch die Felder Richtung Fluß schlenderten, erinnerte sich Jane an ihre Gefühle im vergangenen Sommer, hier auf demselben Weg: Verwirrt und aufgeregt war sie gewesen, ängstlich und voll innerer Anspannung, aber auch fest entschlossen, sich zu bewähren. Jetzt empfand sie einen gewissen Stolz, *weil* sie sich bewährt hatte, aber sie war auch froh darüber, daß dieses Abenteuer bald ein Ende haben würde. Je näher der Augenblick der Konfrontation mit Jean-Pierre rückte, desto mehr wuchs ihre Erregung, obwohl sie sich wieder und wieder sagte, sie habe nichts zu verbergen und nichts zu befürchten. An einer flachen Stelle wateten sie durch den Fluß zum anderen Ufer. Dort ging es einen steilen, gewundenen Felspfad hinauf. Oben setzten sie sich auf den Boden und ließen ihre Beine über den Felsrand baumeln. Dreißig oder vierzig Meter unter ihnen jagte das Wasser des Fünf-Löwen-Flusses dahin,



umspülte mächtige Felsbrocken, schäumte wild bei den Stromschnellen. Janes Blick glitt über das Tal. Die bebauten Felder waren kreuz und quer durchzogen von Bewässerungskanälen und steinernen Terrassenmauern. Das satte Grün und Gold des reifenden Getreides gab den Feldern das Aussehen von bunten Glasscherben. Hier und dort wurde dieses Bild entstellt durch Bombenschäden: eingestürzte Mauern, blockierte Gräben, Krater inmitten des wogenden Getreides. Mitunter tauchte eine runde Kappe oder ein dunkler Turban auf: Manche Männer waren bereits bei der Arbeit, während die Russen ihre Düsenbomber und deren tödliche Fracht bis zum nächsten Tag ruhen ließen. Auch Frauen und Kinder halfen auf den Feldern mit, bis völlige Dunkelheit herrschte. Am anderen Ende des Tals zogen sich die Felder ein Stück weit über die unteren Hänge des Berges, doch dann gab es nur noch nackten Fels. Aus der Ansammlung von Häusern zur Linken stieg hier und dort von den Kochstellen eine dünne, schnurgerade Rauchsäule auf, bis sie sich im leichten Wind zu kräuseln begann. Und dieser Wind war es auch, der unverständliche Gesprächsfetzen herbeitrug: von den Frauen, die hinter einer Flußbiegung weiter stromaufwärts badeten. Die Stimmen wirkten gedämpft, und Zaharas herzhaftes Lachen war nicht mehr zu hören: Sie trug Trauer. Und alles wegen Jean-Pierre. Der Gedanke machte Jane Mut. »Ich möchte, daß du mich nach Hause bringst«, sagte sie abrupt. Zuerst verstand er nicht, wie sie es meinte. »Wir sind doch gerade erst hergekommen«, sagte er gereizt; dann sah er sie an und begriff. »Oh«, sagte er. Doch seine Stimme klang so gelassen, daß Jane sofort wußte: Eine harte Auseinandersetzung stand bevor. »Ja«, sagte sie

entschlossen, »nach Hause.« Er legte seinen Arm um sie. »Dieses Land kann einen manchmal richtig schaffen«, sagte er und blickte hinunter zum Fluß. »Du bist besonders anfällig für Depressionen, jetzt so kurz nach der Entbindung. Schon in wenigen Wochen wirst du finden -«

»Hör auf, mich zu bevormunden!« fuhr sie ihn an. Sie war entschlossen, sich diesen Unsinn nicht gefallen zu lassen. »Heb dir diesen Unfug für deine Patienten auf.«

»Also gut.« Er löste seinen Arm von ihr. »Bevor wir hier herkamen, hatten wir beschlossen, zwei Jahre zu bleiben. Wir waren uns einig, daß ein kürzerer Aufenthalt nichts bringt, sondern nur Zeit- und Geldverschwendung ist, bedenkt man die Ausbildung, die Reise und die Eingewöhnung. Wir waren entschlossen, etwas Konkretes zu bewirken, weshalb wir uns für zwei Jahre *verpflichteten* ...«

»Und dann bekamen wir ein Baby.«

»*Meine* Idee war das nicht!«

»Jedenfalls habe ich's mir anders überlegt.«

»Du hast *kein Recht*, es dir anders zu überlegen.« »Du kannst nicht einfach über mich verfügen!« sagte sie zornig.

»Es ist indiskutabel. Sprechen wir also nicht weiter darüber.«

»Wir haben ja gerade erst angefangen«, sagte sie. Seine Haltung brachte sie in Harnisch. Das Gespräch war zu einer Auseinandersetzung über ihre individuellen Rechte geworden, und aus irgendeinem Grund wollte sie nicht die Oberhand gewinnen, indem sie ihm sagte, daß sie über seine Spionagetätigkeit im Bilde war - nein, jetzt noch nicht. Sie wollte, daß er ihr die Freiheit einräumte, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. »Du hast kein

Recht, meine Wünsche zu ignorieren oder zu mißachten«, sagte sie. »Ich möchte in diesem Sommer abreisen.« »Die Antwort lautet: nein.« Sie beschloß, es mit Argumenten zu versuchen. »Wir sind seit einem Jahr hier. Wir *haben* etwas bewirkt. Wir haben auch beträchtliche Opfer gebracht, mehr als wir vorhersehen konnten. Haben wir nicht genug getan?«

»Wir hatten uns auf zwei Jahre geeinigt«, sagte er halsstarrig.

»Das ist schon lange her, und damals hatten wir Chantal noch nicht.«

»Dann solltet ihr beide zurückkehren, während ich noch hierbleibe.« Jane dachte kurz über den Vorschlag nach. Im Konvoi mit einem Baby nach Pakistan zu reisen, war schwierig und gefährlich. Ohne Ehemann wäre es ein wahrer Alptraum. Unmöglich jedoch war es nicht. Aber wenn Jean-Pierre hier blieb, konnte er weiterhin Konvois verraten, und alle paar Wochen würden weitere Männer aus dem Tal sterben. Und es gab noch einen Grund, warum sie ihn nicht hier lassen konnte: Es würde ihre Ehe zerstören.

»Nein«, sagte sie, »ich kann nicht allein fortgehen. Du mußt mitkommen.«

»Das muß ich nicht«, erwiderte er zornig. »Und das werde ich auch nicht.« Jetzt *mußte* sie ihn mit dem konfrontieren, was sie wußte. Sie holte tief Luft. »Es wird dir nichts anderes übrigbleiben«, begann sie.

»Ich bleibe hier«, unterbrach er sie. Er wies mit dem Zeigefinger auf sie, und sie sah ihm in die Augen und erblickte dort etwas, das ihr Angst machte. »Du kannst mich nicht zwingen. Versuch es nicht.« »Aber ich *kann* -

«

»Ich rate dir, es nicht zu tun«, sagte er, und seine Stimme klang entsetzlich kalt. Plötzlich wirkte er wie ein Fremder auf sie, ein Mann, den sie nicht kannte. Sie schwieg ein Weilchen und dachte nach. Vom Dorf her flog eine Taube auf den Felsen zu, auf dem sie saßen, und landete ein kurzes Stück unterhalb ihrer baumelnden Füße. Ich kenne diesen Mann nicht! dachte sie mit einem Gefühl der Panik. Nach einem ganzen Jahr weiß ich immer noch nicht, wer er ist! »Liebst du mich?« fragte sie ihn.

»Dich zu lieben, heißt ja nicht, daß ich alles tun muß, was du willst.« »Heißt das ja?« Er starrte sie an. Sie hielt seinem Blick ruhig stand. Allmählich verschwand der harte, manische Glanz aus seinen Augen, seine Gesichtszüge entspannten sich. Schließlich lächelte er. »Es heißt ja«, erwiderte er. Sie lehnte sich gegen ihn, und er legte wieder den Arm um sie. »Ja, ich liebe dich«, sagte er leise und küßte sie aufs Haar. Sie schmiegte eine Wange gegen seine Brust und blickte hinunter zum Fluß. Die Taube, die kurz zuvor vom Dorf gekommen war, hob wieder ab. Es war eine weiße Taube, sowie jene in Janes erfundener Vision. Sie schwebte davon, glitt mühelos dem anderen Ufer des Flusses entgegen. Jane dachte: O Gott, was mache ich jetzt?

\* Es war Mohammeds Sohn Mousa - jetzt Linkshand genannt -, der als erster den zurückkehrenden Konvoi erspähte. Er kam auf den Platz vor den Höhlen gerannt und schrie, so laut er konnte: »Sie sind da! Sie sind wieder da!« Niemand brauchte zu fragen, wer *sie* waren. Es war Vormittag, und Jane und Jean-Pierre befanden sich in ihrer Höhlenklinik. Jane beobachtete Jean-Pierre. Ganz kurz huschte ein Ausdruck von Verwunderung über sein Gesicht: Er fragte sich, warum die Russen trotz

seiner Informationen den Konvoi nicht angegriffen hatten. Jane kehrte ihm den Rücken zu, damit er nichts von dem Triumphgefühl ahnte, das sie erfüllte. Sie hatte den Männern das Leben gerettet! Jussuf würde heute Abend singen, Scher Kador würde seine Ziegen zählen, und Ali Ghanim würde jedes seiner vierzehn Kinder küssen. Jussuf war einer von Rabias Söhnen; es war ein gutes Gefühl, der alten Hebamme auf diese Weise ein wenig Dank für ihre Hilfe bei der Entbindung abzustatten. All die Mütter und Tochter, die sonst hätten trauern müssen, würden jetzt jubeln. Sie fragte sich, was Jean-Pierre wohl empfand. War er wütend oder frustriert oder enttäuscht? Es fiel schwer, sich vorzustellen, wie jemand darüber enttäuscht sein konnte, daß *keine* Menschen getötet worden waren. Sie warf einen verstohlenen Blick auf ihn, doch sein Gesicht war ohne jeden Ausdruck. Ich wünschte, ich wüßte, was in ihm vorgeht, dachte sie. Ihre Patienten verschwanden innerhalb weniger Minuten: Alle wollten hinunter zum Dorf, um die Heimkehrenden zu begrüßen. »Gehen wir auch hinunter?« fragte Jane.

»Geh du«, sagte Jean-Pierre. »Wenn ich hier oben fertig bin, komme ich nach.«

»Gut«, sagte Jane. Wahrscheinlich, dachte sie, will er Zeit gewinnen, um sich zu fassen: Damit er sich später hochofrennt über die glückliche Heimkehr geben kann. Sie nahm Chantal auf und schlug den steilen Pfad Richtung Dorf ein. Durch die dünnen Sohlen ihrer Sandalen konnte sie die Hitze des Felsens spüren. Noch immer war es zu keiner Konfrontation mit Jean-Pierre gekommen. Doch ewig konnte es so nicht weitergehen. Früher oder später würde er erfahren, daß Mohammed einen Läufer losgeschickt hatte, um den Konvoi

umzuleiten. Natürlich würde er dann Mohammed fragen, warum das geschehen sei, und Mohammed würde ihm von Janes

>Vision< erzählen. Aber Jean-Pierre wußte, daß Jane an Visionen nicht glaubte ... Warum habe ich Angst? fragte sie sich. Nicht ich trage Schuld, sondern *er*. Und doch habe ich das Gefühl, sein Geheimnis sei etwas, dessen ich mich schämen müßte. Ich hätte sofort mit ihm darüber sprechen sollen, gleich an dem Abend, an dem wir auf den Uferfelsen kletterten. Indem ich es so lange für mich behalten habe, habe auch ich eine Art Doppelspiel getrieben. Vielleicht ist es das. Oder ist es vielleicht der manchmal so sonderbare Ausdruck in seinen Augen...? Ihren Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, hatte sie noch nicht aufgegeben, doch war ihr bisher noch kein Mittel eingefallen, Jean-Pierre gleichfalls dazu zu bringen. Sie hatte alle möglichen bizarren Pläne ausgeheckt, angefangen vom Fälschen einer Nachricht, in der stand, seine Mutter läge im Sterben, bis hin zu der Idee, seinen Joghurt mit irgendwas so zu vergiften, daß sich Symptome einer Krankheit einstellten, zu deren Behandlung er unbedingt nach Europa zurückkehren mußte. Der einfachste und vielleicht realistischste Gedanke war die Drohung, Mohammed zu verraten, daß Jean-Pierre ein Spion war. Natürlich würde sie das niemals tun, denn Jean-Pierre zu entlarven, bedeutete mit Sicherheit seinen Tod. Aber würde Jean-Pierre *glauben*, sie sei bereit, ihre Drohung wahrzumachen? Wahrscheinlich nicht. Nur ein harter, skrupelloser Mann mit einem Herzen aus Stein konnte glauben, sie sei fähig, ihren eigenen Ehemann dem sicheren Tod auszuliefern — und falls Jean-Pierre ein derart harter und skrupelloser Mensch war, dann würde

er eher *sie* umbringen. Es fröstelte sie trotz der Hitze. Was für groteske Gedanken ihr da durch den Kopf gingen. Einander umbringen, töten? Wenn zwei Menschen den Körper des anderen so sehr genießen wie wir, dachte sie, wie können sie dann jemals gewalttätig gegeneinander werden? Als sie das Dorf erreichte, hörte sie wildes Knallen von Gewehrschüssen, eine übermütige Ballerei, die von einer afghanischen Feier kündete. Sie ging zur Moschee, wo sich ja immer alles abspielte. Der Konvoi befand sich im Hof, Männer und Pferde und Fracht inmitten lächelnder Frauen und quietschender Kinder. Jane stand ganz am Rande der Menge und sah zu. Das war es wert, dachte sie. Es war die Sorge wert und die Angst, wert sogar, daß sie Mohammed auf diese würdelose Weise manipuliert hatte -ja, es war all das wert gewesen, um dies hier zu sehen: unversehrt heimgekehrte Männer, wieder vereint mit ihren Frauen und Müttern und Söhnen und Töchtern. Dann erhielt sie den größten Schock in ihrem ganzen Leben. Mitten in der Menge, zwischen den Kappen und Turbanen, tauchte ein blonder Krauskopf auf. Zuerst erkannte sie ihn nicht, obwohl sie in der Herzgegend einen eigentümlichen Stich empfand, wie bei einem vertrauten Anblick. Dann tauchte er aus der Menge hervor, und sie sah, halb verborgen hinter einem unglaublich buschigen, blonden Bart, das Gesicht von Ellis Thaler. Jane fühlte plötzlich eine Schwäche in den Knien. Ellis? Hier? Das war unmöglich. Er kam auf sie zu. Er trug die lockere pyjamaähnliche Baumwollkleidung der Afghanen und um die Schultern eine schmutzige Wolldecke. Das bißchen Gesicht, das sein Bart freigab, war stark von der Sonne gebräunt, so daß seine himmelblauen Augen noch auffälliger wirkten als sonst, wie Kornblumen in einem

erntereifen Weizenfeld. Jane war wie vor den Kopf geschlagen. Ellis stand jetzt vor ihr, mit ernstem Gesicht. »Hallo, Jane.« Ihr wurde bewußt, daß sie ihn nicht mehr haßte. Vor einem Monat noch hätte sie ihn verflucht, weil er sie getäuscht und ihre Freunde bespitzelt hatte; doch jetzt war ihr Zorn verflogen. Sie würde ihn niemals leiden können, aber sie konnte ihn ertragen. Und es war schön, nach über einem Jahr wieder einmal englisch zu sprechen und zu hören.

»Ellis«, sagte sie unbeholfen. »Was in aller Welt tust du hier?«

»Das gleiche wie du«, erwiderte er. Was meinte er damit? Spionage? Nein, Ellis wußte nichts von Jean-Pierres Geheimnis. Ellis sah, daß Jane nicht recht verstand, und ergänzte: »Ich meine, ich bin hier, um den Rebellen zu helfen.« Würde er die Wahrheit über Jean-Pierre herausfinden? Jane hatte plötzlich Angst um ihren Mann. Vielleicht würde Ellis ihn umbringen.

»Wessen Baby ist das?« fragte Ellis.

»Es ist mein Baby. Und Jean-Pierres. Sie heißt Chantal.« Plötzlich wirkte Ellis sehr traurig, und Jane begriff, daß er gehofft hatte, sie sei unglücklich verheiratet. O Gott, ich glaube, er liebt mich noch immer, dachte sie. Sie versuchte das Thema zu wechseln.

»Aber wie willst du den Rebellen helfen?« Er griff nach seinem Gepäck. Es handelte sich um eine Art Kleidersack, wie er früher bei Soldaten gebräuchlich gewesen war, groß, wurstförmig, aus khakifarbenem Grobleinen.

»Ich werde ihnen beibringen, wie man Straßen und Brücken sprengt«, sagte er. »Wie du siehst, stehe ich in diesem Krieg auf derselben Seite wie du.« Aber nicht auf derselben Seite wie Jean-Pierre, dachte sie. Was nun?



Die Afghanen hegten nicht den geringsten Verdacht gegen Jean-Pierre, doch Ellis kannte sich in Tarn- und Täuschungsmanövern nur allzu gut aus. Früher oder später würde er alles herausfinden. »Wie lange wirst du denn hierbleiben?« fragte sie. Wenn er nur kurze Zeit blieb, würde er vielleicht nichts merken. »So den Sommer über«, erwiderte er vage. Vielleicht würde er kaum Gelegenheit haben, mit Jean-Pierre zusammenzutreffen. »Wo wirst du wohnen?« fragte sie ihn.

»In diesem Dorf.« »Oh.« Er hörte die Enttäuschung in ihrer Stimme und lächelte betrübt. »Ich hätte wohl damit rechnen müssen, daß du dich über das Wiedersehen nicht gerade *freust*...« In Janes Kopf jagten sich die Gedanken. Wenn sie Jean-Pierre dazu bringen konnte, mit dem Spionieren aufzuhören, so wäre er nicht mehr in Gefahr. Plötzlich fühlte sie sich einer Konfrontation mit ihm gewachsen. Wie kommt das? fragte sie sich. Weil ich ihn nicht mehr fürchte. Und warum fürchte ich ihn nicht mehr? Weil Ellis hier ist. Es war mir gar nicht klar, daß ich solche Angst vor meinem Mann hatte.

»Im Gegenteil«, sagte sie zu Ellis und dachte: Wie cool ich bin! »Ich freue mich, daß du hier bist.« Ein Schweigen trat ein. Ellis wußte offensichtlich nicht, wie er Janes Reaktion deuten sollte. Nach einigen Sekunden sagte er: »Ah, ich habe in diesem Gewirr eine Menge Sprengstoff und so Zeug stehen. Es ist besser, wenn ich ein Auge drauf habe.« Jane nickte. »Okay.« Ellis drehte sich um und verschwand in der Menge. Jane, noch immer ein wenig benommen, verließ langsam den Hof. Ellis war *hier*, im Fünf-Löwen-Tal, und augenscheinlich liebte er sie noch immer. Als sie das Krämerhaus erreichte, trat Jean-Pierre heraus. Auf seinem Weg zur Moschee schien

er hier kurz Zwischenstation gemacht zu haben, wahrscheinlich, um seine Arzttasche abzustellen. Jane wußte nicht recht, was sie zu ihm sagen sollte. »Der Konvoi hat jemanden mitgebracht, den du kennst«, begann sie.

»Einen Europäer?«

»Ja.«

»Wer ist es?« ,

»Geh hin und laß dich überraschen.« Er eilte davon. Jane trat ein. Was würde Jean-Pierre unternehmen, wenn er wußte, daß Ellis hier war? Zweifellos würde er es den Russen melden wollen. Und die Russen würden Ellis töten wollen. Der Gedanke machte sie zornig. »Das Morden muß aufhören!« sagte sie laut. »Ich lasse es nicht zu!« Ihre Stimme brachte Chantal zum Weinen. Jane wiegte sie, bis sie sich wieder beruhigte. Aber wie fange ich das an? dachte Jane. Ich muß verhindern, daß er mit den Russen in Verbindung tritt. Wie? Hier im Dorf kann er sich mit seinem Kontaktmann nicht treffen. Also brauche ich nur dafür zu sorgen, daß Jean-Pierre hierbleibt. Ich werde zu ihm sagen: Du mußt mir versprechen, das Dorf nicht zu verlassen. Weigerst du dich, sage ich Ellis, daß du ein Spion bist, und er wird dafür sorgen, daß du das Dorf nicht verläßt. Aber was ist, wenn Jean-Pierre mir das Versprechen zwar gibt, es jedoch bricht? Nun, dann würde ich jedenfalls *wissen*, daß er das Dorf verlassen hat und sich mit seinem Kontaktmann trifft -und ich könnte Ellis warnen. Hat er irgendeine andere Möglichkeit, mit den Russen in Verbindung zu treten? Natürlich muß es für den Notfall solch eine Möglichkeit für ihn geben. Aber hier gibt's kein Telefon, keine Post, keinen Kurierdienst, keine Brieftauben - *Er muß ein Funkgerät haben*. Falls er eines

hat, kann ich ihn nicht hindern, es zu benutzen. Je länger sie darüber nachdachte, desto fester war sie davon überzeugt, daß er ein Funkgerät besaß. Er mußte schließlich seine Treffs im voraus vereinbaren. Theoretisch konnten sie alle vor der Abreise von Paris festgesetzt worden sein, praktisch jedoch war das fast unmöglich: Was wäre, wenn er aus irgendeinem Grund verhindert war oder sich verspätete oder seinen Kontaktmann dringend treffen mußte? Er *muß* ein Funkgerät haben. Was kann ich tun, wenn er ein Funkgerät hat? Ich kann es ihm wegnehmen. Sie legte Chantal in die Wiege und sah sich im Haus um. Sie ging in den vorderen Raum. Auf dem gekachelten ehemaligen Ladentisch stand Jean-Pierres Arzttasche. Klar - das war das beste Versteck. Diese Tasche durfte niemand öffnen, ausgenommen Jane, die aber noch nie einen Anlaß dazu gehabt hatte. Jetzt hatte sie ihn. Sie durchsuchte die Tasche, nahm alles Stück für Stück heraus. Ein Funkgerät war nicht dabei. Gar so leicht war die Lösung also nicht. Aber er *muß* eins haben, dachte sie, und ich *muß* es finden: Wenn ich es nicht finde, wird entweder Ellis ihn oder aber er Ellis töten. Sie beschloß, das Haus zu durchsuchen. Sie begann mit den Regalen im Laden, wo Medikamente und dergleichen gelagert waren. Sie öffnete sämtliche Schachteln und Kartons, die nicht mehr versiegelt waren, und überprüfte sie hastig, aus Angst, er könne zurückkehren, bevor sie fertig war. Sie fand nichts. Sie ging ins Schlafzimmer. Dort durchsuchte sie seine Kleidung, dann das Winterbettzeug, das in einer Ecke lag. Nichts. Ihre Bewegungen wurden immer hektischer. Sie ging ins Wohnzimmer und sah sich verzweifelt um. Was konnte ihm hier als Versteck dienen? Die Truhe mit den Landkarten! Jane öffnete sie. Nur Landkarten

befanden sich darin. Sie klappte die Truhe wieder zu, mit lautem Knall. Chantal bewegte sich, weinte jedoch nicht, obwohl es bald Zeit zum Stillen war. Du bist ein liebes Baby, dachte Jane, Gott sei Dank! Sie spähte hinter den Lebensmittelschrank und hob sogar den Teppich hoch, um zu sehen, ob sich vielleicht ein Loch darunter befand. Nichts. Aber irgendwo mußte das Gerät sein. Daß er riskieren würde, es *außerhalb* des Hauses zu verstecken, konnte sie sich nicht vorstellen, denn die Gefahr, daß es zufällig entdeckt wurde, war allzu groß. Sie ging noch einmal in den Laden. Wenn sie doch nur sein Funkgerät finden würde: Dann käme alles wieder in Ordnung - es bliebe ihm gar keine andere Möglichkeit, als nachzugeben. Seine Arzttasche war zweifellos das geeignetste Versteck, weil er sie praktisch immer bei sich trug. Jane hob sie an. Sie war schwer. Jane steckte die Hand hinein, tastete prüfend. Der Boden schien ungewöhnlich dick zu sein. Plötzlich begriff sie. Die Tasche mußte einen doppelten Boden haben. Wieder tastete sie mit ihren Fingern. Hier drin muß das Gerät sein, dachte sie; es *muß*. Sie zwängte ihre Finger unter den Boden und hob ihn an. Der falsche Boden klappte wie von selbst hoch. Mit hämmerndem Herzen blickte sie hinein. Dort, im Geheimfach, lag ein schwarzer, kästchenförmiger Gegenstand aus Plastik. Sie nahm ihn heraus. Das ist *es*, dachte sie: Mit diesem kleinen Funkgerät nimmt er Verbindung auf. Aber warum trifft er sich außerdem noch mit Kontakteuten? Vielleicht kann er ihnen über Funk keine Geheimnisse mitteilen, wegen der Gefahr, abgehört zu werden. Vielleicht dient das Funkgerät nur dazu, Treffs zu vereinbaren, und außerdem für Notfälle. Wenn es ihm zum Beispiel unmöglich ist, das Dorf zu verlassen. Sie hörte, wie die hintere Tür

aufging. Erschrocken ließ sie das Funkgerät fallen und fuhr herum, blickte ins Wohnzimmer. Sie sah Fara, die mit einem Besen eintrat. »Guter Gott«, sagte sie laut. Sie drehte sich wieder um; der Pulsschlag dröhnte ihr in den Ohren. Sie mußte das Funkgerät unbrauchbar machen, bevor Jean-Pierre zurückkehrte. Aber wie? Einfach wegwerfen? Nein. Es würde mit Sicherheit gefunden. Sie mußte es entzweischlagen. Aber womit? Einen Hammer hatte sie nicht. Aber ein Stein tat es wohl auch. Sie eilte durch das Wohnzimmer und hinaus in den Hof. Die Hofmauer bestand aus Feldsteinen, von Mörtel zusammengehalten. Sie streckte die Hände empor und versuchte, einen Stein aus der obersten Schicht zu lösen. Er saß zu fest. Sie versuchte es mit dem nächsten, dann mit dem übernächsten. Der vierte Stein schließlich schien ein wenig lockerer zu sitzen. Sie zog und zerrte daran. Er gab ein wenig nach. »Komm schon, nun *komm* doch schon!« rief sie. Sie zerrte noch heftiger. Der rauhe Stein schnitt ihr in die Hände. Noch einmal setzte sie ihre ganze Kraft ein, und der Stein löste sich. Als der Stein auf den Boden fiel, sprang sie rasch zurück. Er hatte etwa die Größe einer Konservendose: gerade richtig. Sie hob ihn mit beiden Händen auf und lief hastig ins Haus zurück. Im vorderen Raum nahm sie das Funkgerät vom Boden und legte es auf den gekachelten Ladentisch. Dann hob sie den Stein mit beiden Händen über den Kopf und ließ ihn mit aller Macht auf das Gerät herabsausen. In dem Plastikgehäuse zeigte sich ein Riß. Sie mußte härter zuschlagen. Wieder hob sie den Stein hoch, wieder ließ sie ihn krachend heruntersausen. Diesmal barst das Plastikgehäuse und legte das Innere frei, darunter zwei Batterien mit russischer Beschriftung. Sie nahm die Batterien heraus, warf sie auf den Boden

und begann dann, den Rest mit dem Stein zu zertrümmern. Plötzlich wurde sie von hinten gepackt, und Jean-Pierre rief: »Was tust du da?« Sie wehrte sich gegen seinen Griff, konnte sich für einen Augenblick befreien und schlug erneut mit dem Stein auf das Funkgerät ein. Er packte sie bei den Schultern und schleuderte sie zur Seite. Sie stolperte und stürzte zu Boden, wobei sie sich das Handgelenk verrenkte. Er starrte auf das Funkgerät. »Es ist kaputt!« sagte er. »Nicht mehr zu reparieren!« Er griff nach ihr, zerrte sie am Hemd hoch. »Du weißt nicht, was du getan hast!« schrie er. In seinen Augen lagen Verzweiflung und rasende Wut.

»Laß mich los.« schrie sie ihn an. Er hatte kein Recht, sie so zu behandeln, schließlich war *er* es ja, der *sie* angelogen hatte. »Wie kannst du es *wagen*, so mit mir umzugehen«

»Wie ich es *wagen* kann?« Er ließ ihr Hemd los, holte mit dem Arm aus und hieb zu. Der Schlag traf sie genau in den Unterleib. Für den Bruchteil einer Sekunde war sie paralysiert durch den Schock; dann kam der Schmerz, von tief innen, wo sie sich noch wund fühlte von der Schwangerschaft und sie heulte auf und beugte sich vor, die Hände gegen den Leib gepreßt. Da sie unwillkürlich die Augen geschlossen hatte, sah sie den zweiten Hieb nicht kommen. Jean-Pierres Faust traf sie mitten auf den Mund. Jane schrie gellend. Sie konnte kaum glauben, daß er ihr das wirklich antat. Sie öffnete die Augen und sah Jean-Pierre an, voll Angst, er könne sie noch einmal schlagen.

»Wie ich es *wagen* kann?« brüllte er. »Wie ich es *wagen* kann?« Sie fiel auf die Knie und begann zu schluchzen vor Schock und Schmerz und Leid. Der Mund tat ihr so

weh, daß sie kaum sprechen konnte. »Bitte schlag mich nicht«, brachte sie hervor. »Bitte schlag mich nicht wieder.« Schützend hielt sie eine Hand vor ihr Gesicht. Er kniete nieder, stieß ihre Hand beiseite und brachte sein Gesicht ganz dicht vor ihr Gesicht. »Seit wann weißt du es?« zischte er. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Sie schwellen bereits an. Sie tupfte mit dem Ärmel dagegen und sah dann Blut auf dem Stoff. Sie sagte: »Seit ich dich in der Steinhütte sah ... auf dem Weg nach Cobak.« »Aber du hast doch nichts gesehen!« »Er sprach mit russischem Akzent und sagte, er hätte Blasen. Das machte mich stutzig, und dann ging mir ein Licht auf.« Eine kleine Pause trat ein. Jean-Pierre dachte angestrengt nach. »Warum jetzt?« fragte er schließlich. »Weshalb hast du das Gerät nicht schon eher kaputtgemacht?«

»Ich habe mich nicht getraut.« »Und warum jetzt?«

»Ellis ist hier.« Jane nahm das bißchen Mut zusammen, das ihr noch geblieben war. »Wenn du mit... mit dem Spionieren nicht aufhörst, dann ... werde ich es Ellis sagen, und er wird schon dafür sorgen.« Er packte sie bei der Kehle. »Und wenn ich dich erwürge, du Luder?«

»Wenn mir irgendetwas zustößt, dann ... wird Ellis der Sache auf den Grund gehen. Er liebt mich noch immer.« Sie sah ihn an. In seinen Augen brannte Haß. »Jetzt werde ich ihn niemals kriegen!« sagte er. Wen meinte er damit? dachte Jane. Ellis? Nein. Masud? Seine Hände umspannten noch immer ihren Hals. Jane fühlte, wie sich sein Griff verstärkte. Voller Furcht starrte sie in sein Gesicht. Plötzlich begann Chantal zu greinen. Jean-Pierres Gesichtsausdruck änderte sich drastisch. Die Feindseligkeit verschwand aus seinen Augen, der starre Ausdruck ungeheurer Wut zerbröckelte gleichsam; und

schließlich bedeckte er zu Janes Verblüffung mit einer Hand die Augen und begann zu weinen. Ungläubig betrachtete sie ihn. Sie spürte, wie Mitleid in ihr aufstieg, und dachte: Sei nicht so blöd, der Kerl hat dich eben erst zusammengeschlagen. Trotzdem rührten seine Tränen sie irgendwie an. »Wein doch nicht«, sagte sie ruhig. Ihre Stimme klang erstaunlich sanft. Sie berührte seine Wange.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Es tut mir leid, was ich mit dir gemacht habe. Mein ganzes Lebenswerk ... alles umsonst.« Erstaunt und mit einer Spur von Selbstverachtung wurde sie sich bewußt, daß sie keine Wut mehr auf ihn hatte, trotz ihrer geschwollenen Lippen und dem noch immer schmerzenden Bauch. Sie gab ihren Gefühlen nach, legte einen Arm um Jean-Pierre und tätschelte ihm den Rücken, als wolle sie ein Kind trösten. »Nur wegen Anatolis Akzent«, murmelte er. »Nur deswegen.«

»Vergiß Anatoli«, sagte sie. »Wir werden Afghanistan verlassen und nach Europa zurückkehren. Wir reisen mit dem nächsten Konvoi.« Er nahm seine Hand vom Gesicht und sah Jane an. »Wenn wir wieder in Paris sind ...«

»Ja?«

»Wenn wir wieder zu Hause sind ... ich möchte, daß wir dann zusammenbleiben. Kannst du mir verzeihen? Ich liebe dich — wirklich, ich habe dich immer geliebt. Und wir sind verheiratet. Und da ist Chantal. Bitte, Jane — bitte, verlaß mich nicht. Bitte.« Zu ihrer Überraschung zögerte sie keine Sekunde. Er war der Mann, der sie liebte, ihr Ehemann, der Vater ihres Kindes; und er war in Schwierigkeiten und bat um Hilfe. »Ich gehe nicht fort«, sagte sie.



»Versprich es«, sagte er. »Versprich mir, daß du mich nicht verlassen wirst.« Sie lächelte ihn an mit ihrem blutigen Mund. »Ich liebe dich«, sagte sie. »Ich verspreche dir, daß ich dich nicht verlasse.«

## 9

ELLIS WAR FRUSTRIERT, ungeduldig und zornig. Frustriert war er, weil er sich schon seit sieben Tagen im Fünf-Löwen-Tal befand und Masud immer noch nicht getroffen hatte. Ungeduldig war er, weil er es Tag für Tag als Folter empfand, mit ansehen zu müssen, wie Jane und Jean-Pierre glücklich zusammenlebten und zusammenarbeiteten und die Freude über ihr glückliches kleines Mädchen miteinander teilten. Und zornig war er, weil kein anderer als er selbst sich in diese widerwärtige Situation manövriert hatte. Heute, so war ihm ausgerichtet worden, werde er mit Masud zusammentreffen, aber bis jetzt hatte sich der große Mann noch nicht blicken lassen. Gestern war Ellis den ganzen Tag zu Fuß gegangen, um hierher zu gelangen. Er befand sich jetzt am südwestlichen Ende des Fünf-Löwen-Tals, auf russischem Territorium. Banda hatte er in Begleitung von drei Guerillas verlassen - Ali Ghanim, Matullah Khan und Jussuf Gul -, doch in jedem Dorf waren zwei oder drei weitere hinzugekommen, und jetzt zählten sie insgesamt dreißig. Sie saßen im Kreis um einen Feigenbaum, der hoch oben auf einem Hügel stand, unweit des Gipfels; sie aßen Feigen und warteten. Am Fuß des Hügels begann eine Ebene, die sich weit nach Süden hinzog - bis nach Kabul, das etwa achtzig Kilometer entfernt lag und von hier aus nicht zu sehen war. In derselben Richtung, doch näher, befand sich der

Luftstützpunkt Bagram, nur etwa fünfzehn Kilometer entfernt: Die Gebäude waren nicht sichtbar, doch die Männer konnten verfolgen, wie hin und wieder ein Jet aufstieg. Die Ebene glich einem üppigen Mosaik aus Feldern und Obstgärten, kreuz und quer von Wasserläufen durchzogen, die sämtlich in den Fünf-Löwen-Fluß mündeten: breiter und tiefer, jedoch mit unverminderter Geschwindigkeit, floß er Richtung Hauptstadt. Dicht am Fuß des Hügels verlief eine primitive Straße, die das Tal hinauf bis zur Stadt Rokha führte, dem nördlichsten Grenzpunkt des hiesigen russischen Territoriums. Auf der Straße herrschte wenig Verkehr: ein paar Bauernkarren, gelegentlich ein Panzerwagen. Dort, wo die Straße den Fluß überquerte, befand sich eine neue, von den Russen erbaute Brücke. Diese Brücke wollte Ellis sprengen. Die Unterweisungen im Umgang mit Explosivstoffen, die dazu dienten, seine eigentliche Mission so lange wie möglich zu tarnen, waren so beliebt, daß er gezwungen gewesen war, die Teilnehmerzahl zu begrenzen. An seinen mangelhaften Kenntnissen der Darisprache lag der Zulauf gewiß nicht. Zwar war - aus seiner Zeit in Teheran — noch ein wenig Farsi haften geblieben, und auf der Herreise im Konvoi hatte er so viele Dariwörter aufgeschnappt, daß er über die Landschaft, Nahrung, Pferde und Waffen sprechen konnte. Aber es gab allzu vieles, wo er mit seinem Latein - sprich Dari - am Ende war. Wie hätte er zum Beispiel sagen sollen: *Die Einkerbung im Explosivmaterial hat den Effekt, den Detonationsdruck zu fokussieren?* Doch die Vorstellung, etwas in die Luft zu sprengen, appellierte so stark an den afghanischen Machismo, daß Ellis stets aufmerksame Zuhörer und vor allem Zuschauer hatte. Es wäre Unsinn gewesen, ihnen die

Formel für die Berechnung der TNT-Menge zur Sprengung eines bestimmten Zielobjektes beibringen zu wollen. Nicht einmal eine gedruckte Anweisung in ihrer eigenen Sprache hätte irgendwelchen Nutzen gehabt, denn keiner von ihnen verfügte auch nur über Grundschulwissen, etwa in Mathematik, und die meisten von ihnen konnten nicht einmal lesen. Dennoch konnte er ihnen zeigen, wie man wirksam sprengte, ohne zuviel Dynamit zu verbrauchen — was sehr wichtig für sie war, weil allgemeine Materialknappheit herrschte. Doch sein Versuch, sie zur Einhaltung der allerprimitivsten Sicherheitsvorkehrungen zu bewegen, war gescheitert: Dergleichen war für sie Feigheit. Ihn quälte immer wieder der Gedanke an Jane. Er war eifersüchtig, wenn er sah, wie sie Jean-Pierre berührte; er war neidisch, wenn er beide in der Höhlenklinik sah, wo das Paar so tüchtig und so harmonisch zusammenarbeitete; und Lüsternheit verzehrte ihn, wenn *er* Janes Brust sah, wenn sie ihr Baby stillte. Im Haus von Ismael Gul, wo er wohnte, lag er des Nachts wach in seinem Schlafsack und wälzte sich unaufhörlich hin und her, mal in Schweiß gebadet, mal fröstelnd, und versuchte, die Geräusche zu überhören, die aus dem benachbarten Raum kamen, wo Ismael und seine Frau, nur wenige Meter von Ellis entfernt, sich liebten; und es juckte ihn in den Händen vor Verlangen, Jane zu berühren. Doch all das war seine eigene Schuld. Er hatte sich freiwillig für diese Mission gemeldet in der unsinnigen Hoffnung, Jane zurückgewinnen zu können. Das war unprofessionell, und es war unreif. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich so schnell wie möglich wieder aus dem Staub zu machen. Doch er konnte nichts unternehmen, solange er nicht mit Masud zusammengetroffen war. Er stand auf und ging unruhig

umher, wobei er instinktiv darauf achtete, daß er im Schatten des Feigenbaumes blieb, damit ihn niemand von der Straße sehen konnte. Ein paar Meter entfernt lag massenhaft verbogenes Metall: Dort war ein Hubschrauber abgestürzt. Er sah ein dünnes Stück Stahl von der Größe und Form eines Tellers, und das brachte ihn auf eine Idee. Er hatte sich gefragt, wie er die Wirkung von Sprengladungen mit Richtungseffekt demonstrieren konnte. Jetzt sah er eine Möglichkeit. Er nahm aus seinem Tragbeutel ein kleines Stück TNT und ein Taschenmesser. Die Guerillas drängten sich um ihn. Unter ihnen befand sich Ali Ghanim, ein kleiner, häßlicher Mann — krumme Nase, Stummelzähne und Buckel -, der angeblich vierzehn Kinder hatte. Ellis kerbte, in persischer Schrift, den Namen *Ali* in das TNT. Er zeigte es den Männern. Ali erkannte seinen Namen. »Ali«, sagte er grinsend und zeigte sein grauenvolles Gebiß. Ellis legte den Sprengstoff, mit der gekerbten Seite nach unten, auf das Stück Stahl.

»Hoffentlich klappt's«, sagte er lächelnd auf englisch, und alle erwiderten sein Lächeln, obwohl keiner ihn verstand. Dann holte er eine Rolle Zündschnur aus seinem geräumigen Beutel und schnitt davon einen guten Meter ab. Nun nahm er aus einer Schachtel einen Sprengzünder und führte ein Ende der Zündschnur in den zylindrischen Zünder ein. Mit einem Klebeband befestigte er den Zünder an dem Stückchen TNT. Er blickte hinunter auf die Straße. Sie war im Augenblick völlig frei. Ellis trug seine kleine >Bombe< quer über den Hang zu einer etwa fünfzig Meter entfernten Stelle. Dort legte er sie auf den Boden, steckte die Zündschnur mit einem Streichholz an und ging dann zum Feigenbaum zurück. Es war eine langsam brennende

Zündschnur. Während er wartete, fragte Ellis sich unwillkürlich, ob Masud ihn von den anderen Guerillas beobachten und einschätzen ließ. Wartete der Guerillaführer auf die Bestätigung, daß Ellis ein Mann war, den die Guerillas respektieren konnten? In einer Armee, selbst in einer Rebellenarmee, war die hierarchische Ordnung stets von Bedeutung. Aber Ellis konnte sich nicht mehr lange als Sprengstoffexperte ausgeben. Falls Masud sich heute wieder nicht blicken ließ, würde er die Maske fallen lassen, sich als Beauftragter des Weißen Hauses zu erkennen geben und ein sofortiges Zusammentreffen mit dem Guerillaführer fordern. Es gab einen leisen Knall und eine kleine Staubwolke. Die Guerillas sahen einander enttäuscht an. War das schon alles? Ellis holte das Stück Metall, das er mit seinem Halstuch anfaßte, denn es war noch ziemlich heiß. Der Name *AU* war wie zerschnitten, wobei die Trennlinie den Buchstaben der persischen Schrift folgte. Ellis zeigte es den Guerillas, die sofort aufgeregt zu schnattern begannen. Der Amerikaner war zufrieden. Die kleine Demonstration hatte bewiesen, daß der Sprengstoff - entgegen der Alltagslogik - gerade dort besonders stark wirkte, wo man ihn einkerbte. Die Guerillas verstummten. Ellis blickte sich um und sah eine Gruppe von sieben oder acht Männern über den Berg kommen. Ihre Gewehre und die runden Chitralli-Kappen wiesen sie als Guerillas aus. Je näher sie kamen, desto aufgeregter schien Ali zu werden. Ellis fragte: »Wer kommt denn da?«

»Masud«, erwiderte Ali.

»Welcher ist es?«

»Der in der Mitte.« Ellis betrachtete den Mann, der zwischen den anderen schritt, sehr genau. Auf den ersten

Blick sah Masud wie die anderen aus: ein Mann von mittlerer Größe, in khakifarbener Kleidung und russischen Stiefeln. Eingehend betrachtete Ellis das Gesicht. Masud war hellhäutig, sein Bart eher spärlich und seine Nase ziemlich lang. Die Haut um die Augen war tief gefurcht, so daß er um Jahre älter als achtundzwanzig wirkte. Ein hübsches Gesicht war es nicht, doch fand sich darin ein Ausdruck wachsamer Intelligenz und ruhiger Autorität, der ihn von den Männern an seiner Seite unterschied. Mit ausgestreckter Hand trat er auf Ellis zu: »Ich bin Masud.«

»Ellis Thaler.« Ellis schüttelte ihm die Hand.

»Wir werden diese Brücke sprengen«, sagte Masud.

»Soll es sofort losgehen?«

»Ja.« Ellis packte seine Sachen wieder in den Tragbeutel, während Masud zu der Gruppe von Guerillas trat, einigten die Hand schüttelte, anderen zunickte, ein oder zwei umarmte, mit jedem ein paar Worte wechselte. Schließlich stiegen alle den Hügel hinunter. Wer sie so sah - so vermutete jedenfalls Ellis —, würde sie wohl eher für eine Schar von Bauern als für eine Rebelleneinheit halten. Als sie den Fuß des Hügels erreichten, waren sie von der Straße her nicht mehr zu sehen. Von einem Hubschrauber aus hätte man sie natürlich bemerkt, doch nahm Ellis an, daß sie bei den unverkennbaren Rotorgeräuschen sofort in Deckung gehen würden. Auf einem Pfad, der durch bestellte Felder führte, strebten sie dem Fluß zu. Sie kamen an mehreren kleinen Häusern vorüber und wurden von den Leuten gesehen, die auf den Feldern arbeiteten. Manche dieser Feldarbeiter stellten sich blind, andere winkten und grüßten. Am Fluß folgten sie dem Ufer bis zur Brücke, wobei sie hinter Felsen und der spärlichen

Vegetation Deckung suchten. Sie waren noch rund dreihundert Meter von der Brücke entfernt, als sich von der anderen Seite ein kleiner Konvoi von Armeelastern näherte und begann, die Brücke zu überqueren. Sofort gingen die Guerillas in Deckung, und die Fahrzeuge rumpelten vorbei, der Stadt Rokha zu. Ellis lag unter einer Weide, Masud unmittelbar neben ihm. »Wenn wir die Brücke zerstören«, sagte Masud, »unterbrechen wir ihre Nachschublinie nach Rokha.« Nachdem die Laster verschwunden waren, warteten die Männer noch ein paar Minuten und gingen dann zur Brücke, unter der sie sich sammelten, so daß sie von der Straße aus nicht gesehen werden konnten. Im Mittelteil befand sich die Brücke etwa sieben Meter über dem Fluß, der an dieser Stelle rund drei Meter tief sein mochte. Ellis sah, daß es sich um eine sehr primitive Brücke handelte. Zwei lange Stahlträger reichten vom einen Ufer zum anderen, ohne irgendwelche Stützpfeiler im Wasser, und trugen eine flache Betondecke. Gelang es, die Träger zu sprengen, stürzte die Brücke ein. Ellis machte sich an die Vorbereitungen. Sein TNT war zu pfundschweren gelben Blöcken geformt. Er stapelte zehn davon übereinander und schlang ein Band darum. Aus dem restlichen Sprengstoff entstanden drei weitere Stapel. Er verwendete TNT, weil das der Sprengstoff war, den man am häufigsten in Bomben, Minen, Granaten und Handgranaten fand, und die Guerillas besorgten sich den größten Teil ihres >Nachschubs< aus russischen Blindgängern. Plastischer, das heißt knetbarer Sprengstoff wäre für ihre Zwecke weit nützlicher gewesen, denn der ließ sich in Löcher stopfen, um Stahlträger wickeln und praktisch zu jeder Form zurechtkneten -, doch die Guerillas mußten nun mal mit

dem zurechtkommen, was sie finden oder stehlen konnten. Mitunter bekamen sie von russischen Ingenieuren ein wenig *plastique* im Tausch gegen Marihuana, das im Tal angebaut wurde, doch eine solche Transaktion, bei der Angehörige der regulären afghanischen Armee als Zwischenhändler fungierten, war riskant, und mit größeren Quantitäten aus dieser Quelle war ohnehin nicht zu rechnen. All dies hatte Ellis von dem CIA-Mann in Peschawar erfahren, und seine Informationen erwiesen sich als richtig. Die Stahlträger über ihm lagen etwa drei Meter auseinander. Ellis sagte in der Dari- Sprache: »Ich brauche einen Stock von dieser Länge.« Er deutete auf den Zwischenraum zwischen den Stahlträgern. Einer der Guerillas riß am Ufer einen jungen Baum samt Wurzeln aus. »Ich brauche noch so einen«, sagte Ellis. Ellis legte eine der TNT-Ladungen auf den unteren Steg des einen Trägers und sagte zu einem der Guerillas, er solle die Ladung mit den Händen festhalten. Eine weitere Ladung legte er, genau gegenüber, auf den unteren Steg des zweiten Trägers; dann zwängte er den jungen Baum zwischen die beiden Ladungen, so daß sie nicht herunterfallen konnten. An einer flachen Stelle durchwatete er den Fluß und brachte am anderen Ende der Brücke ebenfalls zwei Sprengladungen an. Dabei versuchte er in einem Kauderwelsch aus Dari, Französisch und Englisch zu erklären, was er tat - viel wichtiger war jedoch, daß die Männer ihm zusahen und beobachteten, was passierte. Er brachte Primacord an, eine spezielle Zündschnur, die mit einer Geschwindigkeit von siebentausend Metern pro Sekunde abbrannte, dann verband er die vier Ladungen so miteinander, daß sie gleichzeitig detonieren würden. Schließlich band er den restlichen Teil der Schnur zu



einer Art Schleife, so daß das Primacord zu sich selbst zurückführte. Auf diese Weise, erklärte er Masud auf französisch, würde die Schnur von beiden Enden bis zum TNT abbrennen, wodurch gewährleistet war, daß die Ladungen detonierten, selbst wenn die Schnur an einer Stelle durchtrennt wurde. Er empfahl dies als routinemäßige Vorkehrung. Während er arbeitete, fühlte er sich eigentümlich glücklich. Irgendwie waren solche mechanischen Verrichtungen und das leidenschaftslose Ausrechnen der benötigten Sprengstoffmenge beruhigend. Und da er jetzt endlich mit Masud zusammengetroffen war, konnte er auch seine Mission vorantreiben. Er zog die Spezialzündschnur durch das Wasser, so daß sie kaum zu sehen war - Primacord brannte auch unter Wasser-, und watete ans Ufer, wo er das Ende der Schnur mit einem Sprengzünder verband, an dem er dann eine Normalzündschnur von vier Minuten Brenndauer befestigte.

»Können wir?« fragte er Masud.

»Ja«, war die Antwort. Ellis steckte die Zündschnur an. Alle entfernten sich mit raschen Schritten, stromaufwärts und dicht am Ufer. Ellis empfand eine gewisse jugenhafte Freude über den gewaltigen Knall, den er da vorbereitet hatte. Auch die anderen wirkten ganz aufgeregt, und er fragte sich unwillkürlich, ob ihm seine Begeisterung ebenso deutlich anzumerken war. Während er noch die Gesichter betrachtete, änderte sich ihr Ausdruck abrupt. Die Mienen spiegelten nun allerhöchste Wachsamkeit wider. Die Männer glichen Vögeln, die auf Würmer im Erdboden lauern; und dann hörte es auch Ellis - das entfernte Rasseln von Panzerketten. Von der Stelle, wo sie sich befanden, konnten sie die Straße nicht sehen, doch einer der Guerillas kletterte schnell auf einen

Baum. »Zwei«, meldete er. Masud griff nach Ellis' Arm. »Kannst du die Brücke sprengen, wenn die Panzer darauf sind?« fragte er. Oh, Scheiße, dachte Ellis; er will mich testen. »Ja«, erwiderte er. Masud nickte lächelnd. »Gut.« Ellis stieg auf den Baum, auf dem der Guerilla noch hockte, und blickte über die Felder zur Straße. Zwei schwarze Panzer rumpelten schwerfällig über die schmale, steinige Straße, die nach Kabul führte. Er spürte eine starke innere Anspannung: Dies war der erste Blick auf den Feind. Mit ihren Panzerplatten und ihren mächtigen Geschützen wirkten sie unverwundbar, zumal im Kontrast zu den abgerissenen Guerillas und ihren Gewehren; und doch war das Tal übersät mit den Trümmern von Panzern, welche die Guerillas mit Hilfe selbstgebastelter Minen, gut platzierter Granaten und gestohlener Raketen geknackt hatten. Bei den Panzern befanden sich keine weiteren Fahrzeuge. Es handelte sich also weder um eine Patrouille noch um einen Stoßtrupp. Wahrscheinlich waren die Panzer in Bagram repariert worden und kehrten jetzt nach Rokha zurück; vielleicht kamen sie auch frisch aus der Sowjetunion. Ellis begann zu rechnen. Die Panzer fuhren mit einer Geschwindigkeit von gut fünfzehn Stundenkilometern, folglich würden sie die Brücke in anderthalb Minuten erreichen. Die Normalzündschnur brannte seit weniger als einer Minute, blieben also noch drei Minuten. Demnach würden die Panzer die Brücke überqueren und sich in sicherer Entfernung befinden, bevor sie detonierte. Er mußte die Zündschnur kürzen. Er ließ sich vom Baum herunterfallen und rannte los. Teufel noch mal, dachte er, wie viele Jahre ist es schon her, daß ich in einem Kampfgebiet war? Er hörte Schritte hinter sich und blickte zurück. Ali rannte hinter ihm, grauenvoll grinsend

und dichtauf gefolgt von zwei weiteren Männern. Alle anderen suchten am Ufer Deckung. Gleich darauf erreichte er die Brücke, ließ sich neben der langsam brennenden Zündschnur auf einem Knie nieder, während er gleichzeitig den Tragbeutel von seiner Schulter gleiten ließ. Er wühlte darin nach seinem Taschenmesser und überlegte: Die Panzer waren jetzt noch etwa eine Minute entfernt. Die langsam brennende Zündschnur brauchte für dreißig Zentimeter dreißig bis fünfundvierzig Sekunden. War diese hier besonders schnell, besonders langsam oder ganz einfach Durchschnitt? Falls er sich richtig erinnerte, war sie schnell: in dreißig Sekunden dreißig Zentimeter. In dreißig Sekunden konnte er an die hundertundfünfzig Meter zurücklegen - genug, um sich in Sicherheit zu bringen, wenn auch nur knapp. Er klappte das Taschenmesser auf und reichte es Ali, der neben ihm niedergekniet war. Ellis griff nach der Zündschnur an einem Punkt, wo sie nur noch rund dreißig Zentimeter vom Sprengzünder entfernt war. Er straffte sie mit beiden Händen, so daß Ali sie durchschneiden konnte. Das nichtbrennende Ende hielt er in der linken Hand, das brennende in der rechten. War schon der Zeitpunkt gekommen, um das >trockene< Ende wieder anzuzünden? Er mußte sehen, wie weit die Panzer noch entfernt waren. Die beiden Teile der Zündschnur in den Händen, robbte er die Böschung hoch. Hinter ihm schleifte, schlangengleich, Primacord bis zum Fluß. Er schob seinen Kopf über die Brückenmauer empor. Die großen, schwarzen Panzer rollten in gleichmäßigem Tempo heran. Wann würden sie auf der Brücke sein? Er rechnete fieberhaft, zählte Sekunden, schätzte die zurückgelegte Meterzahl. Aber dann, nicht mehr zählend, nicht mehr schätzend, nur noch auf das

Beste hoffend, hielt er das abgetrennte, aber noch glühende Ende der Zündschnur an jenen Teil, der noch mit den Sprengladungen verbunden war. Hastig legte er die brennende Zündschnur auf den Boden und rannte los. Ali und die beiden anderen Guerillas folgten ihm. Zuerst bot die Uferböschung den vier Männern Schutz, doch als die Panzer näher kamen, waren die Rennenden deutlich zu sehen. Und während das Rasseln der Panzer sich zum Dröhnen verstärkte, zählte Ellis die Sekunden. Die Schützen in den Panzern zögerten nur einen kurzen Augenblick: Flüchtende Afghanen waren mit ziemlicher Sicherheit Guerillas und mithin geeignete Objekte für Zielübungen. Es knallte zweimal, und die Geschosse sausten über Ellis' Kopf hinweg. Er wechselte die Richtung, schräg vom Fluß fort und dachte: Der Schütze nimmt Maß ... jetzt schwingt der Lauf auf mich zu ... der Mann zielt... *jetzt*. Wieder duckte sich Ellis, lief nun schräg auf den Fluß zu, und eine Sekunde später hörte er abermals einen Knall. Das Geschloß schlug so dicht neben ihm ein, daß er mit Sand und Steinen besprüht wurde. Die nächste Kugel wird mich treffen, dachte er, wenn die Brücke nicht vorher in die Luft fliegt. Scheiße. Warum mußte ich Masud beweisen, was für ein toller Kerl ich bin, so durch und durch *macho*? Dann hörte er das Knattern eines Maschinengewehrs. Es ist schwer, von einem fahrenden Panzer genau Ziel zu nehmen, dachte er, und vielleicht hören sie damit wieder auf. Er stellte sich den fächerartigen Geschloßhagel vor, immer näher auf ihn zuschwenkend, und begann geduckt im Zickzack zu laufen. Plötzlich stand ihm klar vor Augen, was die Russen tun würden: Sie würden ihre Panzer dort stoppen, von wo sie den klarsten Blick auf die flüchtenden Guerillas hatten — also auf der Brücke. Die Frage war

nur: Würde die Brücke in die Luft fliegen, bevor die Maschinengewehrschützen ihre Ziele trafen? Er legte sich noch mehr ins Zeug, keuchend und mit hämmerndem Herzen. Ich will nicht sterben, dachte er, auch wenn sie nicht mich liebt, sondern Jean-Pierre. Unmittelbar neben ihm schlugen Geschosse in einen Felsklotz, und Steinsplitter spritzten auf. Ellis änderte abrupt die Richtung, doch der Geschosshagel folgte ihm. Es schien hoffnungslos zu sein, er war ein leichtes Ziel. Er hörte, wie einer der Guerillas aufschrie, dann wurde er selbst getroffen, zweimal hintereinander: Ein brennender Schmerz jagte quer über eine Hüfte, gleich danach fuhr ihm ein Treffer in die rechte Hinterbacke. Sofort war sein rechtes Bein wie gelähmt, er stolperte und stürzte, schrammte sich die Brust, wälzte sich dann auf den Rücken. Trotz der Schmerzen setzte er sich auf, versuchte sich zu erheben. Die beiden Panzer hielten auf der Brücke. Ali, der unmittelbar hinter ihm gelaufen war, schob seine Hände unter Ellis' Achselhöhlen und versuchte, ihm auf die Beine zu helfen. Beide boten den Schützen in den Panzern ein klares Ziel: nicht zu verfehlen. In diesem Augenblick flog die Brücke in die Luft. Es war ein Anblick von betäubender Schönheit. Die vier simultanen Explosionen durchtrennten die Brücke an beiden Enden, so daß der mittlere Teil - mit den beiden Panzern darauf - durch nichts mehr gestützt wurde. Zuerst fiel er langsam, löste sich mit Knacken und Krachen von den uferseitigen Teilen, dann jedoch stürzte er ungehindert und mit gewaltigem Aufprall in den reißenden Fluß. Das Wasser teilte sich, einen Augenblick lang sah man den Grund, dann schloß sich das Loch im Wasser mit einem Geräusch wie ein Donnerschlag. Als der Lärm abklang, hörte Ellis das wilde Triumphgeschrei

der Guerillas. Einige erhoben sich aus ihrer Deckung und liefen auf die halb untergetauchten Panzer zu. Ali zog Ellis hoch, auf die Füße, das Gefühl kehrte in seine Beine zurück, und er spürte die Schmerzen. »Ich glaube nicht, daß ich gehen kann«, sagte er zu Ali. Er machte einen Schritt und wäre hingefallen, wenn Ali ihn nicht gehalten hätte. »Was für eine Scheiße«, sagte Ellis auf englisch. »Ich glaube, ich habe eine Kugel im Arsch.« Er hörte Schüsse. Als er den Kopf hob, sah er, wie die Russen, die den Sturz überlebt hatten, aus ihren Panzern zu entkommen versuchten. Die Guerillas knallten die Soldaten, sobald sie aus dem Wasser auftauchten, einfach ab. Kaltblütige Hundesöhne, diese Afghanen, dachte Ellis. Sein rechtes Hosenbein, jetzt sah er es, war blutdurchtränkt, in der anderen Wunde, sagte ihm sein Gefühl, steckt noch das Geschoß. Masud näherte sich, mit breitem Lächeln. »Das war ausgezeichnete Arbeit«, sagte er in seinem Französisch mit starkem Akzent. »Hervorragend!«

»Danke«, antwortete Ellis. »Aber ich bin nicht hierher gekommen, um Brücken zu sprengen.« Er fühlte sich schwach und ein wenig benommen, doch war es jetzt an der Zeit, Klartext zu sprechen. »Ich bin hier, um ein Abkommen zu treffen.« Masud musterte ihn neugierig. »Woher kommst du?«

»Von Washington. Dem Weißen Haus. Ich bin ein Abgesandter des Präsidenten der Vereinigten Staaten.« Masud nickte ohne das geringste Anzeichen von Verwunderung. »Gut. Das freut mich.« Genau in diesem Augenblick verlor Ellis das Bewußtsein.

\* Erst am Abend fand sich Zeit und Gelegenheit für das so wichtige Gespräch mit Masud. Am Flußufer hatten die Guerillas eine primitive Bahre zusammengezimmert, auf

der sie Ellis das Tal hinauftrugen. Bei Einbruch der Dunkelheit erreichten sie Astana, wo sie für die Nacht Quartier machten. Masud hatte sofort einen Läufer nach Banda geschickt, um Jean-Pierre zu verständigen, der irgendwann am nächsten Tag kommen und die Kugel aus Ellis' >Sitzfleisch< herausoperieren würde. Jetzt befanden sich sämtliche Guerillas im Hof eines Bauernhauses. Was Ellis' Schmerzen betraf, so waren sie jetzt etwas abgeklungen, doch hatte ihn der Transport sehr geschwächt. Seine Wunden waren von den Guerillas notdürftig verbunden worden. Etwa eine Stunde nach der Ankunft in Astana gab man ihm heißen und süßen grünen Tee, der ihn ein wenig belebte, und etwas später gab es für alle Maulbeeren und Joghurt: das Abendessen. So war es meist bei den Guerillas, wie Ellis während der Reise mit dem Konvoi von Pakistan zum Fünf-Löwen-Tal beobachtet hatte. Ein oder zwei Stunden nach dem Erreichen des jeweiligen Zielorts war auf einmal Verpflegung für alle da. Ellis wußte nicht, ob die Guerillas sie kauften, requirierten oder geschenkt bekamen, doch er vermutete, daß man sie ihnen umsonst gab, manchmal freiwillig, manchmal widerstrebend. Nach der Mahlzeit setzte sich Masud zu Ellis, und in den nächsten Minuten verschwanden nach und nach die anderen Guerillas bis auf zwei seiner Unterführer. Es war Ellis klar, daß er jetzt mit Masud sprechen mußte, denn bis sich wieder Gelegenheit dazu fand, mochte eine ganze Woche vergehen. Doch er fühlte sich zu schwach und zu erschöpft für eine so schwierige und heikle Aufgabe. Masud sagte: »Vor vielen Jahren bat ein anderes Land den König von Afghanistan um fünfhundert Krieger als Hilfstruppe in einem Krieg. Der afghanische König schickte fünf Männer aus unserem Tal

mit einer Botschaft, die besagte, es sei besser, fünf Löwen zu haben als fünfhundert Füchse. So kam es, daß man unser Tal das >Tal der fünf Löwen< nannte.« Er lächelte. »Du warst heute ein Löwe.« Ellis sagte: »Ich habe eine Sage gehört, in der es heißt, es habe einmal fünf große Krieger gegeben, bekannt als die Fünf Löwen, von denen jeder einen der fünf Wege ins Tal bewachte. Und ich habe auch gehört, daß man dich den Sechsten Löwen nennt.«

»Genug der Sagen«, erwiderte Masud mit einem Lächeln. »Was hast du mir mitzuteilen?« Ellis hatte sich auf das Gespräch sorgfältig vorbereitet, doch überraschte ihn nun die Direktheit, mit welcher der Guerillaführer die Sache anging. Orientalische Weitschweifigkeit entsprach offenbar nicht Masuds Art. Ellis sagte: »Ich muß dich zuerst bitten, mir darzulegen, wie du die militärische Situation einschätzt.« Masud nickte, überlegte ein paar Sekunden und sagte dann: »Die Russen haben zwölftausend Mann in der Stadt Rokha, dem Tor zum Tal. Ihre Strategie ist stets dieselbe. Den äußersten Ring bilden Minenfelder, dann kommen afghanische Truppen und danach russische Einheiten, um die Afghanen an der Flucht zu hindern. Sie erwarten weitere zwölfhundert Mann als Verstärkung. Sie planen innerhalb der nächsten zwei Wochen eine größere Offensive im Tal mit dem Ziel, unsere Streitkräfte zu vernichten.« Ellis fragte sich, wie Masud zu solch präzisen Informationen kam, doch er war nicht so taktlos, die Frage auszusprechen. Statt dessen sagte er: »Und wird die Offensive Erfolg haben?« »Nein«, erwiderte Masud mit ruhiger Zuversicht. »Wenn sie angreifen, verschwinden wir in den Hügeln, so daß es hier niemanden gibt, gegen den sie kämpfen können. Wenn sie dann Halt machen, setzen wir ihnen von den



Hügeln her mit Störangriffen zu und durchbrechen ihre Verbindungslinien. Wir zermürben sie, nach und nach. Sie müssen gewaltige Mittel einsetzen, um ein Territorium zu halten, das ihnen keinerlei militärische Vorteile bietet. Schließlich ziehen sie sich zurück. So ist es immer.« Das war wie aus einem Lehrbuch über Guerilla-Kriegsführung, dachte Ellis. Gar keine Frage, daß die anderen Stammesführer viel von Masud lernen konnten. »Wie lange, glaubst du, können die Russen solche vergeblichen Angriffe noch durchführen?« Masud zuckte mit den Schultern. »Das liegt in Gottes Händen.« »Werdet ihr jemals in der Lage sein, sie aus eurem Land zu vertreiben?«

»Die Vietnamesen haben die Amerikaner aus ihrem Land vertrieben«, sagte Masud mit einem Lächeln.

»Ich weiß - ich war dort«, sagte Ellis. »Weißt du, *wie* sie es gemacht haben?«

»Ein wichtiger Faktor war nach meiner Meinung die Tatsache, daß die Vietnamesen von den Russen mit den modernsten Waffen versorgt wurden, vor allem mit tragbaren Boden-Luft-Geschossen. Das ist für Guerillatruppen die einzige Möglichkeit, sich gegen Flugzeuge und Hubschrauber zu wehren.«

»Dieser Ansicht bin ich auch«, sagte Ellis. »Und dieser Ansicht ist vor allem die Regierung der Vereinigten Staaten. Wir würden euch gern zu besseren Waffen verhelfen. Allerdings liegt uns auch daran zu sehen, daß ihr mit diesen Waffen Erfolge erzielt. Der amerikanische Steuerzahler will wissen, was er für sein Geld bekommt. Was glaubst du, wie lange es dauern wird, bis der Widerstand im ganzen Land vereint zur Offensive gegen die Russen übergehen kann, so wie es die Vietnamesen gegen Ende des Krieges taten?« Masud schüttelte

zweifelnd den Kopf. »Die Vereinigung des Widerstands befindet sich in einem sehr frühen Stadium.«

»Was sind die Haupthindernisse?« fragte Ellis und hoffte, Masud werde die erwartete Antwort geben.

»Das Haupthindernis ist das Mißtrauen zwischen den verschiedenen Kampfgruppen.« Ellis stieß einen unhörbaren Seufzer der Erleichterung aus, und Masud fuhr fort: »Wir sind verschiedene Stämme, verschiedene Völker, und wir haben verschiedene Befehlshaber. Andere Guerillagruppen überfallen meine Konvois und rauben meinen Nachschub.«

»Mißtrauen«, wiederholte Ellis. »Was sonst noch?«

»Mangelhafte Kommunikation. Wir brauchen ein zuverlässiges Botensystem. Irgendwann sollten wir auch über Funkkontakt verfügen, doch das liegt in der fernen Zukunft.« Mißtrauen und mangelhafte Kommunikation - dies war es, was Ellis zu hören gehofft hatte. »Sprechen wir von etwas anderem.« Er fühlte sich schrecklich müde, was nach dem beträchtlichen Blutverlust nicht verwunderlich war. »Ihr hier im Tal habt die Kunst der Guerillakriegsführung erfolgreicher entwickelt als irgendwer sonst in Afghanistan. Andere Führer vergeuden ihre Mittel, indem sie Flachlandstellungen verteidigen, und starke Befestigungen des Feindes angreifen. Wir möchten, daß du Männer aus anderen Teilen des Landes in moderner Guerillataktik ausbilst. Würdest du das in Betracht ziehen?«

»Ja — und ich glaube auch, daß ich verstehe, worauf du hinauswillst«, sagte Masud.

»Nach ungefähr einem Jahr hätten wir in jedem Widerstandsgebiet einen kleinen Kader von Männern, die bei mir im Fünf-Löwen-Tal ausgebildet worden wären. Sie würden ein Kommunikationsnetz bilden. Sie wurden

einander verstehen, und sie würden mir vertrauen ...« Er brach ab, doch sein Gesichtsausdruck verriet Ellis zur Genüge, daß er auch über weitere Folgerungen nachdachte.

»Also gut«, sagte Ellis. Er besaß kaum noch einen Funken Energie, und es fiel ihm schwer, die Augen offen zu halten, aber er wollte das Gespräch unbedingt zu Ende führen. »Wir schlagen folgendes Abkommen vor: Falls es dir gelingt, die Zustimmung anderer Befehlshaber zu bekommen und mit der Spezialausbildung zu beginnen, so liefern euch die USA RPG-7-Abschußvorrichtungen, Boden-Luft-Geschosse und Funkgeräte. Unsere Bedingung ist aber, daß zwei weitere Befehlshaber der Abmachung zustimmen, und zwar Jahan Kamil im Pichtal und Amal Azizi, der Befehlshaber von Faisabad.« Masud lächelte säuerlich. »Da habt ihr euch die härtesten ausgesucht.«

»Ich weiß«, sagte Ellis. »Glaubst du, daß du dich mit ihnen einigen kannst?«

»Laß mich erst einmal gründlich darüber nachdenken«, sagte Masud.

»In Ordnung.« Erst jetzt gab Ellis seiner Erschöpfung nach, streckte sich auf dem kalten Boden aus und schloß die Augen. Es dauerte nicht einmal eine Minute, da schlief er auch schon - tief und traumlos.

## 10

JEAN-PIERRE WANDERTE ZIELLOS durch die mondbeschienenen Felder. Tiefe Niedergeschlagenheit erfüllte ihn, ein Gefühl schwärzester Depression. Vor nur einer Woche war er noch glücklich und zufrieden gewesen, Herr der Situation, hatte nützliche Arbeit

geleistet, während er auf seine große Chance wartete. Nun war all das vorbei, und er fühlte sich wertlos, als Versager. Einen Ausweg gab es nicht. Immer wieder ging er alle Möglichkeiten durch. Aber es half nichts. Er mußte Afghanistan verlassen. Als Spion war er jetzt ohne Nutzen. Mit Anatoli konnte er keinen Kontakt aufnehmen; und selbst wenn Jane das Funkgerät nicht zerschlagen hätte - in dem Augenblick, wo er das Dorf verließ, um sich mit Anatoli zu treffen, würde Jane im Bilde sein und es Ellis sagen. Vielleicht hätte er Jane zum Schweigen bringen können, irgendwie (*bloß nicht darüber nachdenken, nein, bloß nicht!*), aber falls ihr etwas zustieß, würde Ellis der Sache auf den Grund gehen. Immer und immer wieder Ellis! Ich würde ihn gerne um- bringen, dachte Jean-Pierre, wenn ich nur den Mut aufbrächte. Aber wie — ohne Pistole?! Soll ich ihm etwa die Kehle mit dem Skalpell durchschneiden? Er ist viel stärker als ich - ich könnte ihn niemals überwältigen. Wie hatte es überhaupt zu dieser Pleite kommen können? Er und Anatoli waren sorglos geworden. Sie hätten einen Treffpunkt wählen sollen, von dem die Sicht nach allen Seiten frei war, so daß sich niemand unbemerkt nähern konnte. Aber wer sollte auch auf den Gedanken kommen, daß Jane ihm folgen würde? Es war ein geradezu unglaubliches Pech, dem er zum Opfer gefallen war: daß der junge Verwundete gegen Penicillin allergisch war; daß Jane Anatoli sprechen hörte; daß sie seinen russischen Akzent bemerkte; und daß Ellis unvermutet auftauchte, was ihr den nötigen Mut gab. Es war ein ungeheures Pech. Aber die Geschichtsbücher verzeichnen nun mal keine Männer, die nur *beinahe* Großes geleistet hätten. Ich habe mein Bestes getan, Papa, dachte er; und glaubte fast wirklich, die Antwort

seines Vaters zu hören: Mich interessiert nicht, ob du dein Bestes getan hast, ich möchte nur wissen, ob du erfolgreich warst oder versagt hast. Er näherte sich dem Dorf. Es war wohl das klügste, sich ins Bett zu legen. Er schlief zwar schlecht, aber es gab für ihn nichts zu tun. Also ging er zum Krämerhaus. Aus irgendeinem Grunde bot die Tatsache, daß Jane noch bei ihm war, nicht viel Trost. Nachdem sie sein Geheimnis entdeckt hatte, war da etwas Trennendes, das sich noch zu vertiefen schien, obwohl sie beide ihre Rückkehr nach Europa planten und sogar über ihr neues Leben dort sprachen. Und nachts, im Bett, umarmten sie einander immer noch. Das war immerhin etwas. Er betrat das Krämerhaus. Zu seiner Überraschung lag Jane nicht im Bett, sondern war noch auf. Als sie ihn sah, sagte sie: »Ein Bote Masuds war da. Du mußt nach Astana. Ellis ist verwundet.« *Ellis verwundet*. Jean-Pierres Herz schlug schneller. »Schlimm?«

»Er hat eine Kugel im Hintern.« »Ich werde gleich morgen früh aufbrechen.« Jane nickte.

»Der Bote wird dich begleiten. Vor Einbruch der Nacht kannst du wieder hier sein.«

»Verstehe.« Jane wollte sichergehen, daß er keine Gelegenheit fand, mit Anatoli zusammenzutreffen. Doch ihre Vorsicht war überflüssig: Jean-Pierre hatte keine Möglichkeit, ein solches Treffen zu arrangieren. Im übrigen versuchte Jane, einer geringeren Gefahr vorzubeugen, und übersah dabei eine weit größere. Ellis war *verwundet*. Also ziemlich *schutzlos*. Womit sich alles änderte. Jetzt konnte Jean-Pierre ihn töten.

\* Jean-Pierre lag die ganze Nacht wach und dachte darüber nach. Er stellte sich Ellis vor, wie er auf einer Matratze unter einem Feigenbaum lag und die Zähne

zusammenbiß, weil ein zerschmetterter Knochen ihm Schmerzen bereitete; vielleicht war er auch blaß und schwach durch den Blutverlust. Er sah sich selbst beim Präparieren einer Injektion. »Dies ist ein Antibiotikum, um eine Infektion der Wunde zu verhindern«, würde er sagen und Ellis dann eine Überdosis Digitalis injizieren. Ein Herzschlag aus heiterem Himmel war zwar unwahrscheinlich, aber bei einem Mann von vierunddreißig Jahren keineswegs unmöglich. Im übrigen würde es keine Untersuchung, keine Leichenöffnung und keine Verdächtigungen geben: Im Westen würde niemand daran zweifeln, daß Ellis seinen im Kampf erlittenen Wunden erlegen war. Hier im Tal würden alle Jean-Pierres Diagnose akzeptieren. Man hatte zu ihm ebensoviel Vertrauen wie zu irgendeinem von Masuds erprobtesten Leutnants — was nur natürlich war, denn er hatte für die Sache ebenso viele Opfer gebracht wie irgendein anderer: So mußte es jedenfalls erscheinen. Einzig Jane würde ihre Zweifel haben. Aber was konnte sie tun? Er war sich nicht sicher. Solange sie auf Ellis' Hilfe bauen konnte, war sie eine nicht zu unterschätzende Gegnerin; auf sich allein gestellt, war sie nicht sehr gefährlich. Vielleicht konnte Jean-Pierre sie sogar dazu überreden, doch noch ein Jahr hier im Tal zu bleiben. Er würde ihr versprechen, die Konvois nicht zu verraten; dann mußte er versuchen, den Kontakt zu Anatoli wiederherzustellen, und einfach auf seine Chance warten, Masud den Russen ans Messer zu liefern. Um zwei Uhr nachts gab er Chantal die Flasche, ging dann wieder zu Bett. Er machte nicht einmal den Versuch, etwas Schlaf zu finden. Er war zu angespannt, zu aufgeregt, zu nervös. Während er auf den Sonnenaufgang wartete, ging ihm durch den Kopf, was alles seinen Plan durchkreuzen

konnte. Vielleicht würde Ellis es ablehnen, sich behandeln zu lassen; oder ihm selbst unterlief ein Fehler bei der richtigen Dosierung; vielleicht hatte Ellis nur einen Kratzer abbekommen und konnte schon wieder normal gehen; vielleicht waren Ellis und Masud gar nicht mehr in Astana. Jane schlief unruhig, von Träumen gequält. Sie wälzte sich neben ihm hin und her, ab und zu murmelnd. Nur Chantal schlief ruhig. Kurz vor Morgenanbruch stand Jean-Pierre auf, machte das Feuer an und ging zum Fluß, um zu baden. Als er zurückkam, war der Bote schon auf dem Hof, trank von dem Tee, den Fara zubereitet hatte, und aß Brot, das gestern übrig geblieben war. Jean-Pierre nahm sich etwas Tee, brachte jedoch keinen Bissen herunter. Dann stieg er aufs Dach, wo Jane Chantal stillte. Er küßte beide zum Abschied. Jedesmal, wenn er Jane berührte, erinnerte er sich daran, wie er sie geschlagen hatte, und Scham stieg in ihm auf. Sie schien ihm verziehen zu haben, doch er konnte sich selbst nicht verzeihen. Er führte seine alte Stute durch das Dorf und zum Flußufer hinab. Dann ging er, den Läufer neben sich, stromaufwärts. Immerhin gab es hier eine Straße: einen Streifen felsigen Bodens, etwa drei bis vier Meter breit. Das Tal bestand aus einer Reihe enger Felsschluchten, die sich in unregelmäßigen Abständen zu kleinen bebauten Ebenen weiteten, zwei bis drei Kilometer lang und einen guten Kilometer breit. Dort gewannen die Dörfler in harter Arbeit - und mit Hilfe kluger Bewässerung - dem wenig ergiebigen Boden ab, was sie zum Leben brauchten. Auf abschüssigen Strecken konnte Jean-Pierre hier reiten, dafür war die Straße gut genug. Das Tal mußte einmal ein idyllischer Ort gewesen sein, ging es Jean-Pierre durch den Kopf, während er in der hellen Morgensonne in südlicher

Richtung ritt. Bewässert durch den Fünf-Löwen-Fluß, geschützt von felsigen Anhöhen, organisiert gemäß uralten Traditionen und fast ohne Verbindung zur Außenwelt (nur ein paar Butterträger aus Nuristan oder ein Händler aus Kabul ließen sich mitunter blicken) - das Tal mußte gewirkt haben wie ein Überbleibsel aus dem Mittelalter. Inzwischen jedoch war, mit vernichtender Gewalt, das 20. Jahrhundert hier hereingebrochen. Fast jedes Dorf hatte Bombenschäden erlitten; eine Wassermühle lag in Trümmern, eine Wiese war mit Kratern übersät, ein uralter hölzerner Aquädukt zu Splittern zerschmettert, von einer einfachen Steinbrücke sah man nur noch ein paar Stufen, die hinabführten zum Fluß. Einem sorgfältigen Beobachter wie Jean-Pierre konnte nicht entgehen, wie verheerend sich all dies auf das wirtschaftliche Leben im Tal auswirkte. Jenes Haus dort war eine Metzgerei, doch auf der Holzplatte draußen sah man kein Fleisch. Dieser Streifen Land war einmal ein Gemüsegarten gewesen, doch sein Besitzer war nach Pakistan geflüchtet. In dem Obstgarten dort verfaulten die Früchte auf dem Boden: Normalerweise hätten sie längst zum Trocknen auf einem Dach gelegen, um dann für den langen, kalten Winter eingelagert zu werden. Die Frauen und Kinder, die den Obstgarten gehegt hatten, waren tot. Die Männer befanden sich bei Guerillatrupps. Jener Haufen aus Lehm und Gebälk war mal eine Moschee gewesen, und die Dörfler hatten darauf verzichtet, sie wieder aufzubauen, weil sie wahrscheinlich abermals zerbombt werden würde. Und der Grund für all diese Zerstörung und Verheerung waren Männer wie Masud, die sich dem Strom der Zeit entgegenzustemmen versuchten und die unwissenden Bauern beschwatzten, sie zu unterstützen. War Masud



erst mal aus dem Weg, so würde all dies ein Ende haben. Und war Ellis aus dem Weg, so konnte Jean-Pierre sich Masud vornehmen. Als gegen Mittag Astana vor ihnen auftauchte, fragte er sich unwillkürlich, ob es ihm schwerfallen würde, die Nadel einzustechen. Die Vorstellung, einen Patienten zu töten, erschien ihm so grotesk, daß er sich nicht darüber im klaren war, wie er reagieren würde. Natürlich hatte er schon Patienten sterben sehen; doch stets hatte ihn ein tiefes Bedauern erfüllt, daß er sie nicht retten konnte. Wenn er mit der Spritze in der Hand Ellis hilflos vor sich hatte, würde er dann von Zweifeln gequält werden wie Macbeth, oder würde er schwanken wie Raskolnikow in *Schuld und Sühne*? Sie kamen durch Sangana und folgten dann der Straße um eine Flußbiegung. Vor ihnen erstreckte sich Ackerland, und auf einem Hügelhang sahen sie eine Ansammlung von Häusern. Ein oder zwei Minuten später kam ihnen quer über die Felder ein etwa zwölfjähriger Junge entgegen, der sie jedoch nicht zu dem Dorf auf dem Hügel führte, sondern zu einem großen Haus am Rande des Ackerlands. Noch immer empfand Jean-Pierre keine Zweifel, kein Zaudern; nur eine innere Anspannung, ähnlich wie vor einer wichtigen Prüfung. Er nahm seine Arzttasche vom Pferd, überließ die Zügel dem Jungen und betrat den Hof. Auf dem Hof hockten zwanzig oder mehr Guerillas und starrten ins Leere. Masud war nicht zu sehen, doch zwei seiner vertrautesten Unterführer befanden sich auf dem Hof. Ellis lag in einem schattigen Winkel auf einer Decke. Jean-Pierre kniete sich neben ihn. Ellis litt unverkennbar Schmerzen. Er lag auf dem Bauch. Sein Gesicht wirkte angespannt, fast verzerrt. Er war blaß, auf der Stirn glänzte Schweiß. Er atmete schwer.

»Tut weh, wie?« fragte Jean-Pierre auf englisch.

»Und ob, verdammt noch mal«, sagte Ellis. Jean-Pierre zog das Tuch fort, das Ellis' Körper bedeckte. Die Guerillas hatten seine Kleidung aufgeschnitten und die Wunde provisorisch verbunden. Jean-Pierre entfernte den Verband. Eine schwere Verletzung war es nicht, das sah er auf den ersten Blick. Ellis hatte eine Menge Blut verloren, und die Kugel, die noch im Muskelgewebe steckte, bereitete ihm offenbar höllische Schmerzen; doch hatte sie weder einen Knochen noch wichtige Blutgefäße getroffen - die Wunde würde schnell heilen. Nein, wird sie nicht, dachte Jean-Pierre. Sie wird überhaupt nicht heilen.

»Als erstes werde ich dir etwas geben, um die Schmerzen zu lindern«, sagte er.

»Nur zu, ich kann's brauchen«, erwiderte Ellis. Jean-Pierre zog das Tuch weiter nach oben. Jetzt konnte er sehen, daß Ellis auf dem Rücken eine große, kreuzförmige Narbe hatte. Woher mag er die haben? dachte Jean-Pierre. Ich werde es nie erfahren. Er öffnete seine Arzttasche. Jetzt werde ich Ellis töten, dachte er. Ich habe noch nie jemanden getötet, nicht einmal unabsichtlich. Was ist das für ein Gefühl, ein Mörder zu sein? Jeden Tag geschieht es, überall auf der Welt: Männer töten ihre Frauen, Frauen töten ihre Kinder, Attentäter töten Politiker, Einbrecher töten Hausbesitzer, beamtete Henker töten Mörder. Er nahm eine große Injektionsspritze und begann, sie mit Digitoxin zu füllen: Das Medikament befand sich in kleinen Ampullen, und er mußte vier davon leeren, um auf eine tödliche Dosis zu kommen. Was für ein Gefühl würde es sein, Ellis sterben zu sehen? Als erstes würde sich sein Herzschlag beschleunigen. Das würde er spüren und darauf mit

Unbehagen und Besorgnis reagieren. Wenn die Wirkung des Giftes dann stärker wurde, folgte jedem normalen Herzschlag ein zweiter - schwächerer. Jetzt würde Ellis sich schrecklich elend fühlen. Schließlich gerieten die Herzschläge völlig durcheinander. Die Herzkammern arbeiteten unabhängig voneinander, und Ellis würde sterben, unter Schmerzen und voll Schrecken. Was werde ich tun, dachte Jean-Pierre, wenn er schreit und mich, den Arzt, bittet, ihm zu helfen? Werde ich ihm sagen, daß ich seinen Tod will? Wird er erraten, daß ich ihn vergiftet habe? Werde ich Trostorte sprechen, um ihm das Sterben zu erleichtern? *Nur nicht in Panik geraten, dies ist eine normale Nebenwirkung des schmerzstillenden Mittels, das gibt sich bald wieder.* Die Spritze war bereit. Ich kann es tun, dachte Jean-Pierre. Ich kann ihn töten. Ich weiß nur nicht, wie mir hinterher zumute sein wird. Er entblößte Ellis' Oberarm und betupfte, aus reiner Gewohnheit, eine Stelle mit Alkohol. In diesem Augenblick erschien Masud. Jean-Pierre hatte ihn nicht kommen hören, und so schien er aus dem Nichts hervorzutauchen, was Jean-Pierre unwillkürlich zusammenzucken ließ. Masud legte seine Hand auf seinen Arm. »Ich habe Sie erschreckt, *Monsieur le docteur*«, sagte er. Dicht neben Ellis' Kopf kniete er nieder. »Ich habe mir den Vorschlag der amerikanischen Regierung durch den Kopf gehen lassen«, sagte er zu Ellis auf französisch. Jean-Pierre, gleichfalls auf dem Boden kniend, die große Spritze in der Hand, horchte auf. Was für ein Vorschlag? Masud sprach offen, als sei Jean-Pierre einer seiner Kameraden — was er, in gewisser Weise, ja auch war. Doch Ellis ... Ellis würde vielleicht auf ein Gespräch unter vier Augen dringen. Mühsam stützte sich Ellis auf einem Ellbogen hoch.

Jean-Pierre hielt den Atem an. Doch alles, was Ellis sagte, war: »Sprich weiter.« Er ist zu erschöpft, dachte Jean-Pierre, und er hat zu große Schmerzen, um an umständliche Sicherheitsvorkehrungen zu denken. Außerdem hat er genauso wenig Grund, mich zu verdächtigen, wie Masud.

»Der Vorschlag ist gut«, sagte Masud. »Aber ich habe mich gefragt, wie ich meinen Teil der Abmachung einhalten kann.« *Natürlich*, dachte Jean-Pierre, die Amerikaner haben einen ihrer besten CIA-Agenten doch nicht bloß hierher geschickt, um ein paar Guerillas beizubringen, wie man Brücken und Tunnel sprengt. Ellis ist hier, um mit denen irgendetwas auszuhandeln! Masud fuhr fort: »Dieser Plan, Kader aus anderen Gebieten auszubilden, muß den anderen Befehlshabern erläutert werden. Das wird schwierig sein. Sie werden Mißtrauen hegen - vor allem, wenn ich ihnen den Vorschlag unterbreite. Ich meine, *du selbst* solltest es tun und ihnen sagen, was deine Regierung uns anbietet.« Jean-Pierre war wie erstarrt. Ein Plan, Kader aus anderen Gebieten auszubilden! Was, zum Teufel, steckte dahinter? Das Sprechen bereitete Ellis Mühe. »Das will ich gern tun. Du müßtest — sie versammeln.«

»Ja.« Masud lächelte. »Ich werde alle Widerstandsführer zu einem Treffen einladen, das in acht Tagen hier im Fünf-Löwen-Tal im Dorf Darg stattfinden soll. Noch heute schicke ich die Boten aus mit der Nachricht, daß ein Abgesandter der Regierung der Vereinigten Staaten hier ist, um über den Nachschub an Waffen zu verhandeln.« Ein Treffen! Waffennachschub! Jean-Pierre begann zu begreifen. Doch was sollte, was konnte er tun? »Werden sie kommen?« fragte Ellis.

»Viele werden kommen«, erwiderte Masud. »Unsere Kameraden aus den westlichen Wüsten werden nicht kommen - es ist zu weit, und sie kennen uns nicht.«

»Was ist mit den beiden, auf die wir besonderen Wert legen - Kamil und Azizi?« Masud zuckte die Schultern.

»Das liegt in Gottes Händen.« Jean-Pierre zitterte vor Erregung. Dies würde das bedeutendste Ereignis in der Geschichte des afghanischen Widerstands werden. Ellis wühlte in seinem Tragbeutel, der neben ihm auf dem Boden lag. »Vielleicht kann ich dir helfen, Kamil und Azizi zu überreden«, sagte er. Er holte zwei kleine Päckchen aus dem Beutel, von denen er eines öffnete.

»Gold«, sagte Ellis. »Jedes dieser beiden Stücke ist ungefähr fünftausend Dollar wert.« Das war ein Vermögen: Fünftausend Dollar waren mehr, als ein Afghane in zwei Jahren verdiente. Masud nahm das Stück Gold und wog es in der Hand. »Was ist das?« fragte er und deutete auf ein eingepprägtes Emblem in der Mitte der rechteckigen Fläche.

»Das Siegel des Präsidenten der Vereinigten Staaten«, erklärte Ellis. Clever, dachte Jean-Pierre. Genau das Richtige, um die Stammesführer zu beeindrucken und sie gleichzeitig neugierig zu machen auf ein Zusammentreffen mit Ellis.

»Wird das helfen, Kamil und Azizi zu überzeugen?« fragte Ellis. Masud nickte. »Ich denke, daß sie kommen werden.« Darauf kannst du Gift nehmen, dachte Jean-Pierre. Und plötzlich wußte er genau, was er tun mußte. Masud, Kamil und Azizi, die drei großen Führer der Widerstandsbewegung, würden in acht Tagen im Dorf Darg zusammentreffen. Das ist es, dachte Jean-Pierre: Dies ist der Augenblick, auf den ich gewartet habe, seit ich im Tal bin. Ich habe Masud, wo ich ihn haben will -

und zwei weitere Rebellenführer dazu. Aber wie kann ich es Anatoli mitteilen? Es *muß* einen Weg geben!

»Ein Gipfeltreffen«, sagte Masud. Er lächelte stolz. »Das wird ein guter Anfang für die neue Einheit der Widerstandsbewegung sein, nicht wahr?« Entweder das, dachte Jean-Pierre, oder aber der Anfang vom Ende. Er ließ seine Hand sinken und drückte die Flüssigkeit aus der Spritze. Er beobachtete, wie das Gift im Staub versickerte. Ein neuer Anfang - oder der Anfang vom Ende.

\* Jean-Pierre gab Ellis ein Narkosemittel, holte die Kugel heraus, säuberte die Wunde, legte einen neuen Verband an und injizierte Antibiotika zur Verhütung einer Infektion. Dann kümmerte er sich um zwei Guerillas, die bei dem Scharmützel leicht verwundet worden waren. Inzwischen hatte es sich im Dorf herumgesprochen, daß der Doktor hier war, und eine kleine Gruppe von Patienten wartete jetzt im Hof des Bauernhauses. Jean-Pierre behandelte ein Baby, das Bronchitis hatte, drei Leute mit leichteren Infektionen und einen kranken Mullah. Dann aß er zu Mittag. Einige Zeit später packte er seine Tasche und schwang sich auf Maggie, um nach Banda zu reiten. Ellis ließ er zurück. Für Ellis war es besser, noch ein paar Tage an Ort und Stelle zu bleiben - die Wunde würde schneller heilen, wenn er still lag und sich wenig bewegte. Paradoxerweise war Jean-Pierre jetzt ängstlich besorgt, daß Ellis bei guter Gesundheit blieb, denn falls er starb, würde es zu keinem Treffen der Rebellenführer kommen. Während er auf dem alten Pferd das Tal entlangritt, zermartete er sich das Gehirn, auf welche Weise er mit Anatoli Verbindung aufnehmen konnte. Natürlich hätte er einfach wenden und in entgegengesetzter Richtung nach Rokha reiten können,

um sich den Russen zu >ergeben<. Falls sie ihn nicht erschossen, bevor sie daran dachten, ihm Fragen zu stellen, würde er im Handumdrehen mit Anatoli sprechen können. Aber dann würde Jane wissen, wohin er geritten war und was er getan hatte, und sie würde es Ellis sagen, der dann den Zeitpunkt und den Ort des Treffens ändern würde. Irgendwie mußte er Anatoli einen Brief zukommen lassen. Doch wer sollte ihm die Botschaft überbringen? Es gab immer irgendwelche Leute, die durchs Tal kamen und auf dem Weg nach Charikar waren, der von den Russen besetzten und rund 100 Kilometer entfernten Stadt, oder nach Kabul, der Hauptstadt. Da waren die Leute aus Nuristan, mit Butter und Käse, ihren Hauptprodukten, und reisende Händler, die Töpfe und Pfannen verkauften, und Schäfer, die kleine Herden fettschwänziger Schafe zum Markt trieben, und Nomadenfamilien, die ihren geheimnisvollen nomadischen Geschäften nachgingen. Jeder von ihnen mochte sich bereit zeigen, gegen Entgelt einen Brief zum Postamt zu bringen oder ihn sogar einem russischen Soldaten in die Hand zu drücken. Nach Kabul dauerte die Reise drei Tage, nach Charikar zwei. Rokha, wo es russische Soldaten, aber kein Postamt gab, war nur einen Tag entfernt. Jean-Pierre zweifelte nicht, daß er jemanden finden konnte, der den Auftrag übernahm. Natürlich bestand die Gefahr, daß man den Brief öffnete und las, daß Jean-Pierre als Absender entlarvt wurde - mit Folter und Tod als sicherer Folge. Vielleicht wäre er bereit gewesen, dieses Risiko einzugehen. Aber die Sache hatte noch einen anderen Haken. Wer garantierte, daß der Bote, wenn er das Geld erst mal eingesteckt hatte, den Brief auch wirklich ablieferte? Als Jean-Pierre gegen Abend Banda erreichte, hatte er das Problem noch

immer nicht gelöst. Jane saß auf dem Dach des Krämerhauses, mit Chantal auf einem Knie, und genoß die um diese Stunde frischere Luft. Jean-Pierre winkte beiden zu, betrat dann das Haus und stellte seine Arzttasche auf dem gekachelten Ladentisch ab. Als er beim Leeren der Tasche die Diacetylmorphin-Tabletten sah, wußte er mit einemmal, wem er den Brief an Anatoli anvertrauen konnte. Er entfernte sorgfältig die Papierhülle von einem Packen Watte - Schreibpapier gab's im Tal nicht — und begann darauf in französischer Sprache zu schreiben: *An Oberst Anatoli vom KGB - Es klang sonderbar melodramatisch, aber wie sonst hätte er anfangen sollen. Weder kannte er Anatolis vollen Namen, noch hatte er seine Adresse. Er fuhr fort: Masud hat eine Versammlung der Rebellenführer einberufen. Sie treffen sich in acht Tagen, gerechnet von heute, Donnerstag, den 27. August, in Darg, dem nächsten Dorf südlich von Banda. Wahrscheinlich werden sie in der Moschee übernachten und dann am Freitag, der ein heiliger Tag ist, die ganze Zeit zusammenbleiben. Das Treffen soll ihnen Gelegenheit geben, mit einem mir als Ellis Thaler bekannten CIA-Agenten zu sprechen, der vor einer Woche im Tal eingetroffen ist. Dies ist unsere Chance!* Er fügte das Datum hinzu und unterzeichnete mit *Simplex*. Ein Kuvert hatte er nicht — dergleichen gab es hier ebenso wenig wie Schreibpapier. Was aber konnte er stattdessen benutzen? Er sah sich um. Schließlich fiel sein Blick auf einen Karton mit Plastikbehältern für Tabletten. Er rollte seinen Brief zusammen und schob ihn in einen der Plastikbehälter. Die Frage war: Wie sollte er ihn kennzeichnen? Ging die Sache programmgemäß, so würde der Plastikbehälter schließlich in die Hände eines russischen Soldaten von niederem Rang gelangen. Das



mochte ein bebrillter, nervöser Schreibstubentyp in einem kahlen Raum sein oder ein stumpfsinniger Ochse von einem Mann, der vor einem Stacheldrahtzaun Wachdienst schob. Wohl in jeder Armee der Welt verstand man sich auf die Kunst, sich vor Verantwortung zu drücken. Das war so gewesen, als Jean-Pierre seinen Wehrdienst in der französischen Armee geleistet hatte, das würde in der russischen Armee nicht anders sein: Man schob die Verantwortung einem anderen, meist Höherrangigen zu. Wie konnte er es anstellen, daß das >Ding< von Hand zu Hand weitergereicht wurde, möglichst bis zu einem hohen Offizier? >Wichtig< oder >KGB< oder irgendwas auf französisch oder englisch oder selbst in der Dari-Sprache zu schreiben, hatte keinen Zweck, weil der Soldat weder europäische noch persische Buchstaben würde entziffern können. Jean-Pierre seinerseits kannte keine russischen Schriftzeichen. Es war wirklich verrückt, daß die Frau auf dem Dach, die gerade ein Wiegenlied sang, fließend Russisch sprach und ihm hätte helfen können. Schließlich schrieb er *Anatoli - KGB* in lateinischer Schrift, klebte das Etikett auf den Tablettenspender und legte ihn in eine leere Medikamentenschachtel, auf der in fünfzehn Sprachen und drei internationalen Symbolen *Gift!* stand. Um die Schachtel band er eine Schnur. Rasch legte er alles andere wieder in die Arzttasche, wobei er die in Astana verbrauchten Medikamente durch neue ersetzte. Er nahm eine Handvoll Diacetylmorphin-Tabletten und ließ sie in seine Hemdtasche gleiten. Schließlich wickelte er die *Gift!*-Schachtel in ein altes Handtuch. Er verließ das Haus. »Ich gehe zum Fluß, mich waschen«, rief er Jane zu.

»Okay.« Mit schnellen Schritten durchquerte er das Dorf, nickte grüßend ein paar Leuten zu, ging dann weiter, durch die Felder. Seine Pläne waren mit allen möglichen Risiken verknüpft, aber er konnte doch wieder auf einen großen Erfolg hoffen. Er ging an einem Kleefeld vorbei, das dem Mullah gehörte, und stieg eine Reihe von Terrassen hinab. Einen guten Kilometer vom Dorf entfernt befand sich, auf einem felsigen Ausläufer des Bergs, eine einzelne, zerbombte Hütte. Es begann zu dunkeln, als Jean-Pierre sich ihr langsam näherte. Jetzt hätte er gut eine Taschenlampe oder eine Laterne gebrauchen können. Vor dem Trümmerhaufen, der einmal die Vorderfront des Hauses gebildet hatte, blieb er stehen. Die Dunkelheit und der Geruch hielten ihn davon ab einzutreten. »He!« rief er. Irgendetwas regte sich am Boden und jagte ihm einen Schreck ein. Fluchend sprang er zurück. Der *malang* stand auf. Jean-Pierre starrte in das knochige Gesicht mit dem verfilzten Bart. Ja, es war der Verrückte, wer sonst. Seine Fassung wiedergewinnend, sagte Jean-Pierre in der Dari- Sprache: »Gott sei mit dir, heiliger Mann.«

»Und mit dir, Doktor.« Jean-Pierre atmete erleichtert auf. Offenbar traf er den Verrückten in einer Phase an, wo dieser seine Sinne leidlich beieinander hatte. »Was macht dein Bauch?« Der Mann mimte Magenschmerzen. Jean-Pierre holte Tabletten aus seiner Hemdtasche, gab ihm eine und ließ ihn die anderen sehen, bevor er sie zurücktat. Der *malang* schluckte die Tablette und sagte: »Ich möchte mehr.«

»Du kannst mehr haben«, erwiderte Jean-Pierre. »Viel mehr.« Der *malang* streckte die Hand aus.

»Aber du mußt etwas für mich tun«, sagte Jean-Pierre. Der *malang* nickte eifrig.

»Du mußt nach Charikar gehen und dies einem russischen Soldaten geben.« Obwohl die Reise nach Charikar einen Tag länger dauerte, hatte sich Jean-Pierre für diese Stadt entschieden. Rokha erschien ihm nicht sicher genug: Es war eine Rebellenstadt, zur Zeit von den Russen besetzt, und womöglich herrschten dort Wirren, so daß das Päckchen leicht verloren gehen konnte. Charikar hingegen war russisches Territorium. Im übrigen war es wohl besser, wenn der *malang* das Päckchen einem russischen Soldaten übergab, statt damit zu einem Postamt zu gehen. Aufmerksam betrachtete Jean-Pierre das ungewaschene Gesicht des Mannes, wobei er sich fragte, ob der Verrückte wenigstens diese einfachen Anweisungen verstanden hatte; doch der angstvolle Ausdruck bei der Erwähnung des russischen Soldaten beseitigte Jean-Pierres Zweifel: Ja, der *malang* hatte begriffen. Aber wie konnte Jean-Pierre sich vergewissern, daß der *malang* die Anweisungen auch wirklich befolgte? Genau wie jeder andere konnte er ja das Päckchen einfach wegwerfen und nach seiner Rückkehr Stein und Bein schwören, er habe den Auftrag ausgeführt; denn wenn er intelligent genug war, die Anweisungen zu verstehen, so war er gewiß auch intelligent genug, Jean-Pierre etwas vorzulügen. Dem Arzt kam ein rettender Einfall. »Und kaufe ein Päckchen russische Zigaretten«, sagte er. Der *malang* streckte seine leeren Hände vor. »Kein Geld.« Jean-Pierre wußte, daß der Mann kein Geld hatte. Er gab ihm hundert Afghanis. Auf diese Weise konnte er sich später vergewissern, ob der *malang* auch wirklich nach Charikar gegangen war. Gab es eine Möglichkeit, ihn dazu zu bringen, das Päckchen auch tatsächlich abzuliefern? Jean-Pierre sagte: »Wenn du es tust, gebe ich dir so viele Tabletten, wie du

willst. Aber versuche nicht, mich zu täuschen - denn wenn du das tust, so werde ich es wissen, und ich werde dir nie wieder Tabletten geben, und deine Bauchschmerzen werden immer schlimmer werden, und du wirst anschwellen, und dann platzt dein Bauch wie eine Granate, und du wirst unter Schmerzen sterben. Hast du verstanden?»

»Ja.« Jean-Pierre starrte ihn an. Das Weiße in den Augen des Verrückten weitete sich. Sie spiegelten blankes Entsetzen wider. Jean-Pierre gab ihm die übrigen Tabletten. »Nimm jeden Morgen eine, bis du wieder in Banda bist.« Der *malang* nickte eifrig.

»Geh jetzt und versuche nicht, mich zu täuschen.« Der Mann gehorchte sofort. Dem rauen Pfad folgend, lief er mit den für ihn typischen Bewegungen - wie ein Tier. Während er in der Dunkelheit verschwand, dachte Jean-Pierre: Die Zukunft dieses Landes liegt in deinen verdreckten Händen, du armer, verrückter Hund. Möge Gott mit dir sein!

\* Eine Woche später war der *malang* noch nicht zurückgekehrt. Am Mittwoch, dem Tag vor dem Treffen, wurde Jean-Pierre von Minute zu Minute nervöser. Immer wieder sagte er sich, der Mann könne jeden Moment auftauchen. Schon in den Tagen zuvor war Jean-Pierres Unruhe gewachsen. Wie um seine Sorgen noch zu vergrößern, hatte die Aktivität russischer Flugzeuge eindeutig zugenommen. Die ganze Woche über klang das Heulen der Düsenmaschinen durch das Tal, wo sie die Dörfer bombardierten. Banda hatte Glück gehabt: Nur eine Bombe war gefallen, und sie hatte lediglich ein großes Loch in Abdullahs Kleefeld hinterlassen; doch der unaufhörliche Lärm und die dauernde Gefahr hinterließen eine allgemeine Gereiztheit. In Jean-Pierres

Klinik fand sich, wie vorauszusehen, eine Patientenschar mit Streßsymptomen ein. Es gab Fehlgeburten, alle möglichen Unfälle, unerklärlichen Brechreiz und Kopfschmerzen. Es waren die Kinder, die von Kopfschmerzen gequält wurden. In Europa hätte Jean-Pierre Psychiatrie empfohlen. Hier schickte er sie zum Mullah. In Wirklichkeit würden weder die Psychiatrie noch der Islam viel zustande bringen, denn das Übel, unter dem die Kinder litten, war der Krieg. An diesem Morgen nahm er sich mechanisch Patient auf Patient vor, stellte ihnen Routinefragen, gab dann Jane seine Diagnose auf französisch. Er legte Wundverbände an, gab Spritzen, verteilte Tabletten und Tropfen, während er gleichzeitig unablässig darüber nachgrübelte, was geschehen sein mochte. Der *malang* würde zwei Tage gebraucht haben, um Charikar zu erreichen. Ein weiterer Tag mochte draufgegangen sein, bis er den Mut fand, sich einem russischen Soldaten zu nähern. Wenn er dann die Nacht über schlief und am nächsten Morgen aufbrach, hatte er abermals eine Zweitagereise vor sich. Aber nach diesem Schema war die Sache offenbar nicht gelaufen, denn sonst hätte der Mann schon vor zwei Tagen wieder eintreffen müssen. Was war passiert? Hatte er das Päckchen unterwegs verloren und traute sich nun nicht nach Banda zurück? Hatte er die Tabletten alle auf einmal genommen und war davon krank geworden? War er in den verdammten Fluß gefallen und ertrunken? Hatten die Russen auf ihn ein Übungsschießen veranstaltet? Jean-Pierre warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war halb elf. Jede Minute konnte der *malang* eintreffen, mit einem Päckchen russischer Zigaretten als Beweis dafür, daß er in Charikar gewesen war. Jean-Pierre überlegte kurz, wie er Jane die

Zigaretten erklären würde, und kam zu dem Schluß, daß die Handlungen eines Verrückten keiner Erklärung bedurften. Er war gerade dabei, einem kleinen Jungen, der sich die Hand an einem Kochfeuer verbrannt hatte, zu verbinden, als von draußen das Geräusch von Schritten hereindrang und Grüße laut wurden. Es war also jemand eingetroffen. Jean-Pierre verbarg seine innere Anspannung und fuhr fort, die Hand des Jungen zu umwickeln. Als er Janes Stimme hörte, drehte er den Kopf und sah zu seiner tiefen Enttäuschung, daß nicht der *malang* gekommen war, sondern zwei Fremde. Der eine sagte: »Gott sei mit dir, Doktor.« »Und mit euch«, erwiderte Jean-Pierre. Um einem zeitraubenden Austausch von Höflichkeitsfloskeln zuvorzukommen, fügte er sofort hinzu: »Was habt ihr auf dem Herzen?« »Skabun ist furchtbar bombardiert worden. Es gibt viele Tote und viele Verwundete.« Jean-Pierre blickte zu Jane. Noch immer konnte er Banda nicht ohne ihre Erlaubnis verlassen, weil sie befürchtete, er werde sich irgendwie mit den Russen in Verbindung setzen. »Soll ich gehen?« fragte er sie auf französisch. »Oder willst du?« Er war nicht im geringsten darauf erpicht, Banda jetzt zu verlassen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde er in Skabun übernachten müssen, und er wartete doch mit brennender Ungeduld auf den *malang*. Jane zögerte. Jean-Pierre wußte, was sie dachte: Wenn sie ging, wurde sie Chantal mitnehmen müssen; außerdem war ihr natürlich bewußt, daß ihre medizinischen Kenntnisse bei schweren Verwundungen nicht ausreichten. »Die Entscheidung liegt bei dir«, sagte Jean-Pierre. »Geh du«, erwiderte sie. »In Ordnung.« Skabun lag etwa zwei Wegstunden entfernt. Wenn er schnell arbeitete und die Zahl der zu

Versorgenden nicht allzu hoch war, konnte er vielleicht am Abend wieder in Banda sein. Er sagte: »Ich werde versuchen, noch heute zurückzukommen.« Sie trat auf ihn zu und küßte ihn auf die Wange. »Danke«, sagte sie. Rasch überprüfte er den Inhalt seiner Arzttasche: Morphin gegen Schmerzen, Penicillin zur Verhütung von Wundinfektionen, Nadeln und Fadenbehälter und eine große Menge Verbandstoff. Er setzte sich eine Mütze auf und warf sich eine Decke über die Schultern.

»Maggie laß ich hier«, sagte er zu Jane. »Nach Skabun ist es nicht weit, und der Pfad ist sehr schlecht.« Noch einmal küßte er sie, blickte dann zu den beiden Boten. »Gehen wir«, sagte er. Sie gingen hinunter zum Dorf, durchwateten an einer flachen Stelle den Fluß und stiegen auf der anderen Seite die steilen Stufen empor. Jean-Pierre dachte an Jane. Wenn sein Plan Erfolg hatte und die Russen Masud töteten - wie würde sie reagieren? Daß hinter dem Anschlag ihr Mann steckte, mußte ihr klar sein. Verraten würde sie ihn jedoch nicht, dessen war er sich sicher. Würde sie ihn aber noch lieben? Er wollte sie auf keinen Fall verlieren. Seit sie beide zusammen waren, waren die tiefen Depressionen, die ihn früher regelmäßig heimgesucht hatten, seltener geworden. Janes Liebe gab ihm das Gefühl, daß bei ihm alles in Ordnung war, und dieses Gefühl brauchte er. Aber er brauchte auch den Erfolg als Spion. Wahrscheinlich, dachte er, will ich diesen Erfolg noch mehr als das Glück, und deshalb liegt mir so viel an Masuds Tod - selbst auf die Gefahr hin, daß ich Jane dadurch verliere. Zu dritt beschritten sie jetzt den Pfad, der nach Südwesten führte, das laute Rauschen des Flusses in den Ohren. Jean-Pierre fragte: »Wie viele Tote?« »Viele«, erwiderte einer der Boten. Jean-Pierre war dergleichen gewohnt. Geduldig

fragte er: »Fünf? Zehn? Zwanzig? Vierzig?«  
»Einhundert.« Jean-Pierre glaubte ihm nicht: Skabun hatte keine hundert Einwohner. »Wie viele Verwundete?« »Zweihundert.« Das war lächerlich. Wußte der Mann es nicht besser, oder übertrieb er aus Angst, der Doktor werde umkehren, falls er zu geringe Zahlen nannte? Vielleicht erklärte sich alles damit, daß er nur bis zehn zählen konnte. »Welche Art von Wunden?« fragte ihn Jean- Pierre. »Löcher und Schnitte und Blutungen.« Das klang eher nach Verwundungen im Kampf. Bombardements hatten Gehirnerschütterungen, Verbrennungen, Quetschungen und Frakturen durch einstürzende Gebäude zur Folge. Als Augenzeuge taugte der Mann offensichtlich nichts. Es hatte keinen Sinn, ihn weiter zu befragen. Nach etwa drei Kilometern verließen sie den Felspfad und folgten nun einem Weg, der in nördliche Richtung führte und Jean-Pierre unbekannt war. »Ist dies auch ein Weg nach Skabun?« fragte er.  
»Ja.« Es mußte sich um eine Abkürzung handeln, die ihm bislang entgangen war. Einige Minuten später sahen sie eine der kleinen Steinhütten, in denen Reisende rasten oder auch übernachten konnten. Zu Jean-Pierres Überraschung strebten die Boten auf den türenlosen Eingang zu. »Wir haben keine Zeit für eine Pause«, sagte Jean-Pierre gereizt. »Verwundete warten auf mich.« Da trat Anatoli aus der Hütte. Jean-Pierres Reaktion war ein wildes Gefühlschaos. Was für ein Zufall, Anatoli hier zu treffen! Jetzt kann ich ihm das für morgen angesetzte Treffen der Rebellenführer melden. Aber die beiden Afghanen würden den Russen gewiß töten.  
»Keine Sorge«, sagte Anatoli, der offensichtlich begriff, was in Jean-Pierres Kopf vorging.



»Das sind Soldaten der regulären afghanischen Armee. Ich habe sie geschickt, um dich zu holen.«

»Mein Gott!« Das war brillant. Keine Rede mehr von einem Bombenangriff auf Skabun - es handelte sich um eine List, die Anatoli ausgeheckt hatte, um sich mit Jean-Pierre zu treffen. »Morgen«, sagte Jean-Pierre aufgeregt, »wird etwas ungeheuer Wichtiges stattfinden -«

»Ich weiß, ich weiß — ich habe deine Botschaft erhalten. Deshalb bin ich ja hier.«

»Dann werdet ihr euch also Masud schnappen ...?« Anatoli lächelte, und Jean-Pierre sah seine tabakverfleckten Zähne. »Wir werden uns Masud schnappen. Beruhige dich nur.« Jean-Pierre spürte, daß er sich benahm wie ein aufgeregtes Kind zu Weihnachten. Mit Mühe unterdrückte er seine Freude. »Als der *malang* nicht zurückkam, dachte ich...«

»Er traf gestern in Charikar ein«, sagte Anatoli. »Weiß Gott, was ihn unterwegs aufgehalten hat. Warum hast du nicht dein Funkgerät benutzt?«

»Es ist kaputtgegangen.« Jean-Pierre verzichtete darauf, den wahren Ablauf der Geschichte und Janes Rolle dabei zu erzählen. Dazu war immer noch Zeit. »Der *malang* ist bereit, alles für mich zu tun, weil er rauschgiftsüchtig ist und ich ihn mit Heroin versorge.« Anatoli betrachtete Jean-Pierre sehr aufmerksam, und in seinen Augen spiegelte sich so etwas wie Bewunderung. »Ich bin froh, daß du auf meiner Seite stehst«, sagte er. Jean-Pierre lächelte.

»Ich möchte mehr wissen«, fuhr Anatoli fort. Er legte einen Arm um Jean-Pierres Schultern und führte ihn in die Hütte. Sie setzten sich auf den Erdboden, und der Russe zündete sich eine Zigarette an. »Woher weißt du von diesem Treffen?« Jean-Pierre berichtete ihm von

Ellis, von dessen Verwundung und von dem Gespräch zwischen Masud und Ellis, gerade als er, Jean-Pierre, im Begriff stand, dem Amerikaner eine Spritze zu geben, und er sprach auch von den Goldbarren, dem Ausbildungsprojekt und dem versprochenen Waffennachschub.

»Toll«, sagte Anatoli. »Wo befindet sich Masud jetzt?«

»Das weiß ich nicht. Aber er wird in Darg eintreffen, vielleicht schon heute, spätestens morgen.«

»Wie kannst du das wissen?«

»Er war es ja, der zu dem Treffen aufgerufen hat - und da wird er mit Sicherheit zur Stelle sein.« Anatoli nickte.

»Gib mir eine Beschreibung des CIA-Mannes.«

»Knapp einsachtzig groß, Gewicht rund hundertfünfzig Pfund, blondes Haar und blaue Augen, vierunddreißig Jahre alt, wirkt aber etwas älter, Collegebildung.«

»Das werden wir mal in den Computer geben.« Anatoli stand auf und ging nach draußen. Jean-Pierre folgte ihm. Der Russe holte ein kleines Funkgerät aus der Tasche, zog die Antenne heraus, drückte auf eine Taste und begann leise auf russisch hineinzusprechen. Dann blickte er zu Jean- Pierre. »Mein Freund, du hast deinen Auftrag erfolgreich ausgeführt«, sagte er. Ja, dachte Jean-Pierre, es ist wahr, *erfolgreich!* Er fragte: »Wann werdet ihr zuschlagen?«

»Morgen natürlich.« Morgen. Jean-Pierre empfand einen wilden Triumph. *Morgen*. Die anderen sahen zum Himmel auf. Jean-Pierre folgte ihren Blicken und machte einen rasch näher kommenden Hubschrauber aus, wahrscheinlich per Funk von Anatoli herbeibeordert. Der Russe verzichtete auf die üblichen Vorsichtsmaßnahmen: Das Spiel war fast vorüber, und wegen der knappen Zeit blieb ihm wohl auch gar keine Wahl - jetzt galt es,

schnell und entschlossen zu handeln. Die Maschine landete, nicht ohne Mühe, auf einem kleinen Flecken ebener Erde, rund hundert Meter von den Männern entfernt. Sie gingen auf den Helikopter zu. Unwillkürlich fragte Jean-Pierre, was er nach dem Abflug tun sollte. Nach Skaburi brauchte er nun nicht zu gehen. Andererseits konnte er aber auch nicht sofort nach Banda zurückkehren, weil dann allzu offenkundig gewesen wäre, daß er weder in Skabun noch sonst wo Bombenopfer hatte behandeln müssen. Er beschloß, ein paar Stunden in der Steinhütte zu warten, bevor er den Rückweg antrat. Er streckte die Hand aus, um sich mit einem Händedruck von Anatoli zu verabschieden.

»*Au revoir.*« Der Russe beachtete die ausgestreckte Hand nicht. »Steig ein.«

»Was?«

»Klettere in den Hubschrauber.« Jean-Pierre war wie vor den Kopf geschlagen. »Warum?«

»Du kommst mit uns.«

»Wohin? Nach Bagram? Auf russisches Territorium?«

»Ja.«

»Aber ich kann doch nicht -«

»Jetzt hör mir mal genau zu«, sagte Anatoli geduldig.

»Erstens ist deine Arbeit beendet. Du hast deinen Auftrag in Afghanistan ausgeführt. Du hast dein Ziel erreicht. Morgen werden wir Masud gefangennehmen. Du kannst nach Hause reisen. Zweitens bist du jetzt ein Sicherheitsrisiko. Du weißt, was wir für morgen planen, und deshalb darfst du aus Geheimhaltungsgründen nicht im Rebellengebiet bleiben.«

»Aber ich würde doch niemandem etwas davon sagen!«

»Und wenn man dich foltert? Oder deine Frau, vor deinen Augen? Oder wenn man damit droht, dein

Töchterchen vor den Augen deiner Frau buchstäblich in Stücke zu reißen?»

»Aber was wird mit ihnen, wenn ich mit euch mitfliege?»

»Bei der Aktion morgen kümmern wir uns um sie. Wir bringen sie dann zu dir.«

»Ich kann's einfach nicht glauben.« Jean-Pierre wußte, daß Anatoli Recht hatte, dennoch war die Vorstellung, nicht mehr nach Banda zurückzukehren, so überraschend, daß er kaum einen klaren Gedanken fassen konnte. Würden Jane und Chantal sicher sein? Würden die Russen sich wirklich um sie kümmern?

»Steig ein«, wiederholte Anatoli. Die beiden afghanischen Boten hatten Jean-Pierre in die Mitte genommen, und jetzt endlich begriff er, daß ihm gar keine Wahl blieb: Falls er sich weigerte, würden sie ihn zwingen. Er kletterte in den Hubschrauber. Anatoli und die Afghanen folgten, und der Helikopter hob ab. Zum ersten Mal erblickte Jean-Pierre das Fünf-Löwen-Tal aus der Vogelperspektive. Der weiße Fluß, der durch das dunkle Land mäanderte, erinnerte ihn an die von einer Messerwunde stammende Narbe auf der braunen Stirn von Schahazai Gul, dem Bruder der Hebamme. Er sah Banda und die schachbrettartig angelegten gelben und grünen Felder. Aufmerksam musterte er den Hang, an dem sich die Höhlen befanden, konnte jedoch keinerlei Anzeichen von Leben entdecken: Die Dorfbewohner hatten ihr Versteck gut gewählt. Der Hubschrauber stieg noch höher, änderte den Kurs; Jean-Pierre konnte Banda nicht mehr sehen. Er hielt Ausschau nach anderen vertrauten Formationen. Ein Jahr meines Lebens habe ich dort verbracht, dachte er, und ich werde es niemals wiedersehen. Er entdeckte das Dorf Darg mit seiner zerstörten Moschee. Dieses Tal, ging es ihm durch den

Kopf, wird schon morgen die Gedenkstätte für eine gescheiterte Rebellion sein. Und das ist mein Werk.

## 11

ALS FARA ERFUHR, daß Jane und Jean-Pierre mit dem nächsten Konvoi abreisen würden, weinte sie einen ganzen Tag. Sie hatte eine starke Anhänglichkeit an Jane und eine große Zuneigung zu Chantal entwickelt. Jane fühlte sich geschmeichelt, aber es war ihr auch peinlich: Mitunter hatte es den Anschein, als ob Fara Jane ihrer eigenen Mutter vorzog. Aber dann schien sich Fara doch abzufinden mit dem Gedanken, daß Jane fortgehen würde, und am nächsten Tag war sie wieder sie selbst, willig wie stets, aber nicht mehr so traurig. Was Jane betraf, so erfüllte der Gedanke an den ersten Teil der Heimreise sie mit einer gewissen nervösen Spannung. Vom Tal zum Khaiber-Paß war es ein etwa 250 Kilometer langer Treck. Bei der Herreise hatte der Konvoi vierzehn Tage dafür gebraucht, und Jane erinnerte sich noch gut an die Blasen an den Füßen, an den Durchfall und an alle möglichen Schmerzen und Wehwehchen. Jetzt auf der Rückreise würde sie ein zwei Monate altes Baby tragen müssen. Die Tatsache, daß man Pferde mitführte, war ein geringer Trost, denn über den größten Teil der Strecke würden sie vermutlich gar nicht reiten können; die Konvois benutzten meist die schmalsten und steilsten Gebirgspfade, und das oftmals nachts. Aus Baumwollstoff machte sie eine Art Minihängematte, deren eines Ende sie sich um den Hals schlingen konnte: eine Trage für Chantal. Jean-Pierre seinerseits würde sich mit allem abschleppen müssen, was sie tagsüber brauchten, denn dies war eine der

Erfahrungen, die Jane auf der Herreise gemacht hatte: Menschen und Pferde bewegten sich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit voran — bergauf waren die Pferde schneller als die Menschen, bergab waren sie langsamer, so daß man oft für längere Zeit von seinem Gepäck getrennt war. Was würden sie alles für die Reise brauchen? Diese Frage beschäftigte Jane an dem Nachmittag, an dem Jean-Pierre sich in Skabun befand. Natürlich eine Tasche mit den notwendigsten Medikamenten etc. - darum würde sich Jean-Pierre kümmern. Außerdem brauchten sie Proviant. Auf der Herreise hatten sie eine Menge reichhaltiger Sachen bei sich gehabt, Schokolade, Suppenkonzentrate, anderes mehr. Jetzt würden sie nur haben, was sich im Tal finden ließ: Reis, getrocknete Früchte, Käse, hartes Brot - und was immer sie unterwegs kaufen konnten. Nur gut, daß sie sich um Chantals Ernährung keine Gedanken zu machen brauchten. Allerdings gab es andere Probleme mit dem Baby. Die Mütter verwendeten hier keine Windeln. Sie ließen den Po des Babys unbedeckt und wuschen das Tuch, auf dem es lag. Jane fand, daß diese Methode weit gesünder war als die westliche, doch für die Reise taugte sie nichts. Jane hatte aus Handtüchern drei provisorische Windeln gemacht und dazu aus den Plastikhüllen für Jean-Pierres Medikamentenvorrat ein wasserdichtes Unterhöschen. Jeden Abend würde sie eine Windel waschen müssen - in kaltem Wasser natürlich — und versuchen, sie über Nacht zu trocknen. Für den Fall, daß sie nicht trocknete, war die Ersatzwindel da. Waren beide feucht, würde Chantal wund werden. Aber daran starb bestimmt kein Baby, beschwichtigte sie sich. Natürlich würde der Konvoi keine Rast einlegen, damit die Bedürfnisse eines Babys befriedigt werden konnten:

Schlaf, Stillen, Windeln wechseln. Also mußte Chantal gestillt werden und schlafen, während der Konvoi in Bewegung war; und die Windeln mußte Jane wechseln, wann immer sich die Gelegenheit dazu bot. In mancher Hinsicht war Jane zäher als vor einem Jahr. Die Haut an ihren Füßen war hart, und ihr Magen verkraftete viele der Erreger, die es hier gab. Ihre Beine, die ihr bei der Herreise so wehgetan hatten, waren jetzt daran gewöhnt, viele Kilometer zurückzulegen. Doch schien die Schwangerschaft sie anfällig gemacht zu haben für Rückenschmerzen, und sie fragte sich besorgt, wie das wohl werden würde, wenn sie den ganzen Tag lang das Baby trug. Ansonsten hatte sich ihr Körper von den Strapazen der Geburt offenbar gut erholt. Sie hatte das Gefühl, auch wieder körperlich lieben zu können, obwohl sie Jean-Pierre noch nichts davon gesagt hatte - warum, wußte sie nicht recht. Seinerzeit, nach der Ankunft, hatte sie mit ihrer Polaroid-Kamera viele Aufnahmen gemacht. Die Kamera würde sie zurücklassen - es war eine billige -, aber natürlich wollte sie die meisten Bilder mitnehmen. Sie sah die Fotos durch. Welche sollte sie wegwerfen? Sie hatte die meisten Dorfbewohner fotografiert. Hier waren die Guerillas, Mohammed und Alishan und Kahmir und Matullah, die lächerlich heroische Posen einnahmen und wild dreinblickten. Hier waren die Frauen, die üppige Zahara, die runzlige alte Rabia und die dunkeläugige Halima, alle drei wie Schulmädchen kichernd. Hier waren die Kinder: Mohammeds drei Töchter, sein Sohn Mousa; Zaharas winzige Orgelpfeifen, zwei, drei, vier und fünf Jahre alt; und die vier Kinder des Mullahs. Sie konnte kein einziges Bild wegwerfen: Sie mußte sie alle mitnehmen. Sie packte Kleidungsstücke in eine Tasche, während Fara den

Fußboden fegte und Chantal nebenan schlief. Sie waren früh von den Höhlen zurückgekommen, um an die Arbeit zu gehen. Zu packen gab es allerdings nicht viel: außer Chantals Windeln nur noch ein paar Schlüpfers für Jane und eine Unterhose für Jean-Pierre, dazu für jeden ein paar Socken. An Oberbekleidung mußten sie mit dem auskommen, was sie am Leibe hatten. Chantal besaß überhaupt keine Kleidung - sie war entweder in eine Art Schal eingewickelt oder blieb nackt. Jane und Jean-Pierre würden sich für die ganze Reise mit je einer Hose, einem Hemd, einem Halstuch und einer Decke *vompattu-Typ* begnügen müssen, und das ganze Zeug würden sie dann vermutlich in einem Hotel in Peschawar verbrennen - zur Feier ihrer Rückkehr in die Zivilisation. Dieser Gedanke würde ihr Kraft geben für die Reise. Vage erinnerte sie sich daran, daß sie das Dean's Hotel in Peschawar primitiv gefunden hatte, doch es fiel ihr schwer, sich zurückzurufen, was sie daran eigentlich auszusetzen gehabt hatte. War es denn *möglich*, daß sie sich über die zu laute Klimaanlage beklagt hatte? Es gab dort doch Duschen, Herrgott noch mal!

»Zivilisation«, sagte sie laut, und Fara blickte sie fragend an. Jane lächelte und sagte in der Dari-Sprache: »Ich bin glücklich, weil ich in die große Stadt zurückkehre.«

»Ich mag die große Stadt«, sagte Fara. »Ich war einmal in Rokha.« Sie fuhr mit dem Fegen fort. »Mein Bruder ist nach Jalalabad gegangen«, fügte sie mit neidischem Unterton hinzu.

»Wann wird er zurückkommen?« fragte Jane, doch Fara antwortete nicht, sondern verharrte in verlegenen Schweigen. Gleich darauf begriff Jane auch den Grund: Vom Hof her klangen die Schritte und das Pfeifen eines Mannes. Dann klopfte es an die Tür, und Ellis Thalers



Stimme fragte: »Jemand zu Hause?« »Herein«, rief Jane. Er trat ein, humpelnd. Obwohl sie keinerlei romantische Gefühle mehr für ihn empfand, war sie doch wegen seiner Verwundung besorgt gewesen. Offenbar hatte er sich in Astana genügend erholt, um wieder zurückzukehren, heute vermutlich.

»Wie fühlst du dich?« fragte sie.

»Idiotisch«, sagte er mit einem gequälten Lächeln. »Ist schon peinlich, gerade *da* was abzubekommen.«

»Wenn Peinlichkeit das einzige ist, was du fühlst, muß es dir ein ganzes Stück besser gehen.« Er nickte. »Ist der Doktor da?«

»Er ist nach Skabun«, sagte Jane. »Dort hat's einen schlimmen Bombenangriff gegeben, und man hat ihn geholt. Kann ich irgendwas für dich tun?«

»Ich wollte ihm nur sagen, daß ich soweit wieder auf dem Damm bin.«

»Er wird heute Abend oder morgen früh wieder hier sein.« Sie betrachtete Ellis genauer: Mit seiner blonden Haarmähne und dem krausen Goldbart sah er aus wie ein Löwe.

»Warum schneidest du dir nicht das Haar?«

»Die Guerillas meinten, ich sollte es wachsen lassen und mich auch nicht rasieren.«

»Das sagen sie immer. Weil sie denken, daß Westler dann weniger auffallen. Aber bei dir hat das genau die entgegengesetzte Wirkung.«

»In diesem Land werde ich immer auffallen, ob nun mit kurzem oder langem Haar.«

»Da hast du recht.« Es wurde ihr bewußt, daß sie und Ellis zum ersten Mal ohne Jean- Pierre zusammen waren. Unwillkürlich hatten beide den lockeren Gesprächston angeschlagen, den sie von früher gewohnt waren. Es fiel

ihr schwer, sich zu erinnern, wie ungeheuer zornig sie auf ihn gewesen war. Er warf einen neugierigen Blick auf die gepackten Sachen. »Wofür denn das?«

»Für die Heimreise.«

»Wie werdet ihr reisen?«

»Mit einem Konvoi, so wie wir gekommen sind.«

»Die Russen haben in den letzten paar Tagen eine Menge Territorium eingenommen«, sagte er. »Wußtest du das nicht?« Jane fühlte, wie es ihr kalt über den Rücken lief.

»Was sagst du da?«

»Die Russen haben ihre Sommeroffensive gestartet. Dabei sind sie weit in Gelände vorgestoßen, durch das normalerweise die Konvois ziehen.«

»Willst du damit sagen, daß die Route nach Pakistan blockiert ist?«

»Die *reguläre* Route ist blockiert. Es mag andere Routen geben -« Jane sah ihren Traum von der Heimkehr schwinden. »Niemand hat mich darüber *informiert*.« sagte sie zornig.

»Wahrscheinlich hat Jean-Pierre nichts davon gewußt. Ich bin viel mit Masud zusammengewesen und daher auf dem laufenden.«

»Ja«, sagte Jane, ohne ihn anzusehen. Vielleicht wußte Jean-Pierre wirklich nichts davon. Vielleicht aber hatte er ihr nichts davon gesagt, weil er überhaupt nicht nach Europa zurückwollte. Wie auch immer: sie dachte nicht daran, die Situation einfach hinzunehmen. Als erstes würde sie sich vergewissern, ob Ellis recht hatte. Dann würde sie nach Möglichkeiten suchen, das Problem zu lösen. Sie ging zu Jean-Pierres Truhe und nahm seine amerikanischen Landkarten von Afghanistan heraus. Sie waren eingerollt und wurden von einem Gummiband zusammengehalten. Ungeduldig riß sie es ab und ließ die

Karten auf den Boden fallen. Wie von fern kam ein verquerer Gedanke: Dies ist vielleicht das einzige Gummiband in einem Umkreis von hundert Kilometern. Nimm dich zusammen! befahl sie sich. Sie kniete nieder und suchte in den Karten, die einen sehr großen Maßstab hatten, so daß sie mehrere aneinanderfügen mußte für das gesamte Gebiet vom Fünf-Löwen-Tal bis zum Khaiber-Paß. Ellis blickte ihr über die Schulter. »Das sind ja ausgezeichnete Karten!« sagte er. »Wo hast du die her?« »Jean-Pierre hat sie von Paris mitgebracht.« »Sie sind besser als das, was Masud hat.«

»Ich weiß. Mohammed benutzt diese Karten immer, wenn er Konvois plant. So. Zeig mir, wie weit die Russen vorgestoßen sind.« Ellis kniete neben ihr auf dem Teppich nieder und zog mit dem Finger einen Strich quer über die Karte. Jane begann wieder Hoffnung zu schöpfen. »Das sieht mir aber nicht so aus, als ob der Khaiber-Paß abgeschnitten wäre«, sagte sie. »Warum können wir nicht diesen Weg nehmen?« Sie zog eine Linie über die Karte, fast unmittelbar nördlich der russischen Front.

»Ich weiß nicht, ob das eine mögliche Route ist«, sagte Ellis. »Das Gelände dort mag unpassierbar sein - da mußt du die Guerillas fragen. Außerdem sind Masuds Informationen mindestens ein oder zwei Tage alt, und die Russen stoßen immer noch weiter vor. Es kann sein, daß ein Tal oder ein Paß heute noch offen ist, aber morgen schon nicht mehr.«

»Verdammt!« Daß sie aufsteckte, kam überhaupt nicht in Frage. Sie beugte sich über die Karte und studierte aufmerksam das Grenzgebiet. »Sieh doch, der Khaiber-Paß ist nicht der einzige Weg nach drüben.«

»Entlang der Grenze verläuft ein Flußtal mit Bergen auf der afghanischen Seite. Vielleicht kann man jene anderen Pässe nur von Süden her erreichen — und das hieße durch russisch besetztes Territorium.«

»Spekulieren hat keinen Zweck«, sagte Jane. Sie schob die Karten übereinander und rollte sie zusammen. »Irgendwer muß das doch *wissen*.« »Vermutlich.« Sie stand auf. »Bestimmt gibt es mehr als nur einen Weg, um aus diesem verdammten Land hinauszugelangen«, sagte sie und klemmte sich die Landkarten unter einen Arm. Dann verließ sie das Haus, während Ellis ihr verblüfft nachsah. Inzwischen waren die Frauen und die Kinder aus den Höhlen zurückgekehrt, und im Dorf herrschte Leben. Von den Kochfeuern zog Rauch über die Hofmauern hinweg. Vor der Moschee saßen fünf Kinder im Kreis und spielten ein Spiel, das aus einem unerfindlichen Grund >Melone< genannt wurde. Es ging dabei um das Erzählen von Geschichten: Das Kind, das gerade eine Geschichte erzählte, hörte plötzlich mittendrin auf, und das nächste Kind mußte die Geschichte weiterspinnen. Eines der Kinder im Kreis war Mousa, Mohammeds Sohn, der ein gefährlich aussehendes Messer am Gürtel trug: das Geschenk seines Vaters nach dem Unfall mit der Mine. Im Augenblick war Mousa der Erzähler. Jane hörte, wie er sagte: »... und der Bär versuchte, dem Jungen die Hand abzubeißen, doch der Junge zog sein Messer ...« Sie strebte auf Mohammeds Haus zu. Möglich, daß Mohammed selbst gar nicht da war - sie hatte ihn seit längerer Zeit nicht mehr gesehen -, doch er lebte zusammen mit seinen Brüdern in der üblichen afghanischen Großfamilie, und auch sie waren Guerillas - wie alle tauglichen jungen Männer -, und falls sie zu Hause waren, konnten sie Jane

vielleicht ein paar Informationen geben. Vor dem Haus zögerte sie. Der Sitte gemäß hätte sie erst mal auf dem Hof halt machen müssen, um mit den Frauen zu sprechen, die dort das Abendessen zubereiteten; und nach ein paar höflichen Floskeln würde die älteste sich dann vielleicht bequemen, ins Haus zu gehen, um zu fragen, ob die Männer sich wohl dazu herablassen würden, mit Jane zu sprechen. In der Erinnerung hörte sie die Stimme ihrer Mutter, die zu ihr sagte:

»Benimm dich, wie's sich gehört!« Jane sagte laut: »Laß mich in Ruhe, Mutter.« Sie trat ein, ohne die Frauen auf dem Hof zu beachten, und marschierte stracks zum vorderen Raum, dem Raum für die Männer. Drei befanden sich dort: Mohammeds achtzehnjähriger Bruder Khamir Khan, ein hübscher Kerl mit einem strähnigen Bart; sein Schwager Matullah; und Mohammed selbst. Es war ungewöhnlich, so viele Guerillas zu Hause zu finden. Die drei musterten Jane überrascht.

»Gott sei mit dir, Mohammed Khan«, sagte Jane. Ohne ihm Zeit für eine Antwort zu lassen, fuhr sie fort: »Wann bist du zurückgekehrt?«

»Heute«, erwiderte er. Sie kauerte sich auf die gleiche Weise wie die Männer hin, die zu verblüfft waren, um irgendetwas zu sagen. Dann breitete sie auf dem Boden ihre Landkarten aus. Neugierig beugten sich die drei Männer vor, um einen Blick darauf zu werfen: Janes Verstoß gegen altgewohnte Sitten hatten sie schon halb vergessen.

»Schaut«, sagte sie. »Die Russen sind bis hierher vorgestoßen, stimmt's?« Sie zog die Linie nach, die Ellis ihr gezeigt hatte. Mohammed nickte.

»Die reguläre Konvoi-Route ist also blockiert.« Wieder nickte Mohammed.

»Auf welcher Route gelangt man jetzt am besten hinaus?« Alle drei blickten zweifelnd drein und schüttelten die Köpfe. Dies war normal: Wenn über Schwierigkeiten gesprochen wurde, taten sie immer sehr gewichtig. Jane glaubte den Grund dafür zu kennen - die Ortskenntnis der Leute war ihre einzige Stärke gegenüber Ausländern wie Jane. Für gewöhnlich faßte sie sich in Geduld, doch dazu war sie heute nicht aufgelegt. »Warum nicht über diesen Weg?« fragte sie mit Nachdruck und zeichnete mit dem Finger eine Linie parallel zur russischen Front.

»Zu dicht bei den Russen«, sagte Mohammed.

»Na, dann hier.« Ihr Finger zeigte, sorgfältiger jetzt, eine Route, die den Konturen der Landschaft folgte.

»Nein«, sagte er wieder.

»Warum nicht?«

»Hier -« Er deutete auf eine Stelle zwischen zwei Tälern, wo Janes Finger leichthin über eine Gebirgskette geglitten war. »Hier gibt es keinen Sattel.« Ein Sattel war ein Paß. Jane zog eine weiter nördlich verlaufende Route.

»Hier vielleicht.« »Noch schlechter.«

»Aber es muß doch irgendeine Route hinaus geben!« rief Jane. Sie hatte das Gefühl, daß die Männer ihre Enttäuschung und Ratlosigkeit genossen. So entschloß sie sich zu einer kleinen Provokation. »Ist dieses Land ein Haus mit nur einer Tür und jetzt vom Rest der Welt abgeschnitten, weil der Khaiber-Paß blockiert ist?« Der Ausdruck das *Haus mit einer Tür* war ein Hüllwort für den Abort. »Natürlich nicht«, sagte Mohammed steif. »Im Sommer ist da die Butterfährte.« »Zeig sie mir!« Mohammeds Finger zeichnete eine komplizierte Route nach. Sie begann unmittelbar östlich des Tals, führte dann über eine Reihe hochgelegener Pässe und

ausgetrockneter Flüsse, bog nordwärts in den Himalaya und überquerte schließlich die Grenze nahe dem Zugang zum unbewohnten Waikhan-Korridor, bevor sie in südöstlicher Richtung der pakistanischen Stadt Chitral entgegenstrebte. »Auf diesem Weg bringen die Leute aus Nuristan ihre Butter, ihren Joghurt und ihren Käse zum Markt in Pakistan.« Er lächelte und faßte sich an die rote Kappe, die er auf dem Kopf trug. »Dort bekommen wir diese Dinger.« Jane erinnerte sich, daß man sie Chitrali-Kappen nannte. »Gut«, sagte sie. »Dann werden wir auf diesem Weg zurückreisen.« Mohammed schüttelte den Kopf. »Das könnt ihr nicht.«

»Und warum nicht?« Khamir und Matullah lächelten wissend. Jane ignorierte sie. Nach einem Augenblick sagte Mohammed: »Das erste Problem ist die Höhe. Diese Route verläuft oberhalb der Eisgrenze. Das bedeutet, daß der Schnee niemals schmilzt und es kein fließendes Wasser gibt, nicht einmal im Sommer. Das zweite sind die Berge. Sie sind sehr steil und die Pfade schmal und gefährlich. Es ist schwer, den richtigen Weg zu finden: Selbst einheimische Führer verirren sich. Aber das schlimmste Problem von allen sind die Leute. Die Region heißt Nuristan, früher hieß sie jedoch Kafiristan, weil die Menschen dort Ungläubige waren und Wein tranken. Jetzt sind sie zwar Anhänger des wahren Glaubens, aber sie betrügen und berauben die Reisenden noch immer, und manchmal ermorden sie sie sogar. Diese Route taugt nicht für Europäer, ist unmöglich für Frauen. Nur die jüngsten und stärksten Männer können sie benutzen - selbst dann werden viele Reisende getötet.«

»Werdet ihr Konvois über die Route schicken?«

»Nein. Wir werden warten, bis die südlichste Route wieder offen ist.« Sie betrachtete aufmerksam sein hübsches Gesicht. Er übertrieb nicht, das war ihm anzumerken: Er nannte nur die nüchternen Fakten. Sie schob ihre Karten zusammen und stand auf. Die Enttäuschung war ein bitterer Stachel. Von Heimkehr konnte auf unabsehbare Zeit keine Rede sein. Plötzlich erschienen ihr die Strapazen des Lebens hier im Tal unerträglich, und ihr war zum Heulen zumute. Sie rollte die Karten zusammen und zwang sich, höflich zu sein. »Du warst lange fort«, sagte sie zu Mohammed.

»Ich war in Faisabad.«

»Eine weite Reise.« Faisabad war eine große Stadt im fernen Norden. Dort war die Widerstandsbewegung sehr stark: Die Armee hatte gemeutert, und es war den Russen bisher nicht gelungen, die Kontrolle zurückzugewinnen.

»Bist du nicht müde?« Ihre Frage war eine bloße Floskel. Und Mohammed entgegnete: »Ich lebe noch!« Sie klemmte sich die zusammengerollten Landkarten unter die Achsel und ging hinaus. Die Frauen auf dem Hof musterten sie ängstlich, als sie an ihnen vorbeiging. Sie nickte Halima zu, Mohammeds dunkeläugiger Frau, und erhielt als Antwort ein nervöses Halblächeln. Die Guerillas reisten in der letzten Zeit sehr viel. Mohammed war in Faisabad gewesen, Faras Bruder in Jalalabad ... Jane erinnerte sich, daß eine ihrer Patientinnen, eine Frau aus Dascht-i-Rewat, erzählt hatte, ihr Mann sei nach Pagman, in der Nähe von Kabul, geschickt worden. Und Zaharas Schwager Jussuf Gul, der Bruder ihres toten Mannes, hatte sogar zum Logar-Tal reisen müssen, jenseits von Kabul. Alle vier Regionen waren Bollwerke der Rebellen. Irgendetwas war da im Gange. Für den Augenblick vergaß Jane ihre Enttäuschung: Sie grübelte



darüber nach, was es mit alldem auf sich haben mochte. Masud hatte Boten zu vielen - vielleicht sogar zu allen — anderen Führern des Widerstands geschickt. War es Zufall, daß dies so bald nach Ellis' Ankunft im Tal geschah? Welcher Auftrag mochte Ellis wirklich hierhergeführt haben? Vielleicht kollaborierten die USA mit Masud bei der Organisation einer konzertierten Offensive. Wenn alle Rebellen vereint handelten, konnten sie wirklich etwas erreichen - wahrscheinlich sogar die zeitweilige Einnahme Kabuls. Jane betrat ihr Haus und legte die Landkarten in die Truhe zurück. Chantal schlief noch. Fara bereitete die Speisen fürs Abendessen: Brot, Joghurt und Äpfel. Jane fragte:

»Warum ist dein Bruder nach Jalalabad gereist?« »Er wurde geschickt«, erwiderte Fara, und ihr Tonfall verriet, daß es sich für sie um etwas Selbstverständliches handelte.

»Wer hat ihn geschickt?« »Masud.«

»Und warum?« «'

»Das weiß ich nicht.« Fara war offensichtlich erstaunt, daß Jane eine solche Frage stellte: Wer konnte so töricht sein zu glauben, ein Mann werde seiner Schwester den Grund für seine Reise nennen?

»Hatte er dort etwas zu tun, oder hat er eine Botschaft überbracht, oder was?«

»Das weiß ich nicht«, wiederholte Fara. Sie wirkte jetzt ein wenig ängstlich.

»Schon gut«, sagte Jane mit einem Lächeln. Von allen Frauen im Dorf war Fara wahrscheinlich diejenige, die am wenigsten wußte. Und welche würde über die Vorgänge am besten im Bilde sein? Zahara natürlich. Jane nahm ein Handtuch und machte sich auf in Richtung Fluß. Zahara war nicht mehr in Trauer um ihren Mann,

doch von ihrem ungestümen Temperament hatte sie viel verloren. Jane fragte sich, wie bald sie sich wieder verheiraten mochte. Zahara und Ahmed waren von allen afghanischen Paaren, die Jane kennengelernt hatte, die einzigen gewesen, die einander wirklich zu lieben schienen. Allerdings war Zahara eine ungemein sinnliche Frau, die Mühe haben würde, lange ohne Mann zu leben. Ahmeds jüngerer Bruder Jussuf, der Sänger, wohnte im selben Haus wie Zahara und war mit achtzehn Jahren noch immer unverheiratet; die Frauen im Dorf meinten, Jussuf werde wohl Zahara heiraten. Brüder lebten hier stets zusammen, Schwestern hingegen wurden immer getrennt. Die Frau mußte mit ihrem Mann im Haus seiner Eltern wohnen. Dies war nur ein Beispiel dafür, wie die Männer in diesem Land die Frauen unterdrückten. Mit raschen Schritten folgte Jane dem Pfad durch die Felsen. Ein paar Männer arbeiteten im Abendlicht. Die Ernte näherte sich dem Ende. Bald würde es zu spät sein, die Butterfährte zu benutzen, dachte Jane und erinnerte sich an Mohammeds Warnung, daß sie nur im Sommer passierbar sei. Sie erreichte das Uferstück für die Frauen. Etwa zehn Frauen badeten im Fluß in Ausbuchtungen im Ufer. Zahara war, wie gewöhnlich, die Keckste. Sie war mitten im Fluß und planschte wild, ohne jedoch - wie früher - zu lachen und zu scherzen. Jane ließ ihr Handtuch fallen und watete ins Wasser. Sie beschloß, bei Zahara ein wenig direkter vorzugehen als bei Fara. Zahara würde sich wohl kaum täuschen lassen, doch wollte Jane versuchen, den Anschein zu erwecken, daß ihre Fragen der üblichen Klatschsucht entsprangen und keinen besonderen Grund hatten. Sie verkniff es sich, Zahara sofort anzusprechen. Als die anderen Frauen wieder ans Ufer wateten, wartete Jane noch ein oder zwei

Minuten. Dann folgte sie ihnen und trocknete sich schweigend ab. Erst als Zahara und ein paar andere Frauen zum Dorf zurückzuschlendern begannen, fing Jane an zu sprechen.

»Wann wird Jussuf wieder hier sein?« fragte sie *Zahara*.

»Heute oder morgen. Er ist zum Logar-Tal.« »Ich weiß. Ist er allein gereist?«

»Ja - aber er hat gesagt, daß er vielleicht jemanden mitbringen wird.« »Wen?« *Zahara* zuckte mit den Achseln. »Vielleicht eine Frau für sich.« Für einen Augenblick war Jane irritiert. *Zahara* gab sich den Anschein völliger Gleichgültigkeit. Das bedeutete, daß sie sich Sorgen machte: Sie wollte nicht, daß Jussuf eine Frau mitbrachte. Der Dorfklatsch schien in diesem Punkt zu stimmen. Jane hoffte es, denn *Zahara* brauchte unbedingt einen Mann. »Ich glaube nicht, daß er dorthin gereist ist, um eine Frau zu holen.« »Warum?«

»Irgendetwas Wichtiges ist im Gange. Masud hat viele Boten ausgeschickt. Die können sich nicht alle eine Frau holen wollen.« *Zahara* gab sich noch immer den Anschein der Gleichgültigkeit, doch Jane merkte ihr die Erleichterung an. Was für eine besondere Bedeutung konnte es haben, fragte sie sich, daß Jussuf zum Logar-Tal gereist war, um von dort jemanden zu holen? Während sie sich dem Dorf näherten, wurde es dunkel. Von der Moschee her erklang eine Art Sprechgesang, der etwas Unheimliches hatte: Die blutrünstigsten Männer der Erde beim Gebet. Es erinnerte Jane immer an Josef, einen jungen russischen Soldaten, der den Absturz eines Hubschraubers auf der anderen Seite des Berges überlebt hatte. Ein paar Frauen brachten ihn zum Krämerhaus - das war im Winter gewesen, bevor sie die Klinik in die Höhle verlegt hatten -, und Jean-Pierre behandelte Josefs

Wunden, während man einen Boten zu Masud schickte: Was sollte mit dem Russen geschehen? Wie Masuds Antwort gelaute hatte, erfuhr Jane dann eines Abends, als Alischan Karim in den vorderen Raum des Krämerhauses trat, wo der bandagierte Josef lag. Der Afghane hielt dem Russen die Mündung seines Gewehrs ans Ohr, und der Schuß riß dem jungen Soldaten praktisch den Kopf ab. Das war um die gleiche Tageszeit passiert, und der Singsang betender Männer tönte durch die Luft, während Jane das Blut von der Wand abwusch und das Gehirn des jungen Russen vom Boden aufwischte. Die Frauen ließen den letzten Teil des Pfads vom Fluß hinter sich, blieben dann vor der Moschee stehen und wechselten noch ein paar Worte, bevor jede ihrem Haus zustrebte. Jane warf einen Blick in die Moschee. Die Männer knieten im Gebet mit Abdullah, dem Mullah, als Vorbeter. Ihre Waffen, das übliche Durcheinander aus uralten Gewehren und modernen Maschinenpistolen, lagen in einer Ecke auf einem Haufen. Gleich darauf waren die Gebete zu Ende, und als sich die Männer erhoben, sah Jane, daß sich unter ihnen eine Anzahl Fremder befand. Sie fragte Zahara: »Wer sind die?«

»Nach ihren Turbanen müssen sie aus dem Pich-Tal und Jalalabad stammen«, erwiderte Zahara. »Es sind Paschtunen - eigentlich unsere Feinde. Warum sind sie hier?« Während sie noch sprach, löste sich ein hochgewachsener Mann mit einer Augenklappe aus der Menge. »Das muß Jahan Kamil sein — Masuds großer Feind!«

»Aber dort ist Masud und spricht mit ihm«, sagte Jane und fügte auf englisch hinzu:

»Just fancy that!« Zahara imitierte sie. »Jass fencey het!« Es war das erste Mal seit dem Tod ihres Mannes, daß Zahara einen Scherz machte. Ein gutes Zeichen: *Zahara* schien auf dem besten Weg, wieder sie selbst zu werden. Die Männer traten heraus, und außer Jane eilten alle Frauen davon. Sie hatte das Gefühl, allmählich zu begreifen, was da vor sich ging, und sie wollte sehen, ob sich ihre Annahme bestätigte. Als Mohammed herauskam, trat sie auf ihn zu und sagte zu ihm auf französisch: »Ich vergaß, dich zu fragen, ob deine Reise nach Faisabad erfolgreich war.«

»Das war sie«, erwiderte er, ohne auch nur für einen Augenblick stehenzubleiben: Er wollte nicht, daß seine Kameraden oder die Paschtunen bemerkten, daß er die Fragen einer Frau beantwortete. Jane blieb hartnäckig an seiner Seite, während er in Richtung seines Hauses schritt. »So ist also der Befehlshaber von Faisabad hier?« »Ja.« Janes Vermutung erwies sich als richtig: Masud hatte alle Rebellenführer hierher eingeladen. »Was hältst du von dieser Idee?« fragte sie ihn im Versuch, Einzelheiten zu erfahren. Mohammeds Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. Wie stets, wenn ihn ein Gespräch interessierte, legte er seine hochmütige Haltung ab. »Alles hängt von dem ab, was Ellis morgen tun wird«, sagte er. »Macht er auf sie den Eindruck eines Mannes von Ehre und gewinnt er ihre Achtung, so werden sie wohl seinem Plan zustimmen.«

»Und hältst du diesen Plan für gut?«

»Zweifellos wäre es eine gute Sache, wenn sich der Widerstand vereinen und von den Vereinigten Staaten Waffen erhalten würde.« Das war es also! Amerikanische Waffen für die Rebellen, vorausgesetzt, sie vereinten sich im Kampf gegen die Russen, statt sich die halbe Zeit

gegenseitig zu befehlen. Sie erreichten Mohammeds Haus, und Jane bog in Richtung des Krämerladens ab. Ihre Brüste fühlten sich voll an: Es war Zeit, Chantal zu stillen. Die rechte Brust fühlte sich ein wenig schwerer an, weil sie beim letzten Mal mit der linken angefangen hatte, und Chantal leerte die erste Brust immer sehr gründlich. Jane trat in ihr Haus ein und ging zum Schlafzimmer. Chantal lag auf einem gefalteten Handtuch in ihrer >Wiege<, einem um die Hälfte verkleinerten Pappkarton. In der warmen Luft des afghanischen Sommers brauchte sie keine Kleidung. Nachtsüber war sie mit nur einem Tuch bedeckt. Die Widerstandskämpfer und der Krieg, Ellis und Mohammed und Masud, all das schrumpfte zur Unwesentlichkeit, während Jane ihr Baby betrachtete. Sie hatte immer gedacht, Säuglinge seien häßlich, doch Chantal erschien ihr sehr hübsch. Die Kleine bewegte sich jetzt und öffnete den Mund und schrie. Sofort trat aus Janes rechter Brustwarze Milch hervor, und ein warmer, feuchter Fleck bildete sich auf ihrem Hemd. Sie knöpfte es auf und hob Chantal hoch. Jean-Pierre hatte ihr geraten, sie solle sich die Brüste vor dem Stillen mit medizinischem Alkohol abwaschen, doch das tat sie nie, weil sie wußte, daß Chantal den Geschmack nicht mögen würde. Sie setzte sich auf einen Teppich, den Rücken gegen die Wand gelehnt, Chantal in der rechten Armbeuge. Das Baby schwenkte die rundlichen Ärmchen und drehte den Kopf von Seite zu Seite, mit geöffnetem Mund vergeblich suchend. Jane lenkte sie sacht zur Warze. Das zahnlose Zahnfleisch schloß sich darum, und das Baby begann heftig zu saugen. Jane zuckte unwillkürlich zusammen, einmal, zweimal; erst beim dritten Mal wurde das Saugen sanfter. Chantal streckte

das winzige, plumpe Händchen hoch und berührte die runde Seite von Janes geschwollener Brust. Der leichte Druck glich einer suchenden, ungeschickten Liebkosung. Jane fühlte, wie sich ihr Körper entspannte. Immer, wenn sie ihr Baby stillte, war sie erfüllt von einer unvorstellbaren Zärtlichkeit und Fürsorge. Außerdem hatte es zu ihrer Überraschung etwas Erotisches. Zuerst hatte sie sich dieses Gefühls geschämt; aber dann spürte sie, wie natürlich es im Grunde war, und seither genoß sie es. Sie freute sich schon darauf, Chantal bei Verwandten und Bekannten herumzuzeigen - falls die Rückkehr nach Europa jemals Wirklichkeit werden sollte. Jean-Pierres Mutter würde ihr natürlich sagen, daß sie alles falsch machte, und ihre eigene Mutter würde darauf bestehen, daß das Baby getauft wurde, während ihr Vater, durch einen alkoholischen Dunstschleier, Chantal vergöttern würde, und ihre Schwester würde stolz und vor Freude außer sich sein. Wer sonst noch? Jean-Pierres Vater war tot... Vom Hof her klang eine Stimme. »Irgend jemand zu Hause?« Es war Ellis. »Herein«, rief Jane. Sie hatte nicht das Gefühl, sich bedecken zu müssen: Ellis war kein Afghane, und außerdem war er einmal ihr Liebhaber gewesen. Er trat ein, sah, daß sie ihr Baby stillte, und blieb abrupt stehen. »Soll ich wieder gehen?« fragte er. Sie schüttelte den Kopf. »Du kennst doch meine Brüste.« »Na, ich weiß nicht«, sagte er. »Du mußt sie ausgewechselt haben.« Sie lachte. »Wenn man schwanger gewesen ist, kriegt man so Riesendinger.« Ellis hatte eine Ehe hinter sich und war Vater, das wußte sie, doch schien er das Kind oder seine Mutter niemals gesehen zu haben. Sie gehörten zu den Dingen, über die er kaum jemals sprach.

»Erinnerst du dich nicht daran, als deine Frau schwanger war?«

»Das habe ich versäumt«, sagte er in dem knappen Tonfall, den er anschluss, um Fragen abzuwürgen. »Ich war fort.« Jane fühlte sich zu entspannt, um im gleichen Ton zu antworten. Im übrigen tat er ihr leid. Sein Leben war ein ziemlicher Wirrwarr, doch lag die Schuld dafür nicht allein bei ihm; und außerdem war er für seine Sünden bestraft worden - nicht zuletzt von ihr.

»Jean-Pierre ist noch nicht zurückgekehrt«, sagte Ellis.

»Nein.« Janes Brust leerte sich, und das Saugen ließ nach. Sacht zog sie ihre Brustwarze aus Chantals Mund und hob das Baby an ihre Schulter. Dann gab sie der Kleinen leichte Klapse auf den Rücken, um ihr das Aufstoßen zu erleichtern.

»Masud würde sich gern seine Landkarten ausleihen«, sagte Ellis.

»Gern. Du weißt ja, wo sie sind.« Chantal rülpste laut.

»Braves Mädchen«, sagte Jane. Sie legte das Baby an ihre linke Brust. Nach dem Bäuerchen war der Appetit wieder da, und Chantal begann wieder zu saugen. Einem Impuls nachgebend, fragte Jane: »Warum siehst du eigentlich niemals dein Kind?« Er nahm die Landkarten aus der Truhe, schloß den Deckel und richtete sich auf.

»Das tu' ich doch«, sagte er. »Allerdings nicht oft.« Irgendwie gab es Jane einen Schock. Da habe ich fast ein halbes Jahr mit ihm gelebt, dachte sie, aber richtig gekannt habe ich ihn nie. »Ein Junge oder ein Mädchen?« »Mädchen.« »Wie alt ist sie jetzt?« »Dreizehn.«

: »Mein Gott.« Sie war ja so gut wie erwachsen. Plötzlich war Jane ungeheuer neugierig. Weshalb hatte sie ihn denn nie nach all diesen Dingen gefragt? Wahrscheinlich,



weil es sie nicht interessierte, bevor sie ein eigenes Kind bekam. »Wo lebt sie?« Er zögerte.

»Laß nur«, sagte sie. Sein Gesicht verriet ihr alles. »Du warst im Begriff, mich anzulügen.«

»Ja«, sagte er. »Aber weißt du auch, *warum* ich dich da anlügen müßte?« Sie überlegte einen Augenblick. »Hast du Angst, deine Feinde könnten dir gefährlich werden, indem sie dein Kind gefährden?« »Ja.«

»Das ist ein guter Grund.«

»Danke. Und auch danke hierfür.« Er schwenkte die Landkarte in ihre Richtung und ging hinaus. Chantal war mit der Brustwarze im Mund eingeschlafen. Jane löste sie sacht von sich und hob sie zur Schulter hoch. Chantal machte ihr Bäuerchen, ohne aufzuwachen. Das Kind ließ sich in seinem Schlaf durch nichts stören. Jane dachte an Jean-Pierre. Nun würde er also doch erst morgen kommen. Sie war sicher, daß er kein Unheil anrichten konnte. Dennoch wäre es ihr lieber gewesen, ein Auge auf ihm zu haben. Aber nun ja. Da sie ihm sein Funkgerät kaputtgemacht hatte, konnte er mit den Russen keinen Kontakt aufnehmen. Eine andere Kommunikationsmöglichkeit gab es nicht zwischen Banda und russischem Territorium. Masud konnte Botschaften mit Läufern schicken; aber Jean-Pierre hatte keine Läufer, und hätte er jemanden geschickt, so hätte das ganze Dorf davon gewußt. Die einzige Möglichkeit bestand darin, den ganzen Weg nach Rokha zu Fuß zurückzulegen, und dafür hatte er nicht genügend Zeit. Aber von diesen Überlegungen einmal abgesehen: Es war ihr zuwider, allein zu schlafen. In Europa hatte es ihr nichts ausgemacht, hier jedoch fürchtete sie die brutalen, unberechenbaren Männer, die es für normal hielten, daß ein Mann seine Frau schlägt, so wie eine Mutter ihrem

Kind einen Klaps gibt. Und Jane war in den Augen dieser Männer keine gewöhnliche Frau: Mit ihren freien Ansichten und ihrem direkten Blick und ihrer ganz und gar nicht demütigen Art war sie ein Symbol für verbotene sexuelle Genüsse. Sie hatte sich nie so verhalten, wie es, hiesigen Sitten zufolge, ihrem Geschlecht zukam, und die einzigen anderen Frauen, die sich frei und frech gaben, waren Huren. Wenn Jean-Pierre da war, streckte sie immer die Hand aus, um ihn zu berühren, bevor sie einschlief. Er seinerseits kehrte ihr im Schlaf stets den Rücken zu, in sich zusammengekrümmt, und obwohl er sich nachts viel bewegte, tastete er niemals nach Jane. Der einzige andere Mann, mit dem sie über längere Zeit hinweg das Bett geteilt hatte, war Ellis gewesen — in dieser Hinsicht das genaue Gegenteil von Jean-Pierre: Die ganze Nacht hindurch berührte und umarmte und küßte er sie, manchmal in halbwachem Zustand, nicht selten sogar im Schlaf. Und im Schlaf hatte er sogar versucht, sie zu lieben, ein wenig rauh und ungelenkt. Sie hatte kichern müssen und ihn gewähren lassen; doch schon nach wenigen Sekunden war er zur Seite gerollt und hatte zu schnarchen begonnen, und am Morgen hatte er sich an nichts erinnern können. Wie sehr unterschied er sich doch von Jean-Pierre! Ellis berührte sie mit gleichsam linkischer Zuneigung, wie ein Kind; Jean-Pierre dagegen berührte sie so, wie ein Geiger eine Stradivari handhaben mochte. Geliebt hatten die beiden Männer sie auf verschiedene Weise, getäuscht und hintergangen jedoch auf genau dieselbe Art. Chantal gurgelte. Sie war wach. Jane nahm sie auf den Schoß, und zwar verkehrt herum, so daß sie das Köpfchen des Kindes und seinen Rücken mit den etwas angezogenen Knien stützte; auf diese Weise konnten beide einander

ansehen. Jane begann zu Chantal zu sprechen, teils mit erfundenen, teils mit richtigen Wörtern. Chantal mochte das. Nach einer Weile ging Jane der Gesprächsstoff aus, und sie begann zu singen. Sie war gerade bei *Daddy's gone to London in a puff er train*, als sie von draußen durch einen Ruf unterbrochen wurde.

»Herein«, sagte sie, und zu Chantal: »Dauernd haben wir Besucher, nicht? Es ist, als wohnten wir in der Nationalgalerie!« Sie zog ihr Hemd zusammen, so daß nicht einmal die Brustansätze zu sehen waren. Mohammed trat ein. In der Dari-Sprache sagte er: »Wo ist Jean-Pierre?«

»Nach Skabun gegangen. Kann ich irgend etwas tun?«

»Wann wird er zurück sein?«

»Morgen früh, nehme ich an. Würdest du mir vielleicht sagen, um was es geht, oder hast du die Absicht, weiter so zu reden wie ein Polizist in Kabul?« Er grinste sie an. Wenn sie so respektlos mit ihm sprach, fand er sie sexy, eine Wirkung, die nicht in ihrer Absicht lag. Er sagte: »Alischan ist mit Masud angekommen. Er möchte mehr Tabletten.«

»Ah, ja.« Alischan Karim war der Bruder des Mullahs, und er litt an Angina. Natürlich wollte er deshalb nicht seine Guerilla-Aktivitäten aufgeben, weshalb Jean-Pierre ihm Trinitrin gab, das er jeweils vor einem Kampf oder besonderen Strapazen einnehmen sollte.

»Ich werde dir ein paar Tabletten geben«, sagte sie. Sie stand auf und reichte Mohammed das Baby. Mohammed nahm Chantal überrascht entgegen und machte dann ein verlegenes Gesicht. Jane lächelte ihm zu und ging in den vorderen Raum. Sie fand die Tabletten in einem Fach unter dem Ladentisch. Etwa hundert davon tat sie in einen Tablettensponder und kehrte dann ins

Wohnzimmer zurück. Chantal starrte fasziniert Mohammed an. Jane nahm das Baby und gab Mohammed die Tabletten.

»Sag Alischan, er soll sich öfter ausruhen.« Mohammed schüttelte den Kopf. »Vor mir hat er keine Angst. Sag du's ihm.« Jane lachte. Aus dem Mund eines Afghanen klang dieser Scherz geradezu feministisch. Mohammed sagte: »Warum ist Jean-Pierre denn nach Skabun gegangen?«

»Der Ort ist heute morgen bombardiert worden.«

»Das stimmt nicht.«

»Natürlich, da war ...« Jane brach plötzlich ab. Mohammed hob die Schultern. »Ich bin den ganzen Tag über mit Masud dort gewesen. Du mußt dich irren.« Sie versuchte, ihr Gesicht unter Kontrolle zu halten. »Ja. Ich muß mich verhöhrt haben.«

»Danke für die Tabletten.« Er ging hinaus. Jane ließ sich auf einen Schemel sacken. Skabun war gar nicht bombardiert worden. Jean-Pierre war gegangen, um sich mit Anatoli zu treffen. Sie begriff zwar nicht, wie er das hatte arrangieren können, doch zweifelte sie keinen Augenblick daran. Was sollte sie tun? Falls Jean-Pierre über das morgige Treffen im Bilde war und die Russen verständigen konnte, würden diese in der Lage sein, mit einem einzigen Schlag — Ja, an nur einem Tag konnten sie die gesamte Führerschaft der afghanischen Widerstandsbewegung vernichten. Sie mußte Ellis aufsuchen. Nachdem sie Chantal in einen Schal gehüllt hatte — die Luft würde jetzt ein wenig kühler sein -, verließ sie das Haus und ging zur Moschee. Ellis befand sich mit den übrigen Männern im Hof. Zusammen mit Masud und Mohammed und dem Mann mit der Augenklappe studierte er Jean-Pierres Karten. Einige

Guerillas ließen eine Huka, eine Wasserpfeife, kreisen, andere aßen. Überrascht starrten sie die Frau an, die mit dem Baby auf der Hüfte plötzlich auftauchte.

»Ellis«, sagte sie. Er drehte den Kopf. »Ich muß mit dir reden. Könntest du nach draußen kommen?« Er stand auf. Sie gingen durch den Torbogen und standen vor der Moschee. »Was ist denn?« fragte er.

»Weiß Jean-Pierre von diesem Treffen der Widerstandsführer, das du arrangiert hast?«

»Ja - als Masud und ich zum ersten Mal davon sprachen, war er dabei. Er operierte mir gerade die Kugel aus dem Hintern. Warum?« Jane fühlte sich tief entmutigt. Dies war ihre letzte Hoffnung gewesen: daß Jean-Pierre von dem Treffen nichts wußte. Jetzt blieb ihr keine Wahl. Unwillkürlich blickte sie sich um. Nein, es war niemand in der Nähe, der zuhören konnte. Außerdem wurde das Gespräch ja auf englisch geführt. »Ich muß dir etwas sagen«, erklärte sie. »Aber du mußt mir versprechen, daß ihm nichts geschehen wird.« Er starrte sie an. »Ach du Scheiße«, sagte er wild. »So ein Mist, so ein Dreck! Er arbeitet für die. Natürlich! Warum bin ich nicht selbst darauf gekommen? In Paris muß er's gewesen sein, der diese Scheißkerle zu meiner Wohnung führte! Und er hat den Russen auch Informationen über die Konvois gegeben. *Deshalb* sind so viele zusammengeschossen worden! Dieses Schwein —« Er brach ab, fuhr dann behutsamer fort: »Es muß schrecklich für dich gewesen sein.«

»Ja«, sagte sie. Plötzlich war es mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei. Tränen traten in ihre Augen, sie begann zu schluchzen. Sie schämte sich, kam sich irgendwie kindisch vor, aber sie fühlte sich auch sehr erleichtert - als sei eine große Last von ihr genommen.

Ellis legte den Arm um sie und um Chantal. »Du armes Ding«, sagte er.

»Ja«, schluchzte sie. »Es war schrecklich.«

»Seit wann weißt du es?«

»Erst seit ein paar Wochen.«

»Als du ihn geheiratet hast, wußtest du von nichts?«

»Nein.«

»Er und ich«, sagte Ellis. »Wir beide haben dir dasselbe angetan.«

»Ja.«

»Du hast dich mit den falschen Leuten eingelassen.«

»Ja.« Sie vergrub ihr Gesicht in seinem Hemd und ließ den Tränen freien Lauf, weinte über die Lügen, über den Betrug, über die verschwendete Zeit und die vergeudete Liebe. Auch Chantal weinte. Ellis hielt Jane eng umschlungen und strich ihr übers Haar, bis sich ihr Zittern legte und sie ruhiger wurde. Sie wischte sich die Nase an ihrem Ärmel ab. »Ich habe sein Funkgerät kaputtgemacht, verstehst du«, sagte sie. »Ich dachte, er könnte mit denen keinen Kontakt mehr aufnehmen. Aber heute wurde er nach Skabun gerufen, um sich um die Verwundeten nach dem Bombenangriff zu kümmern. Bloß daß Skabun heute gar nicht bombardiert worden ist...« Mohammed kam aus der Moschee. Ellis löste seinen Arm von Jane, wirkte ein wenig verlegen. »Wie läuft es?« fragte er Mohammed auf französisch.

»Sie debattieren«, erwiderte Mohammed. »Einige sagen, es ist ein guter Plan, der uns helfen wird, die Russen zu besiegen. Andere fragen, wieso Masud als der einzige gute Befehlshaber gilt, und wer denn dieser Ellis Thaler sei, daß er afghanische Führer beurteilt. Du mußt noch mal zu ihnen gehen und mit ihnen sprechen.«

»Warte«, sagte Ellis. »Es ist eine neue Entwicklung eingetreten.« O Gott, dachte Jane, wenn Mohammed davon erfährt, wird er jemanden umbringen.

»Es hat eine undichte Stelle gegeben.«

»Was soll das heißen?« fragte Mohammed, und seine Stimme klang plötzlich drohend. Ellis zögerte, als widerstrebe es ihm, Mohammed reinen Wein einzuschenken; aber dann fuhr er fort: »Es ist möglich, daß die Russen von dem Treffen wissen —«

»Wer ist der Verräter?« fragte Mohammed scharf.

»Möglicherweise der Doktor, aber -« Mohammed blickte zu Jane, und seine Stimme klang noch schärfer: »Und wie lange weißt du das schon?«

»Sprich höflich mit mir oder gar nicht!« fauchte sie ihn an. »Nur mit der Ruhe«, versuchte Ellis zu beschwichtigen. Aber Jane dachte nicht daran, Mohammed diesen anklagenden Tonfall durchgehen zu lassen. »Ich habe dich gewarnt, oder nicht?« sagte sie. »Und ich habe dich dazu gebracht, die Route des Konvois zu ändern. Ich hab' dir, verdammt noch mal, das Leben gerettet, zeig also mit dem Finger nicht auf *mich*.« Mohammeds Zorn verflog. Ein wenig betreten stand er da. Ellis sagte: »Also deshalb wurde die Route geändert.« Er musterte Jane, und aus seinem Blick sprach so etwas wie Bewunderung. Mohammed fragte: »Wo ist er jetzt?«

»Da sind wir uns nicht sicher«, erwiderte Ellis.

»Falls er zurückkommt, muß *er* getötet werden.«

»Nein!« sagte Jane. Wie um sie zu beschwichtigen, legte Ellis seine Hand auf ihre Schulter. Zu Mohammed sagte er: »Würdest du wirklich einen Mann töten, der das Leben so vieler deiner Kameraden gerettet hat?«

»Über ihn muß Gericht gehalten werden«, beharrte Mohammed. Jane überlegte. *Falls* er zurückkommt, hatte

Mohammed gesagt. Plötzlich wurde ihr bewußt, daß sie fest mit Jean-Pierres Rückkehr gerechnet hatte. Er würde sie und das Baby doch bestimmt nicht im Stich lassen! Ellis sagte: »Falls er ein Verräter ist, und falls es ihm gelungen ist, mit den Russen Kontakt aufzunehmen, dann hat er sie auch über das morgige Treffen informiert. Und zweifellos werden die Russen angreifen und versuchen, Masud zu erwischen.«

»Das ist sehr schlimm«, sagte Mohammed. »Masud muß so schnell wie möglich von hier fort. Das Treffen muß abgesagt werden -«

»Nicht unbedingt«, unterbrach ihn Ellis. »Überleg doch mal. Wir könnten es zu unserem Vorteil ausnutzen.«

»Wie?«

»Ehrlich«, sagte Ellis, »je länger ich darüber nachdenke, desto besser gefällt's mir. Kann durchaus sein, daß uns nichts Besseres geschehen konnte ...«

## 12

SIE EVAKUIERTEN DAS Dorf Darg gegen Tagesanbruch. Masuds Männer gingen von Haus zu Haus, weckten behutsam die Bewohner und sagten ihnen, ihr Dorf werde an diesem Tag von den Russen angegriffen werden, und sie müßten das Tal hinauf nach Banda gehen und sollten nur ihren wertvollsten Besitz mitnehmen. Bei Sonnenaufgang wand sich ein lang gestreckter Zug — Frauen, Kinder, alte Leute und Vieh vom Dorf zum Fluß und folgte der primitiven Straße, die parallel zum Ufer verlief. Darg war von ganz anderer Gestalt als Banda. In Banda sammelten sich die Häuser traubenförmig am östlichen Ende der Ebene, wo das Tal sich verengte und der Boden felsig war. In Darg drängten sich die Häuser auf dem schmalen Streifen zwischen dem



Fuß des Felsens und dem Flußufer. Unmittelbar vor der Moschee befand sich eine Brücke, und die Felder lagen auf der anderen Seite des Flusses. Es war ein ideales Gelände, um aus dem Hinterhalt anzugreifen. Masud hatte seinen Plan während der Nacht entworfen, und Mohammed und Alischan sorgten dafür, daß die notwendigen Vorbereitungen getroffen wurden. Ruhig und zielstrebig gingen sie von Mann zu Mann, der hochgewachsene, stattliche und gutaussehende Mohammed und der kurzwüchsige, eher brutal wirkende Alischan: Beide gaben ihre Anweisungen mit leiser, fast sanfter Stimme, getreu dem Vorbild ihres Führers Masud. Während Ellis seine Sprengladungen anbrachte, fragte er sich, ob die Russen auch wirklich kommen würden. Jean-Pierre war nicht zurückgekehrt, man konnte also davon ausgehen daß es ihm gelungen war, mit denen drüben Kontakt aufzunehmen; und es schien undenkbar, daß sie der Versuchung widerstehen würden, Masud gefangenzunehmen oder zu töten. Allerdings war das nur eine Hypothese; und falls die Russen nicht kamen, würde Ellis ziemlich dumm dastehen, weil er Masud die Idee zu einer raffinierten Falle gegeben hatte - bloß daß die Opfer dann ausblieben. Die Guerillas würden mit einem Narren keinen Pakt schließen wollen. Aber *wenn* die Russen kommen, dachte Ellis, und *wenn* das mit der Falle klappt, dann gewinnen Masud und ich so viel Ansehen, daß es mit dem Bündnis und den sonstigen Abmachungen wohl klappen dürfte. Er versuchte, Jane aus seinen Gedanken zu verdrängen. Als er seinen Arm um sie und ihr Baby gelegt hatte, und als dann ihre Tränen sein Hemd benetzten, da war seine Leidenschaft für sie wieder aufgeflammt. Es war, als hätte jemand Öl in ein Feuer geschüttet. Am liebsten hätte er noch endlos so

gestanden, Janes schmale, bebende Schultern unter seinem Arm und ihren Kopf an seiner Brust. Arme Jane. Sie, die so direkt und ehrlich war, hatte zweimal einen buchstäblich *falschen*, unaufrichtigen Mann erwischt. Er ließ seine Zündschnur durchs Wasser schleifen und führte das eine Ende zu seinem jetzigen Standort in einem winzigen Holzhäuschen am Flußufer, etliche hundert Meter flußaufwärts von der Moschee entfernt. Mit einer Würgezange befestigte er eine Sprengkapsel an der Schnur. Ein Zugzünder war dann der krönende Abschluß des Ganzen. Was Masuds Plan betraf, so hieß Ellis ihn gut. Zwischen seinen beiden Reisen nach Asien hatte er ein Jahr lang in Fort Bragg Leute eben hierin ausgebildet: Hinterhaltsangriffe und -gegenangriffe. Und er gab Masuds Plan eine neunzigprozentige Chance. Die fehlenden zehn Prozent erklärten sich dadurch, daß Masud keine Fluchtroute für seine Leute vorgesehen hatte für den Fall, daß der Kampf für sie ungünstig verlief. Allerdings konnte es sein, daß Masud gar keinen Fehler darin sah. Um neun Uhr war man mit allem fertig, und die Guerillas machten Frühstück. Selbst dies war ein Teil des Plans: Innerhalb von Minuten, wenn nicht Sekunden konnte jeder die für ihn vorgesehene Position erreichen, und aus der Vogelperspektive würde die Szene nur um so natürlicher wirken: als ob die Dorfbewohner sämtlich davonestürzten, um vor den Hubschraubern in Deckung zu gehen, ihre Töpfe und Teppiche und Kochfeuer hinter sich zurücklassend. Der Befehlshaber der russischen Streitmacht würde keinerlei Grund haben, eine Falle zu vermuten. Ellis aß etwas Brot und trank mehrere Tassen grünen Tees. Dann, während die Sonne über dem Tal höher stieg, machte er sich zum Warten bereit. Auf

endlos lange Warterei mußte man immer gefaßt sein. Er erinnerte sich an seine früheren Erfahrungen in Asien. Damals war er oft high gewesen, von Marihuana, von Speed oder von Kokain; da hatte die Warterei weiter keine Rolle gespielt, weil er die verrinnende Zeit buchstäblich genoß. Eigentlich komisch, dachte er, daß mich nach dem Krieg Drogen gar nicht mehr gereizt haben. Ellis rechnete damit, daß der Angriff entweder noch an diesem Nachmittag oder morgen früh bei Tagesanbruch stattfinden würde. Er versuchte, sich in die Lage des russischen Befehlshabers zu versetzen. Dessen Devise würde wahrscheinlich lauten: nicht zu früh und nicht zu spät. Gestern hatten die Rebellenführer angefangen, sich zu versammeln; morgen würden sie wieder aufbrechen. Also war es für die Russen das Gescheiteste, so spät anzugreifen, daß sie auch noch Nachzügler erwischten, jedoch keinesfalls zu spät, weil dann einige Rebellenführer bereits unterwegs sein mochten. Nach ein paar Stunden trafen die schweren Waffen ein: zwei Dashokas, 12,7 mm Fla-Maschinengewehre auf zweirädrigen Gestellen, die jedes von einem Guerilla gezogen wurden. Ein schwerbeladener Esel folgte. Er schleppte Kästen voll panzerbrechender Munition chinesischer Herkunft. Masud erklärte, Schütze für das eine Maschinengewehr werde Jussuf sein, der Sänger, der, wie der Dorfklatsch wissen wollte, wahrscheinlich Janes Freundin Zahara heiraten würde; als Schützen für das zweite Maschinengewehr benannte Masud einen Guerilla namens Abdur aus dem Pich-Tal, den Ellis nicht kannte. Es hieß, Jussuf habe mit seiner Kalaschnikow bereits drei Hubschrauber abgeschossen. Ellis bezweifelte das; er hatte in Asien Hubschrauber geflogen und wußte, daß es

nahezu unmöglich war, sie mit einem Gewehr abzuschießen. Doch mit einem Grinsen erklärte Jussuf, daß der >Trick< darin bestand, sich oberhalb des Zielobjekts zu befinden: von einem Berghang auf den Hubschrauber hinunterzufeuern — eine Taktik, die in Vietnam wegen der Andersartigkeit des Geländes nicht möglich gewesen war. Obwohl Jussuf jetzt eine wesentlich größere Waffe hatte, wollte er seiner Taktik treu bleiben. Die Maschinengewehre wurden von ihren Gestellen gelöst und von jeweils zwei Mann zu der Felsenhöhe hinaufgetragen, die das Dorf überragte. Die Gestelle und die Munition folgten. Von unten beobachtete Ellis, wie die Männer die Maschinengewehre in Stellung brachten. Oben gab es eine gut fünf Meter breite Felsplatte, hinter der die Felswand überging in einen sanfter ansteigenden Hang. Die Guerillas stellten die Maschinengewehre ein Stück voneinander entfernt auf und tarnten sie. Natürlich würden die Hubschrauberpiloten sehr bald herausfinden, wo sich die Maschinengewehre befanden, doch würde es ihnen schwerfallen, sie außer Gefecht zu setzen. Ellis ging zu dem Holzhäuschen am Ufer zurück. Unwillkürlich mußte er an die sechziger Jahre denken. Er hatte das Jahrzehnt als Schuljunge begonnen und als Soldat beendet.

1967 war er nach Berkeley gegangen mit dem sicheren Gefühl, seine Zukunft ziemlich genau zu kennen: Er wollte Produzent von TV-Dokumentarfilmen werden, und da er intelligent und kreativ war und sich in Kalifornien befand, wo jeder jedes werden konnte, wenn er hart arbeitete, hatte es für ihn keinen Grund gegeben, sein Ziel nicht erreichen zu können. Dann hatten ihn Friedensbewegung und >Flower Power< in ihren Sog gezogen, die Antikriegsmärsche und Love ins und so

weiter ... bis zum LSD. Und wieder hatte er geglaubt zu wissen, was ihm die Zukunft brachte: Er würde die Welt verändern. Dieser Traum war genauso kurzlebig wie der andere, und bald zog ihn, wohl oder übel, etwas anderes in seinen Sog: die stumpfsinnige Brutalität der Army und der hirnrissige Schrecken von Vietnam. Immer, wenn er so zurückdachte, begriff er, daß sich die großen Veränderungen in seinem Leben stets dann ereigneten, wenn er voller Zuversicht in eine scheinbar gesicherte Zukunft blickte. Mittag ging vorüber, ohne daß es irgendein Mittagessen gab. Der Grund dafür lag auf der Hand: Die Guerillas verfügten über keinen Proviant. Ellis fiel es schwer, sich an den wahrhaftig simplen Gedanken zu gewöhnen, daß, wo es nichts zu essen gab, auch niemand etwas essen konnte. Wahrscheinlich war dies der Grund dafür, daß fast alle Guerillas starke Raucher waren: Tabak betäubt den Appetit. Sogar im Schatten war es heiß. Er saß in der Türöffnung des kleinen Holzhauses und versuchte, das Quentchen frischerer Luft einzuatmen, das vom Fluß herbeizustreichen schien. Er sah die Felder, die sich über den Fluß wölbende Steinbrücke, das Dorf mit seiner Moschee und den überhängenden Fels. Die meisten Guerillas waren jetzt auf ihren Positionen, wo sie sich in Deckung befanden und auch Schutz vor der Sonne hatten. Die meisten von ihnen steckten in Häusern nahe der Felswand, wo sie von den Bordwaffen der Hubschrauber nur schwer zu erwischen waren; andere kauerten, unvermeidlicherweise, in vorgeschobenen Positionen, dichter beim Fluß, wo sie weniger geschützt waren. Die rauhe Steinfassade der Moschee wurde durchbrochen von drei gewölbten Torbögen, und in jedem saß, mit gekreuzten Beinen, ein Guerilla. Unwillkürlich fühlte

sich Ellis an Wachposten in Schilderhäuschen erinnert. Ellis kannte sie alle drei: Das dort war Mohammed, in dem am weitesten entfernten Torbogen; sein Bruder Khamir, der mit dem strähnigen Bart, befand sich in der Mitte; und im dritten Torbogen erkannte Ellis Ali Ghanim, den häßlichen Mann mit dem verdrehten Rückgrat und der Familie von vierzehn Kindern, der zusammen mit ihm unten in der Ebene verwundet worden war. Jeder der drei hatte eine Kalaschnikow quer über den Knien und eine Zigarette zwischen den Lippen. Ellis fragte sich, welcher von ihnen wohl morgen noch leben würde. Er erinnerte sich an das Thema seines ersten Aufsatzes im College: *Das Warten vor der Schlacht. Seine Darstellung in Shakespeares Dramen*. Ellis hatte zwei stark kontrastierende Reden bzw. Reflexionen gegeneinander gesetzt, die beide einer Schlacht vorausgingen: jene anfeuernde Ansprache in *Heinrich V.*, in der der König sagte: »Noch einmal in die Bresche, teure Freunde, einmal noch; oder füllt auf die Mauer mit unseren englischen Toten«; und Falstaffs zynische Worte über die Ehre in *Heinrich IV.*, 1. Teil: »Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? Nein ... Wer besitzt sie? Er, der am Mittwoch starb.« Der neunzehnjährige Ellis hatte dafür die höchste Benotung bekommen, ein A, zum ersten- und zum letzten Mal, denn wenig später fand er, Shakespeare und überhaupt der ganze Englischunterricht seien überflüssig. Eine Reihe von Rufen unterbrach seine Gedanken. Er verstand die Dari-Worte zwar nicht, aber das war auch nicht nötig: Der alarmierende Tonfall verriet, daß die Beobachtungsposten auf den Hängen ringsum in der Ferne Hubschrauber ausgemacht hatten, was sie Jussuf,

oben auf der Felsplatte, signalisierten, der die Meldung sofort an die anderen Männer weitergab. Im Dorf, das von der Sonne ausgedörrt zu sein schien, sah man huschende Bewegungen: Die letzten Guerillas nahmen die ihnen zugewiesenen Posten ein. Alle achteten darauf, daß sie sorgfältig getarnt waren; sie überprüften noch einmal ihre Waffen und steckten sich neue Zigaretten an. Die drei Männer in den Eingängen zur Moschee zogen sich weiter zurück ins schattige Innere. Jetzt mußte das Dorf, von hoch oben gesehen, verödet wirken: was typisch war für die heißeste Zeit des Tages, wenn die meisten Menschen Siesta hielten. Ellis lauschte angespannt, und er vernahm den wuchtigen, drohenden Rhythmus der rotierenden Drehflügel. In der Magengegend spürte er ein eigentümliches Schwächegefühl: die Nerven. So also, dachte er, ist es den Schlitzaugen ergangen, wenn sie sich in Vietnam im Dschungel versteckten, weil sie meinen Kampfhubschrauber hörten, der durch Regenwolken hindurch auf sie zuhielt. Du erntest, was du gesät hast, mein Junge. Ellis lockerte die Sicherungssplinte in der Zündvorrichtung. Das Dröhnen der Hubschrauber kam immer näher. Sehen konnte er sie noch nicht. Wie viele mochten es sein? Jedenfalls mehr als nur einer oder zwei. Aus den Augenwinkeln nahm er eine Bewegung wahr. Er drehte den Kopf und sah, daß am gegenüberliegenden Ufer ein Guerilla in den Fluß tauchte und auf ihn zu schwamm. Als sich die Gestalt nicht weit von Ellis dem diesseitigen Ufer näherte, erkannte er den alten narbigen Schahazai, den Bruder der Hebamme. Schahazai war Spezialist für Minen. Er stürzte an Ellis vorbei und nahm in einem Haus Dek-kung. Wie ausgestorben lag das Dorf, und es schien nichts zu geben als das immer stärker

anschwellende Dröhnen der Kampfhelikopter, und Ellis dachte: Ja, *Herrgott noch mal, wie viele haben die denn hergeschickt?* Und dann stieg, im gleißenden Sonnenlicht, der erste über der Felswand empor, in schneller Fahrt, und hielt dann auf das Dorf zu. Über der Brücke verhielt er wie ein gigantischer Kolibri. Es war eine Mi-24, im Westen unter dem Namen Hindin bekannt (die Russen nannten Hubschrauber von diesem Typ die *Buckligen*, wegen der plumpen Zwillings-Turbinentriebwerke über der Kabine). Der Schütze saß tief unten in der Nase des Hubschraubers, der Pilot unmittelbar hinter und über ihm; sie ähnelten Kindern, die Huckepack spielen. Die Fenster rings um die Kabine glichen den Augen eines monströsen Insekts. Der Helikopter hatte ein dreirädriges Fahrgestell mit kurzen Stummelflügeln und darunter angebrachten Raketenrohren. Wie, zum Teufel, sollten es ein paar abgerissene Stammeskrieger mit einer solchen Kampfmaschinerie aufnehmen können? Fünf weitere Hubschrauber desselben Typs folgten dicht aufeinander. Sie flogen über das Dorf und seine Umgebung hinweg, um — wie Ellis vermutete — feindliche Kampfstellungen aufzuspüren. Dies war eine routinemäßige Vorsichtsmaßnahme - die Russen hatten keinerlei Grund zu der Annahme, auf starken Widerstand zu stoßen. Natürlich glaubten sie, ihre Attacke sei ein Überraschungsangriff. Jetzt tauchte ein anderer Hubschraubertyp auf. Ellis erkannte einen M-8. Diese Helikopter waren größer als die anderen, aber dennoch weniger furchterregend, weil sie weniger Kampf- als vielmehr Transporthubschrauber waren. Bis zu zwanzig oder gar dreißig Mann konnten sie an Bord nehmen. Der erste schien über dem Dorf zu verhalten, sank dann



plötzlich seitwärts weg und landete in einem Gerstenfeld. Fünf weitere Transportmaschinen folgten dem Manöver. Insgesamt hundertfünfzig Mann, dachte Ellis. Sofort nach der Landung sprangen die Soldaten heraus, ließen sich lang auf den Boden fallen und zielten mit ihren Gewehren auf das Dorf, schossen jedoch nicht. Um das Dorf einzunehmen, mußten sie über den Fluß, und die einzige Möglichkeit dazu bot die Brücke - falls sie nicht hinüberschwimmen wollten. Aber das wußten sie nicht, noch nicht. Sie waren rein routinemäßig auf der Hut: Der Überraschungsfaktor, davon waren sie sicher überzeugt, garantierte ihnen leichtes Spiel. Ellis befürchtete, daß das Dorf allzu verödet wirken mochte. Seit dem Auftauchen des ersten Hubschraubers waren inzwischen mehrere Minuten vergangen, und normalerweise hätte man ein paar Leute sehen müssen, die Hals über Kopf flohen. Unwillkürlich wartete er auf den ersten Schuß. Angst hatte er nicht mehr. Er hatte sich auf zu viele Dinge zu konzentrieren, als daß für solche Gefühle noch Platz blieb. Von irgendwoher tauchte ein Gedanke auf: So ist es immer, wenn's erst mal losgeht. Ihm fiel ein, daß Schahazai im Gerstenfeld Minen gelegt hatte. Warum war noch keine hochgegangen? Einen Augenblick später hatte er die Antwort. Einer der Soldaten — ein Offizier vermutlich - stand auf und brüllte einen Befehl. Zwanzig oder dreißig Männer sprangen hoch und liefen auf die Brücke zu. Plötzlich gab es eine dröhnende Detonation, die selbst den Lärm der Hubschrauber übertönte; und gleich darauf erfolgte eine zweite und dritte, als unter den Füßen der rennenden Soldaten der Boden zu explodieren schien und Wolken brauner Erde und goldener Gerste alle umhüllten, ausgenommen einen Mann, der hoch in die Luft geschleudert wurde und dann langsam zu fallen

begann, sich wieder und wieder überschlagend wie ein Akrobat, bis er auf den Boden prallte, zusammengestaucht zu einem Häufchen. Während die Detonationen verklangen, wurde ein anderes Geräusch hörbar, ein tiefes, dumpfes Rattern wie wild wirbelnder Trommelschlag - es kam von der Felsplatte her: Jussuf und Abdur hatten das Feuer eröffnet. In wilder Unordnung zogen sich die Russen zurück, als nunmehr auch die Guerillas im Dorf mit ihren Kalaschnikows über den Fluß feuerten. Der Überraschungsfaktor war für die Guerillas ein gewaltiger Vorteil — für den Anfang. Aber das konnte nicht von langer Dauer sein: Kein Zweifel, daß der russische Befehlshaber seine Leute schon bald um sich scharen würde. Doch zuvor mußte er den Zugang zur Brücke sichern. Einer der Transporthubschrauber im Gerstenfeld explodierte, offenbar von Jussufs oder Abdurs Maschinengewehr getroffen. Ellis war beeindruckt: Zwar hatte eine Dashoka eine Reichweite von anderthalb Kilometern, und die Hubschrauber waren nur halb so weit entfernt, doch mußte man schon ein verdammt guter Schütze sein, um aus dieser Entfernung vernichtend zu treffen. Die Kampfhubschrauber vom Typ Mi-24 befanden sich noch in der Luft, kreisten über dem Dorf. Jetzt brachte der russische Befehlshaber sie erst richtig zum Einsatz. Einer dieser Helikopter schwebte tief über den Fluß hinweg und belegte Schahazais Minenfeld mit Feuer. Jussuf und Abdur beschossen - und verfehlten ihn. Schahazais Minen explodierten, eine nach der anderen, ohne Schaden anzurichten. Ellis wünschte sich, die Minen hätten mehr als bloß die etwa zwanzig Mann kampfunfähig gemacht - zwanzig von hundertfünfzig, das war nicht viel. Der Kampfhubschrauber stieg wieder

höher, von Jussuf vertrieben; doch ein anderer tauchte tiefer und belegte das Minenfeld mit Feuer. Jussuf und Abdur feuerten sofort. Ein Hagel von Geschossen peitschte durch die Luft, und plötzlich begann der Helikopter zu schwanken. Von einem der Stummelflügel riß ein Stück ab, und der Hubschrauber stürzte kopfüber in den Fluß. Gut gemacht, Jussuf! dachte Ellis. Doch der Zugang zur Brücke war jetzt frei, und die Russen hatten noch über einhundert Mann und zehn Hubschrauber. Mit plötzlichem Schrecken wurde Ellis bewußt, daß die Guerillas diesen Kampf verlieren konnten. Jetzt setzten sich die Russen auf dem Gerstenfeld in Aktion: Die meisten von ihnen — achtzig oder mehr, schätzte Ellis - robbten auf die Brücke zu, zwischendurch immer wieder über den Fluß hinweg feuernd. So deprimiert und undiszipliniert, wie die amerikanischen Zeitungen behaupten, sind sie offenbar nicht, dachte Ellis. Dann bemerkte er, daß die Soldaten ausnahmslos Europäer zu sein schienen: Afghanen befanden sich nicht darunter. Das war genauso wie seinerzeit in Vietnam, wo sie stets die Arvins rausgehalten hatten, wenn es um was wirklich Wichtiges ging. Plötzlich ließ der ohrenbetäubende Lärm nach. Die Russen im Gerstenfeld und die Guerillas im Dorf schossen aufeinander, wobei die Russen auf gut Glück feuerten, während die Guerillas sorgfältiger zielten und nach Möglichkeit Munition sparten. Ellis hob den Kopf. Die Kampfhubschrauber flogen jetzt Angriffe auf Jussuf und Abdur oben auf dem Felsen. Der russische Befehlshaber hatte sehr richtig erkannt, daß die schweren Maschinengewehre sein Hauptziel waren. Als einer der Kampfhubschrauber von oben auf die Felsplatte herabstieß, empfand Ellis Bewunderung für den Piloten: Es gehörte verdammt viel Mut dazu, direkt auf feuernde

Geschütze zuzufliegen. Der Helikopter drehte ab; man hatte einander verfehlt. Die Chancen, überlegte Ellis, waren für beide Seiten ungefähr gleich: Das Zielen war für Jussuf leichter, weil er sich an einem festen Ort befand, während der Hubschrauber in Bewegung war; umgekehrt war Jussuf das leichtere, weil ortsfeste Ziel. Ellis erinnerte sich, daß beim Typ Mi-24 die Raketen auf den Stummelflügeln vom Piloten abgefeuert wurden, während sich der Schütze mit seinem Maschinengewehr ganz vorn in der Kanzel befand. Unter den gegebenen Umständen mußte es für den Piloten sehr schwer sein, genau zu zielen; und da die Dashokas eine größere Reichweite hatten als das Vierlings- MG vom Gatling-Typ im Hubschrauber, waren Jussuf und Abdur vielleicht sogar ein wenig im Vorteil. Hoffentlich, dachte Ellis, wir können's, verdammt noch mal, brauchen! Der nächste Kampfhubschrauber stürzte auf den Felsen zu wie ein Falke auf einen Hasen, doch die Maschinengewehre trommelten, und der Hubschrauber explodierte in der Luft. Am liebsten hätte Ellis laut gejubelt, doch er unterdrückte den Impuls: Nur zu gut kannte er den Schrecken und das kaum zu kontrollierende Panikgefühl einer Hubschrauberbesatzung, die sich unter Beschüß befand. Schon griff ein weiterer Kampfhubschrauber an. Die Maschinengewehrschützen auf der Felsplatte zielten diesmal nicht ganz so genau wie zuvor, dennoch schossen sie den Schwanz des Helikopters ab. Die Maschine geriet außer Kontrolle und krachte gegen die Felswand. Verdammt! dachte Ellis. Vielleicht erwischen wir sie doch noch alle. Aber die Maschinengewehre klangen jetzt irgendwie anders, und nach einem Augenblick wurde Ellis klar, daß nur noch ein MG feuerte, das andere war außer Gefecht gesetzt worden.

Ellis spähte angestrengt durch die staubige Luft und sah, daß sich dort oben eine Chitralli- Kappe bewegte. Jussuf lebte noch. Abdur hatte es erwischt. Die drei noch einsatzbereiten Kampfhubschrauber formierten sich neu. Einer stieg hoch über den Kampfplatz empor, vermutlich der des russischen Befehlshabers. Die beiden anderen stießen zangenförmig auf Jussuf zu. Verdammt clever, dachte Ellis nervös. Er beobachtete, wie die Maschinen tiefer tauchten. Als Jussuf das Feuer auf die eine eröffnete, schwenkte die andere seitlich herbei. Ellis bemerkte, daß die Russen mit offenen Türen flogen, genauso wie seinerzeit die Amerikaner in Vietnam. Die beiden Mi-24 stießen zu. Die erste flog einen Direktangriff auf Jussuf und drehte dann ab, doch der Afghane schaffte einen Volltreffer, und der Hubschrauber zerbarst in Flammen; dann schwang der zweite Hubschrauber heran, mit ratterndem Maschinengewehr und zischenden Raketen, und Ellis dachte: *Jussuf hat nicht die leiseste Chance!* Aber dann schien der zweite Helikopter mitten in der Luft stehenzubleiben. War er getroffen worden? Plötzlich sackte er nach unten weg, in schnurgeradem Sturz — *Wenn Ihr Motor aussetzt*, hatte der Ausbilder in der Fliegerschule gesagt, *dann wird Ihr Helikopter gleiten wie ein Klavierflügel*-, und prallte, nur wenige Meter von Jussuf entfernt, gegen den Rand der Felsplatte; doch dann schien der Motor wieder einzusetzen, und zu Ellis' Überraschung gewann die Maschine wieder Höhe. Ist widerstandsfähiger als eine gottverdammte Huey, dachte er. Der Bordschütze hatte unaufhörlich gefeuert, jetzt stoppte er. Ellis sah warum, und sein Herzschlag stockte. Eine Dashoka rutschte über den Rand des Felsens und stürzte inmitten wirbelnder Blätter und Äste taumelnd in

die Tiefe. Gleich darauf folgte ein lehmfarbenes Bündel: Jussuf. Er fiel an der Felswand vorbei, prallte auf einen Vorsprung und verlor seine runde Chitralli-Kappe. Dann stürzte er weiter und geriet außer Sicht. Er hatte den Kampf fast ganz allein entschieden. Einen Orden würde es für ihn nicht geben, doch seine Geschichte würde an den Lagerfeuern in den kalten afghanischen Bergen noch in hundert Jahren erzählt werden. Die Russen hatten vier ihrer sechs Kampfhubschrauber verloren, außerdem einen Transporthubschrauber und ungefähr fünfundzwanzig Mann. Die Guerillas indes waren jetzt ohne schwere Maschinengewehre und damit ohne Abwehrwaffen, als die beiden noch übrigen Kampfhubschrauber im Tiefflug das Dorf unter Feuer nahmen. Ellis saß zusammengekauert in seiner Hütte und wünschte, sie wäre nicht aus Holz. Die Tiefangriffe waren eine Zermürbungstaktik: Ein oder zwei Minuten später sprangen, wie auf ein Signal, die im Gerstenfeld liegenden Russen auf und stürzten auf die Brücke zu. Jetzt! dachte Ellis. Das ist das Ende, so oder so! Die Guerillas im Dorf feuerten auf die voranstürmenden Russen, konnten jedoch wegen der über ihnen kreisenden Hubschrauber nur ungenau Ziel nehmen, und nur wenige Russen fielen. Insgesamt achtzig oder neunzig Soldaten waren jetzt auf den Beinen und schossen, während sie auf die Brücke zurannten, blindlings über den Fluß. Der schwache Widerstand schien ihnen Mut zu machen, und sie schrien wie wild. Als die ersten die Brücke erreichten, hatten die Guerillas mit ihren Schüssen mehr Erfolg, und weitere Russen fielen, doch längst nicht genug, um den Angriff zu stoppen. Sekunden später hatten die vordersten Soldaten den Fluß überquert und suchten in den Häusern des Dorfes Deckung. Ungefähr sechzig

Männer befanden sich auf oder in der Nähe der Brücke, als Ellis die Zündvorrichtung in Gang setzte. Das uralte Gestein der Brücke flog in die Luft wie bei einem Vulkanausbruch. Ellis hatte seine Sprengladungen so gelegt, daß sie die Brücke nicht nur zerstörten, sondern überdies in eine tödliche Waffe verwandelten: Die Steinbrocken und - Splitter wirkten wie eine Salve von Geschossen aus einem gigantischen Maschinengewehr - sie erwischte sämtliche Männer auf der Brücke und viele, die sich noch im Gerstenfeld befanden. Ein Steinhagel ging auf das Dorf nieder, und Ellis zog sich rasch in seine Hütte zurück. Als kein Stein mehr fiel, wagte er sich wieder hervor. Wo sich die Brücke befunden hatte, gab es jetzt nur einen niedrigen Steinhaufen, mit Leichen zu einer grauenvollen Melange vermischt. Auch ein Teil der Moschee sowie zwei Häuser im Dorf waren eingestürzt. Die Russen befanden sich im Rückzug. Ellis beobachtete, wie die noch lebenden zwanzig oder dreißig Soldaten auf die Transporthubschrauber zustürzten und durch die offenen Türen hineinkletterten. Sekunden später hoben die drei noch flugtüchtigen Transporter vom Gerstenfeld ab und schlossen sich den beiden Kampfhubschraubern an. Ohne auch nur noch einen einzigen Schuß abzugeben, zogen sie über den Felsgipfel hinweg und verschwanden. Als das Dröhnen der Hubschrauber verklang, wurde Ellis ein anderes Geräusch bewußt. Einen Augenblick später wußte er, was es war: das laute Jubeln der Männer. Wir haben gewonnen, dachte er. Teufel auch, wir haben gewonnen! Und er begann gleichfalls zu jubeln.

## 13

UND WO SIND denn all die Guerillas hin?« fragte Jane. »Zerstreut«, erwiderte Ellis. »Das ist Masuds Taktik. Bevor die Russen wieder zu Atem kommen, taucht er in den Bergen unter. Vielleicht kehren sie ja mit Verstärkung zurück — womöglich sind sie jetzt schon wieder in Darg —, doch sie werden keine Guerillas finden, ausgenommen diese wenigen hier.« In Janes Klinik befanden sich sieben Verwundete. Keiner von ihnen würde sterben. Zwölf weitere mit leichteren Blessuren waren von Jane behandelt worden und hatten dann ihrer Wege gehen können. Nur zwei Männer waren im Kampf gefallen, doch ein unglückseliges Geschick hatte es gefügt, daß einer der beiden Jussuf war. Wieder würde Zahara trauern

— und wieder trug Jean-Pierre die Schuld daran. Jane fühlte sich deprimiert, daran konnte auch Ellis' Euphorie nichts ändern. Ich darf nicht so in mich hineingrübeln, dachte sie. Jean-Pierre ist fort, und er wird nicht zurückkommen, und es hat keinen Sinn, ihm nachzuweinen. Ich sollte positiv denken. Ich sollte mich mehr für das Leben anderer Menschen interessieren.

»Was ist mit eurem Treffen?« fragte sie Ellis. »Wenn alle Guerillas davon sind ...«

»Sie sind sämtlich einverstanden«, sagte Ellis. »Nach unserer erfolgreichen Aktion waren sie so voller Triumphgefühl, daß sie praktisch allem zugestimmt hätten. In gewisser Hinsicht ist unser Sieg ein Beweis für das, was manche von ihnen bezweifelt haben: daß Masud ein brillanter Führer ist und daß sie, wenn sie sich unter ihm vereinigen, weitere große Siege erringen können. Und natürlich habe auch ich davon profitiert.«

»Du bist also erfolgreich gewesen.«



»Ja. Ich habe sogar einen von allen Rebellenführern unterzeichneten und vom Mullah bezeugten Vertrag.«

»Du mußt stolz sein.« Unwillkürlich langte sie nach seinem Arm und drückte ihn, zog ihre Hand dann rasch zurück. Sie war so froh, daß er hier war, weil sie sich dann nicht so allein fühlte; und sie empfand jetzt eine Art Schuldbewußtsein, weil sie so lange Zeit auf ihn zornig gewesen war. Andererseits fürchtete sie, er könne eine zufällige Geste, ein unabsichtliches Wort falsch auslegen: könnte womöglich glauben, daß sie für ihn noch die gleichen Gefühle hegte wie früher. Sie wendete sich ab und sah sich in der Höhle um. Das Verbandszeug und die Spritzen befanden sich in ihren Kästen, und die Medikamente waren in Janes Tragetasche. Die verwundeten Guerillas lagen bequem auf Teppichen oder Woldecken. Sie würden die ganze Nacht über in der Höhle bleiben: Es war zu schwierig, alle hinunter ins Dorf zu transportieren. Sie hatten Wasser und ein bißchen Brot, und zwei oder drei von ihnen waren kräftig genug, um aufzustehen und Tee zu machen. Mousa, Mohammeds einhändiger Sohn, hockte im Höhleneingang und spielte auf dem Boden ein geheimnisvolles Spiel mit dem Messer, das ihm sein Vater geschenkt hatte: Er würde bei den Verwundeten bleiben, für den Fall, daß einer der Männer während der Nacht medizinische Hilfe brauchte — dann sollte der Junge den Hang hinunterlaufen, um Jane zu holen. Alles war in guter Ordnung. Sie wünschte den Verwundeten eine gute Nacht, strich Mousa über den Kopf und verließ die Höhle. Ellis folgte ihr. Im Abendwind spürte Jane einen Hauch von Kälte. Es war ein erstes Anzeichen für das Ende des Sommers. Sie blickte zu den fernen Gipfeln des Hindukusch, von wo der Winter kommen würde. Im

Schein der untergehenden Sonne waren die schneebedeckten Höhen rötlich überhaucht. Dieses Land war schön; das vergaß man nur allzu leicht, zumal an geschäftigen Tagen. Ich bin froh, daß ich es gesehen habe, dachte Jane, auch wenn ich jetzt kaum den Tag der Abreise erwarten kann. Sie stieg neben Ellis den Hang hinab. Mehrmals betrachtete sie ihn von der Seite. Im Schein der Abendsonne wirkte sein Gesicht bronzefarben und gleichsam zerklüftet. Vermutlich, ging es Jane durch den Kopf, hatte er in der vorhergehenden Nacht kaum geschlafen. »Du siehst müde aus«, sagte sie.

»Es ist lange her, daß ich in einem richtigen Krieg war«, erwiderte er. »Im Frieden wird man weich.« Seine Stimme klang sachlich-nüchtern. Anders als die afghanischen Männer schien er die Erinnerung an das Gemetzel nicht zu genießen. Von ihm selbst war weiter nichts zu erfahren gewesen, als daß er die Brücke bei Darg gesprengt hatte. Doch einer der Verwundeten hatte Jane dann in allen Einzelheiten erzählt, was geschehen war, und daß die Sprengung der Brücke in genau dem richtigen Zeitpunkt den Kampf zugunsten der Guerillas entschieden hatte. Unten im Dorf herrschte eine Feststimmung. Statt sich wie sonst auf ihre Höfe zurückzuziehen, standen Männer und Frauen in regem Gespräch gruppenweise beieinander. Die Kinder spielten lärmende Kriegsspiele, bei denen sie, ihre älteren Brüder nachahmend, imaginäre Russen aus dem Hinterhalt überfielen. Irgendwo sang ein Mann zum Rhythmus einer Trommel. Die Vorstellung, den Abend allein zu verbringen, erschien Jane unerträglich trostlos, und impulsiv sagte sie zu Ellis: »Komm und trink Tee mit mir — falls es dir nichts ausmacht, wenn ich Chantal stille.«

»Gern«, sagte er nur. Als sie das Haus betraten, hörten sie das Baby schreien, und wie stets reagierte Janes Körper darauf: Aus einer ihrer Brüste quoll etwas Milch. Hastig sagte sie zu Ellis: »Nimm doch Platz - Fara wird dir Tee bringen.« Dann, bevor Ellis den Fleck auf ihrem Hemd sehen konnte, eilte sie in den benachbarten Raum. Rasch knöpfte sie ihr Hemd auf und hob das Baby hoch. Wie immer war da ein Augenblick gleichsam blinder Panik, während Chantal die Brustwarze suchte. Dann begann sie zu saugen, so stark zuerst, daß es schmerzte, aber bald schon sanfter. Jane zögerte, in den anderen Raum zurückzugehen. Sei nicht albern! befahl sie sich. Sie spürte, wie eine leichte Röte in ihr Gesicht stieg, als sie durch die Türöffnung trat. Ellis war dabei, Jean-Pierres Landkarten zu betrachten. »Das hat er verdammt schlau angestellt«, sagte er. »Er kannte sämtliche Routen, weil Mohammed immer seine Karten benutzte.« Er blickte auf, sah ihren Gesichtsausdruck und sagte hastig: »Aber reden wir nicht davon. Was wirst du jetzt tun?« Sie setzte sich auf das Kissen und lehnte ihren Rücken gegen die Wand; so war es beim Stillen am bequemsten. Ihre bloßliegende Brust schien Ellis überhaupt nicht zu irritieren, und Jane begann sich behaglicher zu fühlen. »Ich muß warten«, sagte sie. »Sobald die Route nach Pakistan wieder offen ist und es Konvois gibt, kehre ich nach Hause zurück. Was ist mit dir?«

»Genau dasselbe. Meine Arbeit hier ist erledigt. Die Abmachung wird natürlich überprüft werden müssen, aber die Agency hat Leute in Pakistan, die das tun können.« Fara brachte den Tee. Jane fragte sich, wie Ellis' nächster Auftrag aussehen mochte: vielleicht die Vorbereitung zu einem Staatsstreich in Nicaragua; oder die Erpressung eines sowjetischen Diplomaten in

Washington; oder vielleicht ein Attentat auf einen afrikanischen Kommunisten? Als sie noch ein Liebespaar gewesen waren, hatte Jane ihn gefragt, warum er nach Vietnam gegangen war, und er hatte erwidert, alle hätten erwartet, er werde sich vor dem Wehrdienst drücken, aber er sei nun mal *so* einer, der aus lauter Oppositionsgeist immer das Gegenteil tue. Sie war sich nicht sicher gewesen, ob sie ihm das glauben sollte, aber selbst wenn es stimmte, so erklärte das noch lange nicht, warum er sich nach seiner Entlassung aus der Army wieder so einen wenig zimperlichen Job gesucht hatte.

»Was wirst du tun, wenn du wieder zu Hause bist?« fragte sie. »Weitere hübsche Pläne schmieden, um Castro zu töten?«

»Es ist nicht Sache der Agency, Attentate zu verüben«, sagte er.

»Aber sie tut's.«

»Es gibt einen irrwitzigen Aspekt, dem wir unseren schlechten Ruf verdanken. Leider Gottes können Präsidenten nicht der Versuchung widerstehen, Geheimagentenspiele zu spielen, und das ist für die, die uns anfeinden, das gefundene Fressen.«

»Warum kehrst du nicht alldem den Rücken und versuchst es mal als Mitglied der menschlichen Gemeinschaft?«

»Hör zu. Amerika ist voller Leute, die glauben, daß andere Länder, genau wie ihr eigenes, ein Recht darauf haben, frei zu sein — leider sind das alles Leute, die *alldem* den Rücken kehren und solche Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft sind. So kommt es denn, daß zu viele Psychopathen für die Agency arbeiten und zu wenig normale Bürger. Wenn dann, der Laune eines Präsidenten folgend, die Agency den Sturz einer

ausländischen Regierung bewirkt, fragt sich jedermann, wie so was denn überhaupt passieren kann. Die Antwort lautet: Weil die Leute es geschehen lassen. Das Land, in dem ich lebe, ist eine Demokratie, wenn also etwas schiefgeht, dann bin ich's, der Bürger, der die Verantwortung trägt; und wenn irgend etwas in Ordnung zu bringen ist, dann muß ich es tun — eben *wegen* dieser Verantwortung.« Seine Argumente überzeugten Jane nicht. »Würdest du sagen, um den KGB zu reformieren, müßte ein Russe dort irgendeine Funktion übernehmen?« »Nein, denn der KGB wird letzten Endes nicht vom Volk kontrolliert — ganz im Gegensatz zur Agency.«

»So leicht ist das mit der Kontrolle nicht. Die CIA erzählt dem Volk einen Haufen Lügen. Und wenn man nicht weiß, was die von der CIA eigentlich tun, kann man sie auch nicht kontrollieren.«

»Aber sie ist und bleibt unsere Agency, und wir tragen die Verantwortung.«

»Man könnte auch darauf hinarbeiten, daß sie abgeschafft wird, statt für sie tätig zu sein.«

»Aber wir brauchen eine Central Intelligence Agency - einen Geheimdienst. Wir leben in einer feindseligen Welt, und wir brauchen Informationen über unsere Feinde.« Jane seufzte. »Aber sieh doch, wozu das führt. Ihr wollt Masud mehr - und vor allem größere - Geschütze schicken, damit er Menschen schneller töten kann. Und das ist genau das, was ihr am Ende *immer* tut.«

»Wir tun's nicht einfach, damit Masud mehr Menschen schneller töten kann«, protestierte Ellis. »Die Afghanen kämpfen für ihre Freiheit — und sie kämpfen gegen einen Haufen Mörder -«

»Sie kämpfen doch *alle* für ihre Freiheit«, unterbrach ihn Jane. »Die PLO, die Exil- Kubaner, die Weathermen, die IRA, die weißen Südafrikaner und die Free Wales Army.«

»Manche sind im Recht, andere nicht.«

»Und die CIA kennt den Unterschied?« »Sie sollte ihn kennen —«

»Aber sie kennt ihn nicht. Für wessen Freiheit kämpft denn Masud?«

»Für die Freiheit aller Afghanen.« »Quatsch«, sagte Jane heftig. »Er ist ein moslemischer Fundamentalist, und falls er jemals an die Macht gelangt, wird es seine erste Tat sein, Frauen noch mehr zu knebeln. Niemals wird er ihnen das Wahlrecht zugestehen -er will ihnen vielmehr die wenigen Rechte nehmen, die sie haben. Und wie, denkst du, wird er seine politischen Gegner behandeln, wo doch der Ayatollah Khomeini sein politischer Held ist? Werden Wissenschaftler und Lehrer akademische Freiheit genießen? Werden schwule Männer und Lesben sexuelle Freiheit haben? Was wird wohl mit den Hindus geschehen und den Buddhisten und den Atheisten und den Plymouth Brethren?« Ellis fragte: »Glaubst du *im Ernst*, Masuds Regime wäre schlimmer als das der Russen?« Jane überlegte einen Augenblick. »Ich weiß nicht. Das einzige, was feststeht, ist, daß Masuds Regime eine afghanische Diktatur anstelle einer russischen wäre. Und es ist unverantwortlich, Menschen zu töten, bloß um einen ausländischen Diktator gegen einen einheimischen einzutauschen.«

»Die Afghanen scheinen das anders zu sehen.« »Die meisten von ihnen sind nie nach ihrer Meinung gefragt worden.«

»Mir scheint, es liegt auf der Hand. Im übrigen gehört so was normalerweise gar nicht zu meiner Arbeit. Für gewöhnlich bin ich eher so eine Art Detektiv.« Dies war etwas, worüber Jane ein Jahr lang gerätselt hatte. »Was genau war denn dein Auftrag in Paris?«

»Als ich all deine Freunde bespitzelt habe?« Er lächelte dünn. »Hat Jean-Pierre dir das nicht gesagt?« »Mir hat er gesagt, daß er es wirklich nicht wisse.«

»Vielleicht wußte er's tatsächlich nicht. Ich habe Terroristen gejagt.«

»Unter unseren Freunden?«

»Dort sind sie für gewöhnlich zu finden — unter Dissidenten, Dropouts und Kriminellen.«

»War Rahmi Coskun ein Terrorist?« Jean-Pierre hatte gesagt, Rahmi sei Ellis' wegen festgenommen worden.

»Ja. Er war verantwortlich für den Brandbombenanschlag bei den Turkish Airlines in der Avenue Felix Faure.«

»Rahmi? Woher wußtest du das?«

»Er hat's mir selbst gesagt. Und als ich ihn verhaften ließ, plante er einen weiteren Bombenanschlag.«

»Auch das hat er dir erzählt?«

»Er bat mich, ihm bei der Herstellung der Bombe zu helfen.«

»Mein Gott!« Der hübsche Rahmi mit den glühenden Augen und dem unauslöschlichen Haß gegen die Regierung seines geplagten Landes ... Ellis war noch nicht fertig. »Erinnerst du dich an Pepe Gozzi?« Jane krauste die Stirn. »Du meinst diesen komischen, kleinen Korsen, der einen Rolls- Royce hatte?«

»Ja. Der belieferte jeden Spanier in Paris mit Schußwaffen und Sprengstoff. Er belieferte jeden, der sich seine Preise leisten konnte, doch spezialisiert war er

auf >politische< Kunden.« Jane war wie vor den Kopf geschlagen. Sie hatte zwar vermutet, daß er nicht ganz »astrein« war, aber eigentlich nur, weil es sich bei ihm um einen reichen Korsen handelte. Allerdings hatte sie angenommen, er sei schlimmstenfalls in so alltägliche Verbrechen wie Schmuggelei oder Rauschgifthandel verwickelt. Der Gedanke, daß er Waffen an Mörder verkaufte, war ein Schock für Jane. Mehr und mehr hatte sie das Gefühl, in einem Traum gelebt zu haben, während rings um sie, in der wirklichen Welt, Hinterhältigkeit und Gewalttätigkeit herrschten. Bin ich denn so naiv? fragte sie sich unwillkürlich. Ellis fuhr fort: »Ich kriegte auch einen Russen zu fassen, der eine Menge Attentate und Entführungen finanziert hatte. Dann wurde Pepe verhört, und er sang ganz wunderschön

- so ziemlich über die Hälfte aller Terroristen in Europa.« »Das war's also, was du getan hast während all der Zeit, wo wir uns liebten«, sagte Jane wie verträumt. Sie erinnerte sich an die Parties, die Rock-Konzerte, die Demonstrationen, die politischen Debatten in Cafes, die zahllosen Flaschen *vin rouge ordinaire* in Dachateliers ... Seit dem Bruch zwischen ihnen hatte sie sehr vage vermutet, daß er über alle Radikalen kleine Berichte schrieb, in denen er festhielt, wer Einfluß oder Geld besaß, wer ein Extremist war, wer unter den Studenten die meisten Anhänger hatte, wer über Verbindungen zur kommunistischen Partei verfügte und so weiter. Es fiel ihr nicht leicht, jetzt den Gedanken zu akzeptieren, daß er hinter wirklichen Verbrechen hergewesen war und daß er einige davon tatsächlich aufgespürt hatte unter ihren Freunden. »Ich kann's einfach nicht glauben«, sagte sie verwirrt. »Es war ein großer Triumph, wenn du die Wahrheit wissen willst.«



»Wahrscheinlich solltest du's mir nicht erzählen.« »Nein, das sollte ich nicht. Aber wenn ich dich früher angelogen habe, tat es mir immer leid — um's milde auszudrücken.« Jane wußte nicht, was sie sagen sollte. In ihrer Verlegenheit nahm sie Chantal und gab ihr die linke Brust; bedeckte dann, als sie Ellis' Blick bemerkte, die rechte Brust mit ihrem Hemd. Das Gespräch wurde auf nicht ganz angenehme Weise persönlich; dennoch drängte sie die Neugier, mehr zu erfahren. Sie begriff jetzt auch, wie er seine Handlungsweise rechtfertigte — sie ihrerseits konnte es dennoch nicht billigen -, doch wollte sie gern mehr wissen über seine eigentliche Motivation. Ich muß es jetzt herausfinden, dachte sie, denn ich werde nie wieder eine so gute Chance dazu haben.

»Was ich nicht verstehe, ist - nun ja, warum entscheidet sich ein Mann dafür, sein Leben damit zu verbringen, solche Sachen zu tun?« Er blickte beiseite. »Ich habe Talent dafür, und es ist die Sache wert. Und es wird enorm gut bezahlt.«

»Und dich hat der Gedanke an die Altersversorgung gelockt, und das Kantinenessen ist ganz nach deinem Geschmack. Schon gut, wenn du nicht willst, brauchst du mir nichts zu erzählen.« Er musterte sie so eindringlich, als versuche er, ihre Gedanken zu lesen. »Ich möchte es dir ja sagen«, versicherte er. »Aber bist du auch sicher, daß du's hören möchtest?«

»Ja. Bitte.«

»Es hat mit dem Krieg zu tun«, begann er, und plötzlich wußte Jane, daß er ihr etwas erzählen würde, das er noch nie jemandem anvertraut hatte. »So ziemlich das Schrecklichste, wenn man über Vietnam flog, war die Tatsache, daß man so schwer zwischen Vietcong und

Zivilisten unterscheiden konnte. Immer, wenn wir den Bodentruppen Luftunterstützung gaben, oder wenn wir einen Dschungelpfad verminten, oder wenn wir ein Gebiet zur feuerfreien Zone erklärten, wußten wir genau, daß wir mehr Frauen und Kinder und alte Männer als Guerillas töten würden. Wir behaupteten immer, sie hätten dem Feind Zuflucht gewährt, aber wer wußte das? Und wer scherte sich drum? Wir töteten sie. *Damals waren wir die Terroristen.* Und ich spreche nicht von Einzelfällen

- obwohl ich auch Greuelthaten sah. Ich spreche von unserer routinemäßigen Alltagstaktik. Es gab keine Rechtfertigung dafür, verstehst du; das ist der entscheidende Punkt. Wir taten all diese schrecklichen Dinge für eine Sache, die sich am Ende als ein Haufen Lügen und Korruption und Selbsttäuschung entpuppte. Wir standen auf der falschen Seite.« Sein Gesicht war leicht verzerrt, als bereite ihm eine innere Verletzung Qualen. Im unruhigen Schein der Lampe wirkte seine Haut schattig und fahl. »Es gibt keine Entschuldigung, verstehst du? Keine Vergebung.« Behutsam ermutigte Jane ihn zum Weitersprechen. »Warum bist du dann geblieben?« fragte sie, »Warum hast du dich, als dein Turnus dort zu Ende war, freiwillig zu einem zweiten gemeldet?«

»Weil ich das damals noch nicht alles so klar sah; weil ich für mein Land kämpfte und man nicht einfach aus dem Krieg davon spazieren kann; weil ich ein guter Offizier war und nicht wollte, daß, wenn ich Richtung Heimat reiste, irgend so ein Idiot meinen Posten übernahm und deshalb womöglich meine Männer draufgehen würden. Keiner dieser Gründe reicht natürlich aus, und so fragte ich mich dann irgendwann:

>Was willst du nun tun?< Ich wollte — nur war mir das damals noch gar nicht bewußt —, ich wollte das irgendwie abbüßen, wirklich Buße tun. In den sechziger Jahren hätten wir so etwas einen

>Schuld-Trip< genannt.«

»Ja, aber ...« Er sah so unsicher und verletzlich aus, daß es ihr schwerfiel, ihm direkte Fragen zu stellen. Aber es war notwendig, daß er sich aussprach, und sie wollte es auch hören; also fragte sie weiter: »Aber warum *dies*?«

»Gegen Ende war ich beim Nachrichtendienst, und man bot mir die Chance, im Zivilleben mit der gleichen Art Arbeit fortzufahren. Man sagte mir, ich würde als Geheimagent arbeiten können, weil ich mit dem Milieu vertraut war. Sie wußten von meiner radikalen Vergangenheit, verstehst du. Mir schien, daß, wenn ich Terroristen fing, ich etwas von dem gutmachen konnte, was ich getan hatte. Also wurde ich Experte für die Terroristenbekämpfung. Klingt ziemlich einfach, wenn ich versuche, das in Worte zu kleiden - aber ich bin erfolgreich gewesen, weißt du. Trotzdem bin ich bei der Agency nicht gut angeschrieben, weil ich manchmal einen Auftrag zurückweise. Zum Beispiel damals, als sie den chilenischen Präsidenten umbrachten. Die haben's nicht gern, wenn ein Agent sich weigert, einen Auftrag auszuführen; aber es ist mir gelungen, ein paar sehr gefährliche Leute aus dem Verkehr zu ziehen, und ich - ja, ich bin stolz auf mich.« Chantal schloß. Jane legte sie in die >Wiege< und blickte dann zu Ellis. »Ich glaube, ich sollte sagen, daß ... daß ich dich wohl falsch beurteilt habe.« Ellis sagte: »Dafür sei Gott gedankt.« Für einen Augenblick überkam sie ein nostalgisches Gefühl: Sie dachte an die Zeit zurück

— war es wirklich erst anderthalb Jahre her? —, als sie und Ellis glücklich gewesen waren und all dies bedeutungslos schien: die CIA ebenso wie Jean-Pierre und Afghanistan. »Du kannst es aber nicht ungeschehen machen, nicht wahr«, sagte sie. »Alles, was passiert ist — deine Lügen, meine Wut.«

»Nein.« Er saß auf dem Schemel und blickte zu ihr hoch, als sie jetzt vor ihm stand. Er betrachtete sie aufmerksam, streckte die Arme vor, zögerte, ließ seine Hände dann auf ihren Hüften ruhen in einer Gebärde, die brüderliche Zuneigung ausdrücken mochte — oder auch mehr. Chantal machte: »Mumumumummm ...« Jane drehte sich um und blickte zu ihr, und Ellis löste seine Hände von Janes Hüften. Chantal war hellwach und schwenkte Armchen und Beinchen in der Luft. Jane hob sie hoch, und Chantal machte sofort ihr Bäuerchen. Jane sah wieder zu Ellis. Er hatte die Arme verschränkt und beobachtete sie lächelnd. Plötzlich wollte sie nicht, daß er ging. Impulsiv sagte sie: »Wie war's, wenn du mit mir zu Abend ißt. Es gibt aber nur Brot und so eine Art Quark.«

»Gerne.« Sie reichte ihm das Baby. »Ich will nur Fara Bescheid sagen.« Er nahm Chantal, und Jane trat hinaus auf den Hof. Fara war dabei, für Chantals Bad Wasser zu erwärmen. Jane prüfte die Temperatur mit ihrem Ellenbogen und fand, daß sie gerade richtig war. »Mach Brot für zwei, bitte«, sagte sie zu Fara. Die Augen des Mädchen weiteten sich, und Jane begriff, wie schockierend es für Fara sein mußte, daß ihre Herrin, allein, einen fremden Mann zum Abendessen einlud. Zum Teufel mit euren Sitten, dachte Jane. Sie nahm den Topf voll Wasser und trug ihn ins Haus. Ellis saß auf dem großen Kissen unter der Öllampe. Chantal auf einem

Knie schaukelnd, sprach er leise einen Kindervers. Seine großen, haarigen Hände umschlossen ihren winzigen, rosafarbenen Körper. Sie blickte zu ihm hoch, gab ein zufriedenes Gurgeln von sich und strampelte mit den plumpen Füßchen. Jane war im Eingang stehengeblieben, wie gebannt von der Szene, und ganz von selbst stieg ein Gedanke in ihr auf: Ellis hätte Chantals Vater sein sollen. Ist das wahr? fragte sie sich, während sie die beiden beobachtete. Wünsche ich es wirklich? Ellis war mit dem Kindervers fertig und blickte mit einem etwas verlegenen Lächeln zu Jane, und sie dachte: Ja, ich wünsche es wirklich.

\* Um Mitternacht stiegen sie den Hang hinauf. Jane ging voraus, und Ellis folgte, unter dem Arm seinen großen Daunen-Schlafsack. Sie hatten Chantal gebadet, dann die kärgliche Abendmahlzeit eingenommen; Chantal war noch einmal gestillt worden, bevor Jane sie für die Nacht zum Dach hinauftrug, wo sie jetzt fest neben Fara schlief, die sie mit ihrem Leben beschützen würde. Ellis hatte den Wunsch gehabt, Jane fortzubringen aus dem Haus, wo sie die Frau eines anderen gewesen war, und da Jane genauso empfand, hatte sie gesagt: »Ich weiß einen Platz, wo wir hingehen können.« Jetzt bog sie vom Bergpfad ab und führte Ellis über den abfallenden, steinigen Boden zu ihrem geheimen Versteck, jenem nicht »einsehbaren« Felsabsatz, wo sie vor Chantals Geburt splitterfasernackt Sonnenbäder genommen und ihren prallen Bauch eingeölt hatte. Jetzt, im Mondschein, war die Stelle leicht wieder zu finden. Jane blickte hinunter zum Dorf, wo in den Höfen noch die Reste der Kochfeuer glühten und hinter glaslosen Fenstern ein paar Lampen flackerten. Mit Mühe konnte sie die Umrisse ihres Hauses ausmachen. In wenigen Stunden, bei Tagesanbruch,

würde sie auf dem Dach Chantal und Fara erkennen können, beide noch im Schlaf; und das würde ein beruhigender Anblick sein: Es war das erste Mal, daß Jane sich nachts nicht in Chantals Nähe befand. Sie drehte sich um. Ellis hatte den Reißverschluß seines Schlafsacks völlig aufgezogen und breitete ihn wie eine Decke auf dem Boden aus. Das auffallende Gefühl von Wärme und Sinnlichkeit, das sie empfunden hatte, als Ellis, ihr Baby schaukelnd, den Kindervers auf sagte — dieses Gefühl war verschwunden. Für einen Augenblick waren dort unten im Haus alle früheren Empfindungen zurückgekehrt: das Verlangen, ihn zu berühren; die Freude über seine Art zu lächeln, wenn er verlegen war; das Bedürfnis, seine großen Hände auf ihrer Haut zu spüren; die Begierde, ihn nackt zu sehen. Einige Wochen vor Chantals Geburt hatte sie jegliches Verlangen nach Sex verloren, und erst in jenem Augenblick unten im Haus war der Wunsch danach wiedergekehrt. Doch diese Stimmung war in den folgenden Stunden nach und nach verflogen, während sie mit Ellis die nötigen Vorbereitungen traf, damit sie beide allein sein konnten: Irgendwie ähnelten sie einem Teenager-Pärchen, das versuchte, sich von den Eltern fortzustehlen, um unbeobachtet schmusen zu können.

»Komm und setz dich«, sagte Ellis. Sie setzte sich neben ihn auf den Schlafsack. Beide blickten hinunter zum dunklen Dorf. Sie berührten einander nicht. Sekundenlang herrschte ein etwas beklommenes Schweigen. »Hier ist noch nie irgendwer sonst gewesen«, sagte Jane, nur um irgendetwas zu sagen. »Und was hast du hier gemacht?«

»Ach, ich habe bloß so in der Sonne gelegen und über nichts nachgedacht«, erwiderte sie und dachte dann: *Ach,*

*Teufel noch mal, was soll's;* und sie fuhr fort: »Nein, das stimmt nicht ganz, ich habe hier masturbiert.« Er lachte, legte dann einen Arm um sie und drückte sie an sich. »Ich bin froh, daß du noch immer so bist wie früher — geradeheraus.« Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Er küßte sie sacht auf den Mund. Er mag mich trotz - nein, wegen meiner Fehler, und die habe ich ja nicht zu knapp. Ich bin taktlos und aufbrausend, ich fluche wie ein Hafenarbeiter und bin launisch und rechthaberisch. »Du willst mich nicht ändern«, sagte sie.

»Oh, Jane, du hast mir gefehlt.« Er schloß die Augen und sprach gedämpft weiter.

»Meistens war's mir gar nicht richtig bewußt, wie sehr du mir gefehlt hast.« Er streckte sich hin und zog sie mit sich, so daß sie halb über ihm lag. Sie küßte sacht sein Gesicht. Rasch verlor sie alle Befangenheit. Sie dachte: Als ich ihn das letzte Mal küßte, hatte er keinen Bart. Sie fühlte, wie sich seine Hand bewegte; er knöpfte ihr Hemd auf. Sie trug keinen BH - sie hatte keinen, der groß genug war -, und ihre Brüste kamen ihr sehr nackt vor. Sie ließ eine Hand in sein Hemd gleiten und berührte das dichte Haar auf seiner Brust. Sie hatte fast schon vergessen, wie sich Männer anfühlten. Monatelang war ihr Leben angefüllt gewesen mit den sanften Stimmen und den glatten Gesichtern von Frauen und Babys: jetzt auf einmal verlangte es sie um so mehr danach, rauhe Haut und feste Schenkel und stachelige Wangen zu spüren. Ihre Finger wuschelten in seinem Bart, ihre Zunge drängte sich zwischen seine Lippen. Seine Hände wölbten sich um ihre prallen Brüste, und ein tiefes Lustgefühl überkam sie. Sie wußte jetzt, was geschehen würde, wußte auch, daß sie es nicht verhindern konnte. Noch während sie sich abrupt von ihm zu lösen versuchte,

spürte sie, wie aus ihren Brustwarzen warme Milch über seine Hände spritzte, und mit vor Scham brennenden Wangen sagte sie: »O Gott, das tut mir leid, wie scheußlich, ich kann nichts dafür.« Er preßte einen Finger auf ihre Lippen, brachte sie zum Schweigen. »Ist doch in Ordnung«, sagte er, ihre Brüste streichelnd, die jetzt ganz feucht waren von der Milch.

»Ist ja normal. Das passiert immer. Es ist sexy.« *Es kann nicht sexy sein*, dachte sie. Sein Gesicht war jetzt dicht bei ihren Brüsten; küßte und streichelte sie, und nach und nach entspannte Jane sich und genoß das Gefühl. Wieder quoll Milch hervor, und diesmal empfand Jane keine Scham über die Lust, die sie dabei empfand. Ellis sagte: »Aaah«, und die raue Oberfläche seiner Zunge glitt über ihre empfindlichen Brustwarzen, und sie dachte: *Wenn er dran saugt, werde ich kommen*. Es war, als hätte er ihre Gedanken gelesen. Seine Lippen schlossen sich um eine der langen Brustwarzen, er sog sie ein in seinen Mund und saugte dann daran, während er die andere zwischen Daumen und Zeigefinger hielt und im sanften Rhythmus an ihr zupfte. Widerstandslos gab sich Jane der Empfindung hin, und während Milch aus ihren Brüsten auf seine Hand und in seinen Mund spritzte, begann ihr Körper zu beben und zittern. Sie stöhnte: »O Gott, o Gott, o Gott«, dann ebte die Lust allmählich ab, und Janes Körper, jetzt flach auf Ellis liegend, erschlaffte. Für eine Weile war da nichts in ihr als diese Empfindungen: sein warmer Atem auf ihren feuchten Brüsten, sein schabender Bart auf ihrer Haut, die über ihren Rücken streichende kühle Nachtluft, der Nylon-Schlafsack und der harte Boden darunter. Dann hörte sie seine gedämpfte, fast dumpfe Stimme: »Ich erstickte.« Sie rollte von ihm herunter. »Sind wir pervers?« fragte sie.



»Ja.« Sie kicherte. »Hast du so was schon mal gemacht?«  
Er zögerte, sagte dann: »Ja.«

»Wie ...« Sie war noch immer ein wenig verlegen. »Wie schmeckt es?«

»Warm und süß. Wie kondensierte Milch. Bist du gekommen?«

»Hast du's nicht gemerkt?« »Ich war nicht sicher.« Sie küßte ihn. »Ich bin gekommen. Zwar nicht stark, aber unverkennbar. Ein Titten- Org.« »Ich bin fast gekommen.«

»Wirklich?« Sie ließ ihre Hand über seinen Körper gleiten. Er hatte ein dünnes, pyjamaartiges Baumwollhemd an und Hosen, wie sie alle Afghanen trugen. Jane spürte seine Rippen und den Hüftknochen: Die weiche Fettschicht unter der Haut, die für Westler - mit Ausnahme der allerdünnsten - typisch war, hatte er verloren. Ihre Haut berührte sein steifes Glied und umschloß es mit ihren Fingern. »Ein gutes Gefühl«, sagte sie. »An diesem Ende auch.« Sie wollte ihm genauso viel Lust bereiten, wie er ihr bereitet hatte. Und so löste sie die Zugschnur an seiner Hose und holte sein Glied hervor. Sacht streichelte sie es, beugte sich dann darüber und küßte den Kopf. Dann ritt sie plötzlich ein kleines Teufelchen, und sie fragte: »Wie viele Frauen hast du gehabt, nachdem es zwischen uns aus war?« »Mach nur so weiter, und ich sag's dir.« »Okay.« Wieder streichelte und küßte sie sein Glied. Er schwieg. »Okay«, fragte sie nach einer Minute, »wie viele?«

»Warte, ich bin noch beim Zählen.«

»Schuft!« sagte sie und biß ihn.

»Autsch! Nicht viele, wirklich ... ich schwor's!«

»Und was machst du, wenn du keine Frau hast?«

»Dreimal darfst du raten.« r Sie war nicht zu bremsen.  
»Machst du's dir mit der Hand?«  
»Ach, hochedle Dame — ich bin doch so schüchtern.«  
»Du tust es also«, sagte sie triumphierend. »Woran denkst du, wenn du's tust?«  
»Würdest du's mir abkaufen, wenn ich sagte: Prinzessin Diana?«  
»Nein.«  
»Jetzt *bin* ich aber verlegen.« Die Neugier ließ Jane keine Ruhe. »Du mußt die Wahrheit sagen.«  
»Pam Ewing.«  
»Wer, zum Teufel, ist denn das?«  
»Du bist *wirklich* nicht auf dem laufenden. Sie ist Bobby Ewings Frau, *in Dallas*.« Jane erinnerte sich an die TV-Serie und an die Schauspielerin, und sie war verblüfft.  
»Das kann doch nicht dein Ernst sein.«  
»Du wolltest ja die Wahrheit wissen.«  
»Aber diese Frau ist doch aus Plastik!«  
»Wir sprechen hier über *Phantasie*.«  
»Kannst du dir denn keine emanzipierte Frau vorphantasieren?«  
»Phantasie ist nicht der richtige Platz für Politik.« Sie zögerte. »Wie machst du's denn?«  
»Was?«  
»Na, was du tust. Mit deiner Hand?«  
»So ungefähr das, was du tust, nur kräftiger.«  
»Zeig's mir.«  
»Jetzt bin ich nicht nur verlegen«, sagte er. »Jetzt wird's mir richtig peinlich.«  
»Bitte. Bitte, zeig's mir. Ich habe immer schon zusehen wollen, wenn ein Mann das macht. Ich hatte bloß noch nie den Mut zu fragen. Wenn du's mir jetzt abschlägst, werde ich's vielleicht niemals erfahren.« Sie nahm seine

Hand und führte sie dorthin, wo ihre eigene gewesen war. Nach ein paar Sekunden begann er, seine Hand langsam zu bewegen. Er machte ein paar halbherzige Versuche, seufzte dann, schloß die Augen und gab sich dann wirkliche Mühe.

»Du gehst so rauh damit um!« rief sie. Er hielt inne. »Ich kann's nicht tun ... wenn du's nicht auch tust.«

»Einverstanden«, sagte sie eifrig. Rasch zog sie sich ihre Hosen und das Höschen aus. Dann kniete sie sich neben ihn und fing an, sich zu streicheln.

»Komm näher«, sagte er. Seine Stimme klang ein wenig heiser. »Ich kann dich nicht sehen.« Er lag flach auf seinem Rücken. Sie schob sich näher, bis sie unmittelbar neben seinem Kopf kniete. Silbrig lag das Mondlicht auf ihrer Haut, auf ihren Brüsten und ihrer Scham. Er begann wieder zu masturbieren, schneller diesmal, und während sie sich selber streichelte, starrte er wie verückt auf ihre Hand. »Oh, Jane«, sagte er. Wie Pfeile der Lust strahlte es von ihren Fingerkuppen aus, wie ein vertrautes Gefühl, das sie mehr und mehr zu genießen begann. Sie sah, daß Ellis' Hüften sich im Rhythmus seiner Hand auf und nieder bewegten. »Ich möchte, daß du kommst«, sagte sie. »Ich möchte es sehen.« Irgendwie war sie über sich selbst schockiert, doch Erregung und Begierde behielten die Oberhand. Er stöhnte. Sie betrachtete sein Gesicht. Sein Mund war geöffnet, und er atmete schwer. Sie streichelte sich mit ihrem Mittelfinger.

»Steck deinen Finger rein«, keuchte er. »Ich möchte sehen, wie dein Finger reingleitet.« Das war etwas, das sie normalerweise nicht tat. Sie schob die Fingerkuppe hinein. Es fühlte sich glatt und schlüpfrig an. Sie steckte den Finger ganz hinein. Als Ellis das sah, keuchte er vor Erregung, und es sprang wie ein Funke auf Jane über. Sie

starrte wieder auf sein Glied. Immer heftiger bewegte er die Hüften, während er sich rieb, und mit wachsender Lust schob Jane den Finger hin und her. Plötzlich bäumte Ellis sich empor. Sein Rücken bildete eine Art Bogen, und er stöhnte, während ein Strahl weißen Samens aus seinem Glied hervorschoß. Unwillkürlich rief Jane: »Oh, mein Gott!«, ein zweiter Strahl folgte, ein dritter, ein vierter, dann floß der Samen über seine Brust, ihren Arm, ihr Haar, und als Ellis schließlich erschlaffte, wurde Jane von Wellen stoßhafter Lust geschüttelt, die ihr Finger ihr bereitete, bis auch sie erschöpft war. Sie sank zusammen, lag dann neben Ellis auf dem Schlafsack, ihren Kopf auf seinem Oberschenkel. Sein Glied war noch steif. Sie beugte sich müde darüber und küßte es; sie fühlte, wie er, ihre Liebkosungen erwidern, sein Gesicht zwischen ihre Schenkel schob. Eine Zeitlang blieben sie still liegen. Nichts war zu hören als beider Atemzüge und das Rauschen des Flusses auf der anderen Seite des Tals. Jane schaute hoch zu den Sternen. Sie funkelten hell am wolkenlosen Himmel. Die Nachtluft wurde kühler. Wir werden bald in den Schlafsack schlüpfen müssen, dachte sie und genoß den Gedanken: an seiner Seite einzuschlafen.

»Sind wir pervers?« fragte Ellis.

»Und ob«, sagte sie. Jane spielte mit ihren Fingerspitzen in seinem rotgoldenen Schamhaar. Sie hatte fast vergessen, wie es war, das Liebesspiel mit Ellis. Er unterschied sich so sehr von Jean- Pierre. Ihr Ehemann traf gern ausgiebige Vorbereitungen: Badeöl, Duftstoffe, Kerzenlicht, Wein, Violinen. Er war ein ziemlich penibler Liebhaber. Er sah es gern, wenn Jane sich vorher wusch, und hinterher eilte er selbst noch mal ins Badezimmer. Wenn sie ihre Periode hatte, rührte er sie

niemals an, und ganz sicher hätte er niemals an ihren Brüsten gesaugt und die Milch geschluckt wie Ellis. Ellis würde das tun, dachte sie, und je weniger hygienisch, desto besser. Sie lächelte unwillkürlich. Niemals, das wurde ihr jetzt bewußt, war sie völlig davon überzeugt gewesen, daß Jean-Pierre *gern* oralen Sex machte, so gut er sich auch darauf verstand. Bei Ellis gab es da keine Zweifel. Der Gedanke erweckte in ihr den Wunsch, daß er es jetzt bei ihr tat. Einladend öffnete sie ihre Schenkel. Sie fühlte, wie er sie küßte, seine Lippen, seine Zunge. Nach einiger Zeit rollte er sie auf den Rücken, kniete zwischen ihren Schenkeln und hob ihre Beine über seine Schultern. Sie fühlte sich völlig nackt, erschreckend offen und verletzlich und empfand dennoch eine tiefe Zärtlichkeit. Seine Zunge bewegte sich langsam in einer langen Kurve, ganz unten an ihrem Steißbein beginnend - *Oh, Gott*, dachte sie, *ich erinnere mich, wie er dies macht*-, und leckte dann zwischen ihren Hinterbacken. Er verhielt schließlich und stieß seine Zunge so tief wie möglich in ihre Vagina und zog sie wieder heraus, um die empfindliche Haut zu reizen, dort, wo die Lippen zusammentrafen mit der erregten Knospe dazwischen. Nach einer Weile nahm Jane seinen Kopf zwischen ihre Hände und begann, ihre Hüften zu heben und zu senken, während sie ihm durch den Druck ihrer Fingerkuppen auf seinen Schläfen anzeigte, wie und wo genau sie seine Liebkosungen wünschte: leichter oder stärker, höher oder tiefer, mehr links oder mehr rechts. Sie fühlte seine Hand und wie er zwei oder drei Finger in ihre Scheide hineinsteckte, und plötzlich wußte sie, was er tun würde: Einen Augenblick später zog er seine Hand zurück und steckte dann einen feuchten Finger langsam in ihren Anus. Sie erinnerte sich, wie schockiert sie gewesen war,

als er das zum ersten Mal gemacht hatte, und wie schnell sie dann Gefallen daran fand. Jean-Pierre wäre so etwas nicht im Traum eingefallen. Während sich die Muskeln ihres Körpers spannten und sie der Klimax immer näher kam, ging es ihr durch den Kopf, daß ihr Ellis mehr gefehlt hatte, als sie sich je eingestand; ja, dies war wohl der Grund dafür, daß sie so lange zornig auf ihn gewesen war: weil sie nie aufgehört hatte, ihn zu lieben - weil sie ihn immer noch liebte. Jetzt, da sie dies endlich erkannte, fühlte sie sich befreit von einer schrecklichen Last, und sie begann zu kommen, durchgeschüttelt wie ein Baum in einem Sturm. Es war, als würde es ewig so fort dauern. Jedes Mal, wenn die Empfindungen abzuklingen schienen, stieß er seinen Finger tiefer in ihren Anus oder leckte ihre Klitoris, und es fing wieder von vorne an. Bis sie ihn schließlich aus purer Erschöpfung bat: »Hör auf, hör bitte auf, ich habe keine Kraft mehr, es bringt mich noch um«; und so löste er sein Gesicht von ihr und ließ ihre Beine zu Boden gleiten. Er beugte sich über sie, wobei er sich auf seine Hände stützte, und küßte sie auf den Mund. Ihr Geruch war in seinem Bart. Sie lag lang ausgestreckt, zu müde, um ihre Augen zu öffnen, zu müde sogar, um seinen Kuß zu erwidern. Sie spürte sein Glied in sich, und sie dachte: *Er ist rasch wieder steif geworden*, und dann: *Es ist so lange her, Gott, was für ein Gefühl...* Er begann, sich hin und her zu bewegen, langsam zuerst und dann schneller. Sie öffnete die Augen. Sein Gesicht war über ihrem Gesicht, und er betrachtete sie. Dann beugte er den Kopf vor und blickte nach unten: dorthin, wo ihrer beider Körper vereinigt waren. Der Anblick entflammte ihn so sehr, daß sie sich wünschte, es gleichfalls sehen zu können. Plötzlich verlangsamte er das Tempo, und sie erinnerte sich, daß er

dies immer vor der Klimax tat. Er sah ihr in die Augen. »Küß mich, während ich komme«, sagte er und preßte seine Lippen auf ihren Mund. Ihre Zunge kam ihm entgegen, drang zwischen seine Lippen. Sie mochte es, wenn er kam. Er krümmte den Rücken und hob den Kopf, und dann stieß er einen Schrei aus wie ein wildes Tier, und Jane fühlte, wie er sich in sie ergoß. Als es vorbei war, beugte er den Kopf zu ihrer Schulter und strich mit seinen Lippen sacht über die weiche Haut ihres Halses, dabei Worte flüsternd, die sie nicht verstehen konnte. Nach ein oder zwei Minuten seufzte er tief und zufrieden, küßte sie auf den Mund, erhob sich dann auf die Knie, küßte ihre beiden Brüste, und zum Schluß fuhr er mit der Zunge schließlich wieder zwischen ihre Beine. Ihr Körper reagierte sofort. Sie hob ihr Becken, schob sich ihm entgegen. Da er ihre neu erwachte Erregung spürte, begann er zu lecken. Und wie stets machte sie die Vorstellung, daß er sie leckte, während aus ihr noch sein Samen quoll, nahezu wahnsinnig, und sie kam sofort, rief seinen Namen, immer wieder, bis der Orgasmus abklang. Er streckte sich lang neben ihr aus. Automatisch nahmen beide die Stellung ein, die sie früher einzunehmen pflegten, nachdem sie sich geliebt hatten: sein Arm um sie geschlungen, ihr Kopf auf seiner Schulter, ihr Schenkel quer über seinen Hüften. Er gähnte gewaltig, und sie mußte unwillkürlich kichern. Träge berührten sie einander; sie streckte eine Hand aus, um mit seinem schlaffen Penis zu spielen, während seine Finger ihren feuchten Schoß suchten. Sie leckte seine Brust und schmeckte den salzigen Schweiß auf seiner Haut. Sie betrachtete seinen Hals. Das Licht des Mondes vertiefte alle Linien und Falten und verriet sein Alter. Er ist zehn Jahre älter als ich, dachte Jane. Vielleicht ist er deshalb

ein so großartiger Liebhaber, weil er älter ist. »Warum bist du ein so toller Ficker?« fragte sie laut. Doch er gab keine Antwort, er schlief. Und so sagte sie: »Ich liebe dich, mein Liebster, schlafe gut«, und dann schloß sie die Augen.

\* Nach einem Jahr im Fünf-Löwen-Tal fand Jean-Pierre die Hauptstadt Kabul verwirrend und beängstigend. Die Gebäude waren zu hoch, die Autos fuhren zu schnell, und es gab zu viele Menschen. Als ein langer Konvoi russischer Laster vorüberdröhnte, mußte Jean- Pierre sich buchstäblich die Ohren zuhalten. Alles drang mit der Schockwirkung des Neuen auf ihn ein: Wohnblocks, Schulmädchen in Uniform, Straßenlampen, Fahrstühle, Tischdecken und der Geschmack des Weins. Nach vierundzwanzig Stunden war er noch immer übernervös. Es war die reine Ironie; schließlich stammte er aus Paris! Man hatte ihm ein Zimmer im Quartier für ledige Offiziere gegeben. Sobald Jane mit Chantal eintreffe, werde er ein Appartement erhalten, hatte man ihm versprochen. Im Augenblick hatte er das Gefühl, in einem billigen Hotel zu wohnen. Und wahrscheinlich war das Gebäude, bevor die Russen kamen, auch ein Hotel gewesen. Falls Jane jetzt eintraf — und damit war jede Minute zu rechnen -, würden sie alle drei versuchen müssen, für den Rest der Nacht hier irgendwie zurechtzukommen. Ich kann mich nicht beschweren, dachte Jean-Pierre; ich bin ja kein Held — bis jetzt. Er stand am Fenster seines Zimmers und blickte auf das nächtliche Kabul. Für mehrere Stunden war in der Stadt der Strom ausgefallen —vermutlich das Werk der Stadtguerillas, der Kameraden, der *hiesigen* Kameraden von Masud und seinen Leuten. Doch seit einigen Minuten gab es wieder Strom, und im Stadtzentrum sah



man jetzt einen schwachen Schein: Dort brannten die Straßenlaternen. Das herrschende Geräusch war das Dröhnen von Motoren, als Militärautos und -laster und Panzer geschwind durch die Stadt rollten auf dem Weg zu ihren mysteriösen Bestimmungsorten. Was gab es denn so Dringendes um Mitternacht in Kabul? Jean-Pierre hatte ja selbst beim Militär gedient, und falls die russische Armee im wesentlichen der französischen gleich, dann schien es sehr wohl denkbar, daß diese Blitzaktion mitten in der Nacht genauso sinnvoll war wie - wie etwa der Transport von fünfhundert Stühlen aus der Kaserne zu einem Saal am anderen Ende der Stadt: als Vorbereitung für ein Konzert, daß in zwei Wochen stattfinden sollte, jedoch voraussichtlich ausfallen würde. Da sein Fenster vernagelt war, konnte er die Nachtluft nicht riechen. Die Zimmertür war zwar nicht verschlossen, aber am Ende des Korridors saß ein russischer Feldwebel mit ausdruckslosem Gesicht auf einem Stuhl neben der Toilettentür, in der Hand eine Pistole. Wäre Jean-Pierre ernsthaft auf den Gedanken gekommen, das Gebäude verlassen zu wollen, so hätte der Feldwebel es zweifellos zu verhindern gewußt. Wo blieb Jane? Der Angriff auf Darg mußte doch bei Einbruch der Nacht beendet gewesen sein. Für einen Hubschrauber war der Flug von Darg nach Banda, um Jane und Chantal an Bord zu nehmen, eine Sache von Minuten. Und von Banda nach Kabul konnte es die Maschine dann in weniger als einer Stunde schaffen. Aber vielleicht kehrte die Einheit nach Bagram zurück, dem Luftstützpunkt nahe der Talmündung. In diesem Fall würde Jane wohl im Auto von Bagram nach Kabul kommen, zweifellos in Begleitung von Anatoli. Bestimmt freute sie sich so sehr, ihren Mann

wiederzusehen, daß sie ihm bereitwillig seine Täuschung verzeihen würde, vor allem wenn sie erst einmal begriff, wie er zu Masud stand. Noch während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, fragte er sich, ob es nicht doch bloß Wunschdenken war. Doch er verwarf die Zweifel sofort. Nein, er kannte Jane zu gut und hatte sie fest im Griff! Und sie würde *wissen*. Nur wenige Menschen würden das Geheimnis kennen und die Größe dessen begreifen, was er geleistet hatte; er war froh, daß sie zu diesem Kreis gehören würde. Er hoffte, daß Masud lebendig gefaßt worden war, damit die Russen ihm den Prozeß machen konnten und allen Rebellen klar werden würde, daß es aus war mit ihm. Sollte er getötet worden sein, war das auch nicht schlimm, vorausgesetzt man hatte seine Leiche. Falls man keine Leiche hatte oder eine unkenntliche, so würden die Propagandisten der Rebellen in Peschawar sofort in einer Presseverlautbarung behaupten, Masud sei noch am Leben. Natürlich würde letztendlich deutlich, daß er tot war, aber die unmittelbare Wirkung wäre abgeschwächt. Jean-Pierre hoffte sehr, daß sie wenigstens die Leiche hatten. Vom Korridor her kamen Schritte. Würde es Anatoli sein oder Jane - oder beide? Die Schritte klangen eindeutig männlich. Er öffnete die Tür und sah zwei ziemlich große russische Soldaten sowie einen dritten, kleineren Mann in einer Offiziersuniform. Zweifellos kamen sie, um ihn zu Anatoli und Jane zu bringen. Jean-Pierre war enttäuscht. Fragend blickte er zu dem Offizier, der eine Handbewegung machte. Die beiden Soldaten traten mit strammen Schritten in das Zimmer. Jean-Pierre wich unwillkürlich vor ihnen zurück. Er wollte protestieren, doch bevor er auch nur ein Wort äußern konnte, packte ihn einer der beiden Soldaten beim Hemd

und schmetterte ihm seine riesige Faust ins Gesicht. Jean-Pierre schrie auf vor Schmerz und Furcht. Der andere Soldat trat ihm mit seinem schweren Stiefel in den Unterleib: Es war, als ob man ihm einen Spieß durch seinen Körper rammte, und Jean-Pierre sank auf die Knie. Er wußte, daß ihm nun das Schlimmste bevorstand. Die beiden Soldaten zerrten ihn hoch und hielten ihn fest, jeder an einem Arm. Jetzt trat auch der Offizier ein. Verschwommen erkannte Jean-Pierre einen stämmigen jungen Mann, dessen Gesicht irgendwie deformiert war. Die eine Seite wirkte rötlich geschwollen, was ihm einen Ausdruck von gleichsam eingeätztem Hohn verlieh. In der behandschuhten Hand hielt er einen Knüppel. Während der nächsten fünf Minuten hielten die beiden Soldaten Jean-Pierre fest, der sich unter den Schlägen des Offiziers aufbäumte und losreißen wollte. Wieder und wieder traf der Holzknüppel sein Gesicht, seine Schultern, seine Knie, seine Schienbeine, seinen Bauch und seine Lenden - immer wieder seine Lenden. Jeder Schlag war genau gezielt und kraftvoll, und zwischen den einzelnen Schlägen trat jeweils eine Pause ein, so daß die Wirkung jedes Schlages so weit abklang, daß Jean-Pierre die Zeit blieb, den folgenden zu fürchten. Jeder Schlag ließ ihn vor Schmerzen schreien, und in den Pausen schrie er aus Furcht vor dem nächsten Schlag. Schließlich trat eine längere Pause ein, und Jean-Pierre begann draufloszureden, ohne zu wissen, ob sie ihn verstanden oder nicht: »Bitte nicht! Bitte nicht mehr schlagen, Herr Offizier! Ich tue alles, was Sie wünschen, aber bitte, schlagen Sie mich nicht, schlagen Sie mich nicht -.«

»Genug!« sagte eine Stimme auf französisch. Jean-Pierre öffnete die Augen und versuchte, durch das Blut, das ihm über die Stirn lief, seinen Retter zu erkennen, *der genug*

gesagt hatte. Es war Anatoli. Die beiden Soldaten ließen Jean-Pierre langsam zu Boden sinken. Er hatte das Gefühl, daß sein Körper in Flammen stand. Jede Bewegung war eine Qual. Jeder Knochen in seinem Körper schien gebrochen zu sein, seine Hoden zerquetscht, sein Gesicht ungeheuer geschwollen. Er öffnete den Mund, und Blut quoll hervor. Er schluckte und sprach dann mit aufgeplatzten Lippen. »Warum ... warum haben die das getan?«

»Das weißt du sehr gut«, erwiderte Anatoli. Jean-Pierre drehte seinen Kopf langsam von einer Seite zur anderen und kämpfte gegen das Gefühl an, die Besinnung zu verlieren. »Ich habe mein Leben für euch aufs Spiel gesetzt... Ich habe alles für euch getan ... Warum also?«

»Du hast uns eine Falle gestellt«, sagte Anatoli. »Durch deine Schuld haben heute einundachtzig Männer den Tod gefunden.« Jean-Pierre begriff, daß der Angriff offenbar ein Fehlschlag gewesen war und daß man das aus irgendeinem Grund ihm in die Schuhe schob. »Nein«, sagte er, »nicht durch meine Schuld -«

»Du hast darauf gebaut, weit vom Schuß zu sein, wenn die Falle zuschnappte«, fuhr Anatoli fort. »Aber das habe ich vereitelt, indem ich dich zwang, in den Hubschrauber zu steigen und mit mir zu kommen. Und deshalb bist du jetzt hier, um deine Strafe zu empfangen, eine überaus schmerzhafteste Strafe, die sehr, sehr lange andauern wird.« Er wandte sich zum Gehen.

»Nein«, sagte Jean-Pierre. »Warten Sie doch!« Anatoli drehte sich wieder zu ihm um. Jean-Pierre nahm alle Kraft zusammen, um trotz der Schmerzen klar zu denken. »Ich bin hierhergekommen ... ich habe mein Leben riskiert... ich habe Ihnen Informationen über die Konvois geliefert... Ihre Leute haben die Konvois angegriffen ...

und der Schaden, der den Rebellen dadurch entstanden ist, der ist doch viel größer als der Verlust von achtzig Mann ... es ist nicht logisch.« Mit Anstrengung versuchte er, einen zusammenhängenden Satz zustande zu bringen. »Wenn ich von einer Falle gewußt hätte, dann hätte ich Sie doch gestern davor warnen und um Gnade bitten können.«

»Woher haben die dann gewußt, daß wir das Dorf angreifen würden?« fragte Anatoli scharf.

»Die müssen Verdacht geschöpft haben ...«

»Wieso?« Jean-Pierre zermartete sich den benommenen Schädel. »Ist Skabun bombardiert worden?«

»Das glaube ich kaum.« Das ist es! dachte Jean-Pierre. Irgendjemand muß herausgefunden haben, daß Skabun nicht bombardiert worden ist. »Ihr hättet es bombardieren sollen«, sagte er. Anatoli wirkte nachdenklich. »Da muß irgendwer sein, der sich sehr gut darauf versteht, die richtigen Schlüsse zu ziehen.« Das war Jane, ging es Jean-Pierre durch den Kopf, und für einen Augenblick haßte er sie. Anatoli fragte: »Hat Ellis Thaler irgendwelche besonderen Merkmale?« Jean-Pierre wurde schwindlig, doch er wollte auf gar keinen Fall ohnmächtig werden, weil er fürchtete, daß man ihn wieder schlagen würde. »Ja«, erwiderte er angestrengt. »Eine große, kreuzförmige Narbe auf seinem Rücken.«

»Dann ist er's«, sagte Anatoli mit fast tonloser Stimme.

»Wer?«

»John Michael Raleigh, vierunddreißig Jahre alt, in New Jersey geboren, ältester Sohn eines Bauunternehmers. Er hatte einen kläglichen Abgang von der University of California in Berkeley und war später Captain bei den U.S. Marines. Seit 1972 ist er CIA-Agent. Familienstand: einmal geschieden, ein Kind, Aufenthaltsort der Familie

ein sorgsam gehütetes Geheimnis.« Er machte eine Handbewegung, als wolle er die Details beiseite wischen. »Es gibt gar keinen Zweifel, daß er es war, der mich heute bei Darg überlistet hat. Er ist brillant und sehr gefährlich. Von allen Agenten der westlichen imperialistischen Nationen ist er derjenige, den ich am liebsten fassen würde. In den letzten zehn Jahren hat er uns in mindestens drei Fällen irreparablen Schaden zugefügt. Voriges Jahr in Paris hat er ein Agentennetz zerstört, das wir in sieben- oder achtjähriger geduldiger Arbeit aufgebaut hatten. Im Jahr davor enttarnte er einen Agenten, den wir 1965 in den Geheimdienst eingeschmuggelt hatten - einen Mann, der gegebenenfalls ein Attentat auf den Präsidenten hätte verüben können. Und jetzt - jetzt haben wir diesen John oder Ellis hier im Pelz.« Jean-Pierre, auf dem Fußboden kniend, die Arme um seinen geschundenen Körper geschlungen, ließ seinen Kopf auf die Brust fallen und schloß verzweifelt die Augen. Er war soweit wieder bei sich - und voller Mitleid mit sich selbst: ein nacktes Kind in einer Löwenhöhle. Dabei hatte er doch so hohe Hoffnungen gehegt. Ganz auf sich selbst gestellt, hatte er dem afghanischen Widerstand einen Schlag versetzen wollen, von dem er sich nie wieder erholen würde. In diesem Teil des Globus hatte er den Lauf der Geschichte verändern wollen - Rache üben an den selbstgefälligen Herrschern des Westens und an jenem Establishment, das seinen Vater verraten und umgebracht hatte. Doch statt vor dem Triumph stand er nun vor der Niederlage. Im letzten Augenblick war ihm alles entrissen worden — von Ellis. Er vernahm Anatolis Stimme wie ein Murmeln aus dem Hintergrund. »Wir müssen davon ausgehen, daß Ellis bei den Rebellen erreicht hat, was er erreichen wollte. Die

Einzelheiten kennen wir zwar nicht, doch genügt der Umriß: ein Vereinigungspakt zwischen den Banditenführern als Gegenleistung für die Lieferung amerikanischer Waffen. Dadurch könnte die Rebellion noch jahrelang fort dauern. Wir müssen es verhindern, und zwar schnell.« Jean-Pierre öffnete die Augen und hob den Kopf. »Aber wie?«

»Wir müssen diesen Mann fassen, ehe er in die Vereinigten Staaten zurückkehren kann. Dann wird niemand wissen, daß er den Vertrag gutgeheißen hat, die Rebellen werden niemals die versprochenen Waffen erhalten, und das Ganze wird im Sande verlaufen.« Trotz seiner Schmerzen hörte Jean-Pierre fasziniert zu: Bestand womöglich doch noch eine Aussicht, Rache zu üben?

»Wenn wir ihn fassen würden, könnte das fast aufwiegen, das Masud uns entgangen ist«, fuhr Anatoli fort, und in Jean-Pierre erwachte neue Hoffnung. »Dann hätten wir nicht nur den gefährlichsten Einzelagenten neutralisiert, über den die Imperialisten verfügen. Man bedenke nur: ein echter, lebender CIA-Mann, hier in Afghanistan gefaßt... Drei Jahre lang hat die amerikanische Propagandamaschine behauptet, die afghanischen Banditen seien Freiheitskämpfer, die gegen die mächtige Sowjetunion einen heldenhaften David-gegen-Goliath-Kampf führen. Jetzt haben wir den Beweis für die Richtigkeit dessen, was wir schon die ganze Zeit erklärt haben. Daß Masud und die anderen nur Lakaien des amerikanischen Imperialismus sind. Wir können Ellis den Prozeß machen...«

»Aber die westlichen Zeitungen werden alles abstreiten«, sagte Jean-Pierre. »Die kapitalistische Presse -«

»Wen kümmert der Westen? Es sind die bündnisfreien Länder, die schwankenden Nationen der Dritten Welt

und vor allem die islamischen Nationen, die wir beeindruck-en wollen.« Ja, es *war* möglich, dachte Jean-Pierre: Noch ließ sich alles zum Triumph wenden, zum persönlichen Triumph, weil er es ja gewesen war, der die Russen vor der Anwesenheit eines CIA-Agenten im Fünf-Löwen-Tal gewarnt hatte.

»Also«, fragte Anatoli, »*wo* ist Ellis heute Nacht?«

»Er wird bei Masud sein, der seinen Standort ständig wechselt«, sagte Jean-Pierre. Ellis fassen, das war leichter gesagt als getan. Schließlich hatte Jean-Pierre ein ganzes Jahr gebraucht, bloß um Masud zu begegnen.

»Es leuchtet mir nicht ein, warum er weiterhin bei Masud bleiben sollte«, sagte Anatoli.

»Hatte er denn so etwas wie eine Basis?«

»Ja. Er wohnte bei einer Familie in Banda, theoretisch jedenfalls. Er war nur selten dort.«

»Trotzdem ist das offensichtlich die Stelle, wo man ansetzen muß.« Ja, natürlich, dachte Jean-Pierre. Falls Ellis nicht in Banda ist, wird vielleicht irgendwer wissen, wo er sich jetzt aufhält... Jane womöglich. Und falls sich Anatoli nach Banda aufmachte, um nach Ellis zu suchen, mochte er dabei auch Jane begegnen. Jean-Pierre spürte die Schmerzen kaum noch, als er sich klarmachte, daß das Spiel noch ganz und gar nicht verloren war. Im Gegenteil. Vielleicht würde er seinen Rachedurst am Establishment doch noch stillen können — und Ellis gefangen nehmen, der ihm seinen Triumph gestohlen hatte - *und* Jane und Chantal zurückbekommen. »Werde ich Sie nach Banda begleiten?« fragte er. Anatoli überlegte. »Ich glaube schon. Du kennst das Dorf und die Leute. Du könntest nützlich werden.« Jean-Pierre raffte sich mit aller Anstrengung hoch und verbiß sich mit



zusammengepreßten Zähnen die Schmerzen. »Wann brechen wir auf?«  
»Jetzt«, sagte Anatoli.

## 14

ELLIS HETZTE WIE ein Wilder, um den Zug noch zu erwischen, und ihn packte panische Angst, obwohl er wußte, daß es nur ein Traum war. Zuerst konnte er keinen Platz finden, um sein Auto zu parken, er fuhr Gills Honda -, und dann war da nirgendwo ein Fahrkartenschalter. Also würde er es ohne Fahrkarte schaffen müssen. Er drängte sich durch die dichte Menschenmenge in der riesigen Bahnhofshalle der Grand Central Station und erinnerte sich, daß er diesen Traum schon einmal geträumt hatte, mehrmals sogar und erst kürzlich wieder. Die Träume ließen ihn stets mit dem unerträglichen Gefühl zurück, daß alles Glück längst an ihm vorübergeglitten sei, unwiderruflich, und jetzt wühlte in ihm die Angst, daß *es* auch diesmal wieder geschehen würde. Immer verzweifelter bahnte er sich den Weg durch die Menge und erreichte endlich die Sperre zum Perron. In den Träumen zuvor war er immer hier stehengeblieben, weil der Zug bereits abgefahren war und man nur noch sehen konnte, wie der letzte Wagen in der Ferne verschwand. Heute jedoch stand der Zug noch da. Ellis lief den Bahnsteig entlang, der Zug setzte sich in Bewegung, und im letzten Moment sprang Ellis auf ein Trittbrett. Er war so froh, den Zug diesmal doch noch erwischt zu haben, ein Hochgefühl wallte in ihm auf. Er nahm seinen Sitz ein und wunderte sich nicht im mindesten darüber, daß er in einem Schlafsack lag, zusammen mit Jane. Draußen vor den Zugfenstern brach

über dem Fünf-Löwen-Tal der Tag an. Zwischen Schlaf und Wachzustand gab es keine scharfe Trennungslinie. Der Zug verblich allmählich, bis nur noch der Schlafsack da war und das Tal und Jane und das Gefühl der Freude. Irgendwann in der Nacht hatten sie den Reißverschluß des Schlafsacks zugezogen, und nun lagen sie dicht beieinander, so dicht, daß sie sich kaum bewegen konnten. Er spürte ihren warmen Atem an seinem Hals, und ihre großen Brüste quetschten gegen seine Rippen. Ihre Knochen drückten gegen ihn, ihre Hüfte und ihr Knie, ihr Ellbogen und ihr Fuß, aber er mochte das. Sie hatten immer eng beieinander geschlafen. Das »antike« Bett in ihrem Pariser Appartement hatte ihnen ohnehin keine andere Wahl gelassen. Was sein eigenes Bett betraf, so war es zwar größer gewesen, aber auch dort hatten sie engumschlungen geschlafen. Sie hatte oft behauptet, er sei nachts >zudringlich< geworden, doch daran konnte er sich morgens nie erinnern. Es war lange her, daß er die ganze Nacht zusammen mit einer Frau geschlafen hatte. Er versuchte, sich zu erinnern. Es war Jane gewesen. Die Frauen, die er in sein Washingtoner Appartement mitgenommen hatte, waren nie bis zum Frühstück geblieben. Jane war die erste und letzte und also *einzig*e Frau, mit der er je einen solch tabufreien Sex gehabt hatte. Wie ein Film lief vor seinem inneren Auge ab, was sie in der vergangenen Nacht gewagt hatten, und sofort bekam er eine Erektion. In Paris waren sie manchmal den ganzen Tag lang im Bett geblieben und nur aufgestanden, um was aus dem Kühlschrank zu holen oder eine Flasche Wein zu entkorken. Fast mühelos gelang es ihm, fünf- oder sechsmal zu kommen, während sie ihre Orgasmen bald nicht mehr zählen konnte. Er hatte sich nie für einen Sexualathleten gehalten, und

spätere Erfahrungen hatten auch gezeigt, daß er das nicht war - außer bei Jane. Durch sie wurde etwas frei, das, wenn er mit anderen Frauen zusammen war, wie in Fesseln gelegt schien, aus einem Gefühl der Furcht, der Schuld oder was auch immer. Niemand außer Jane hatte bei ihm diese Befreiung bewirkt. Vielleicht mit Ausnahme einer Frau: einer Vietnamesin, mit der er 1970 eine kurze, zum Scheitern verurteilte Affäre gehabt hatte. Jetzt war ihm wohl bewußt, daß er nie aufgehört hatte, Jane zu lieben. Im vergangenen Jahr hatte er seine Arbeit verrichtet, sich mit Frauen verabredet, Petal besucht und war zum Supermarkt gegangen wie ein Schauspieler, der eine Rolle spielte. Wäre er nicht nach Afghanistan gekommen, er hätte Jane bestimmt ewig nachgetrauert. Es schien ihm, daß er oft blind war gegenüber den wichtigsten Dingen, die ihn selbst betrafen. 1968 zum Beispiel war ihm nicht bewußt gewesen, daß er für sein Land kämpfen wollte; er hatte sich nicht klargemacht, daß er Gill heiraten wollte; in Vietnam hatte er nicht begriffen, daß er gegen den Krieg war. Jede einzelne Erkenntnis war für ihn bestürzend gewesen, und das hatte schließlich sein ganzes Leben von Grund auf umgekrempelt. Und dennoch: Selbsttäuschung war nicht notwendigerweise etwas Schlechtes, ohne Selbsttäuschung hätte er den Krieg nicht überleben können, und wäre er je nach Afghanistan gegangen, wenn er sich nicht eingeredet hätte, daß ihm an Jane *im Grunde* nichts mehr lag? Aber habe ich sie jetzt? fragte er sich. Viel hatte sie nicht gesagt. *Ich liebe dich, Liebling, schlafe gut.* Noch nie, so schien ihm, hatte er so wunderbare Worte gehört. »Worüber lächelst du?« Er öffnete die Augen und sah sie an. »Ich dachte, du schläfst noch«, sagte er.

»Ich habe dich beobachtet. Du siehst so glücklich aus.«

»Ja.« Tief atmete er die kühle Morgenluft ein und stützte sich auf einem Ellbogen hoch, um über das Tal hinwegzublicken. Im frühen Licht wirkten die Felder fast farblos, und der Himmel war perlgrau. Ellis wollte gerade antworten, als er plötzlich ein Geräusch hörte, ein Brummen. Er drehte den Kopf und lauschte.

»Was ist denn?« fragte sie. Er legte einen Finger auf ihre Lippen. Einen Augenblick später vernahm auch sie das Geräusch. Innerhalb weniger Sekunden schwoll es an und wurde unverkennbar: Hubschrauber im Anflug! Sekunden später tauchten über dem Bergkamm mehrere Maschinen hervor: drei der

>buckligen< Kampfhubschrauber, allesamt schwer bestückt, sowie einer der großen Transporthelikopter, vermutlich voller Soldaten.

»Zieh den Kopf ein!« rief Ellis. Der Schlafsack war braun und staubig wie der Boden ringsum; wenn sie sich versteckten, mochten sie von der Luft aus nicht auszumachen sein. Die Guerillas verhielten sich genauso, um für Flugzeuge unsichtbar zu bleiben - sie bedeckten sich mit lehmfarbenen, pattu genannten Decken, die jeder von ihnen bei sich trug. Jane verkroch sich im Schlafsack. Am Kopfe befand sich ein frei beweglicher Teil, in den man ein Kissen schieben konnte. Wenn es ihnen gelang, sich dieses Stück über die Köpfe zu ziehen, so waren sie aus der Luft wohl kaum auszumachen. Sie schafften es und hielten sich eng umklammert. Während sie so lagen, Ellis halb auf Jane, spähten sie zum Dorf hinunter. Die Hubschrauber schienen immer mehr an Höhe zu verlieren. Jane sagte: »Die werden doch nicht unten im Dorf landen, oder?«

»Doch«, sagte Ellis langsam, »das werden sie ...« Jane versuchte, aus dem Schlafsack zu kriechen. »Ich muß hinunter«, erklärte sie.

»Nein!« Ellis hielt sie an den Schultern fest. »Warte - warte nur ein paar Sekunden, damit wir sehen können, was passiert -«

»Aber Chantal —«

»Warte!« Obwohl sie jetzt nicht mehr gegen ihn ankämpfte, hielt er sie noch immer fest. Auf den Dächern der Häuser unten setzten sich verschlafene Menschen auf, rieben sich die Augen und blickten wie betäubt empor zu den großen Maschinen, die wie Riesenvögel über ihnen die Luft peitschten. Ellis konnte Janes Haus ausmachen. Er sah, wie Fara aufstand und sich in eine Art Laken hüllte. Unmittelbar neben ihr befand sich die winzige Matratze, auf der, unter Bettzeug verborgen, Chantal verborgen lag. Die Hubschrauber kreisten in der Luft. Sie wollten landen, dachte Ellis, aber nach der Pleite in Darg sind sie auf der Hut. Die Dorfbewohner reagierten hektisch. Manche rannten aus ihren Häusern heraus, andere rannten hinein. Kinder und Vieh wurden zusammengetrieben und in überdachte Winkel gepfercht. Mehrere Menschen versuchten zu fliehen, doch einer der Kampfhubschrauber flog tief über die Wege, die aus dem Dorf herausführten, und zwang die Leute zur Umkehr. Die Szene schien den russischen Befehlshaber davon zu überzeugen, daß diesmal kein Hinterhaltsangriff zu fürchten war. Der Transporthubschrauber und die drei, Kampfmaschinen sackten plump tiefer und landeten auf einem Feld. Sekunden später quollen aus dem Transporter Soldaten hervor. Wie Insekten plumpsten sie aus seinem mächtigen Bauch.

»Ich muß nach unten!« rief Jane. »Unbedingt.« »Hör zu!« sagte Ellis. »Sie befindet sich nicht in Gefahr - was immer die Russen wollen, hinter Babys sind sie nicht her. Aber es könnte sein, daß sie hinter *dir her* sind.« »Ich muß bei ihr sein —«

»Schluß mit der Panik!« rief er. »Wenn du bei ihr bist, *dann* wird sie in Gefahr sein. Bleibst du jedoch hier, ist sie in Sicherheit. Begreifst du denn nicht? Jetzt zu ihr zu eilen, wäre das Schlimmste, was du tun könntest.« »Ellis, ich *kann nicht* —«

»Du *mußt* -«

»O Gott!« Sie schloß die Augen. »Halte mich — ganz fest.« Er griff nach ihren Schultern und zog sie an sich. Die Soldaten umzingelten das Dorf. Nur ein einziges Haus befand sich außerhalb dieser Kette: das Heim des Mullah, das etwa vier- oder fünfhundert Meter von den übrigen Häusern entfernt lag, neben dem Pfad, der den Hang hinaufführte. Während Ellis noch seinen Blick darauf gerichtet hielt, eilte ein Mann aus dem abgelegenen Haus hervor. Ellis erkannte den rotgefärbten Bart: Es war Abdullah. Drei Kinder unterschiedlicher Größe und eine Frau mit einem Baby in den Armen folgten ihm und eilten den Pfad am Hang hinauf. Die Russen bemerkten ihn sofort. Ellis und Jane verkrochen sich tiefer in den Schlafsack. Der noch in der Luft befindliche Kampfhubschrauber schwenkte vom Dorf herüber und schwebte wenig später über dem Pfad. Aus dem Maschinengewehr unten in der Nase des Helikopters kam ein Feuerstoß, und unmittelbar vor Abdullahs Füßen staubte es auf. Abdullah verhielt mitten im Schritt, verlor ums Haar das Gleichgewicht, ein komischer Anblick. Er warf sich herum und lief zurück, während er seine Familie mit lauten Schreien und wild wedelnden Händen

aufforderte, ihm wieder ins Haus zu folgen. Doch als sie sich dem Haus näherten, hielt sie ein zweiter warnender Feuerstoß vom Eintreten ab, und einen Augenblick später strebte die ganze Familie hinunter zum Dorf. Durch das Schlagen der Rotorblätter tönten verschiedentlich Schüsse, doch schienen die Soldaten in die Luft zu feuern, um die Dorfbewohner einzuschüchtern. Sie drangen in die Häuser ein und trieben die Leute heraus, die meist bloß Nachthemden oder Unterwäsche trugen. Der Kampfhubschrauber, der den Mullah und seine Familie zurückgetrieben hatte, begann jetzt, über dem Dorf zu kreisen, sehr tief, als halte er Ausschau nach weiteren Flüchtlingen.

»Was haben die vor?« fragte Jane mit unsicherer Stimme.

»Keine Ahnung.«

»Ist das ein ... Vergeltungsschlag?«

»Gott bewahre.«

»Aber was sonst?«

»Vielleicht ist es ein neuer Versuch, Masud zu schnappen.«

»Aber der hält sich doch nie in der Nähe eines Ortes auf, wo ein Kampf stattgefunden hat.«

»Vielleicht hoffen sie, daß er sorglos ist oder müde oder sogar verwundet...« Ellis hatte nicht die leiseste Ahnung, was die Russen vorhaben mochten; möglicherweise ein Massaker, vergleichbar mit My-Lai in Vietnam. Die Dorfbewohner wurden in den Hof der Moschee getrieben. Die russischen Soldaten verfuhrten ziemlich grob, jedoch nicht brutal. Plötzlich rief Jane laut: »Fara!«

»Was ist los mit ihr?« »Sieh doch nur, was sie tut!« Ellis blickte zum Dach von Janes Haus. Fara kniete neben Chantals winziger Matratze, und Ellis konnte nur den winzigen, rosafarbenen Kopf sehen, der gerade noch

hervorlugte. Chantal schien noch zu schlafen und Ellis hoffte, daß sie trotz des Lärms weiterschlafen würde. Er sah, wie Fara ein Kissen neben Chantals Kopf legte und dann die Schlafdecke über das Gesicht des Babys zog.

»Sie versteckt sie«, sagte Jane. »Das Kissen ist eine Art Stütze, so daß das Kind auch unter der Decke genügend Luft bekommt.«

»Fara ist ein kluges Mädchen.«

»Ich wünschte, ich wäre *dort*.« Fara knüllte die Schlafdecke ein wenig, legte dann eine weitere unordentlich darüber. Einen Augenblick lang hielt sie inne und betrachtete alles mit kritischem Blick. Aus einiger Entfernung sah es so aus, als liege dort kein Baby, sondern nachlässig übereinandergeworfenes Bettzeug. Fara schien mit ihrem Werk zufrieden, denn sie trat zum Dachrand und stieg die Stufen hinunter zum Hof.

»Sie läßt sie allein«, sagte Jane.

»Chantal ist dort so sicher, wie es unter den Umständen nur geht.«

»Ich weiß, ich weiß!« Fara ließ sich jetzt, wie die anderen, in die Moschee treiben. Sie war eine der letzten.

»Alle Babys sind bei ihren Müttern«, sagte Jane. »Ich meine, Fara hätte Chantal mitnehmen sollen...«

»Nein«, sagte Ellis. »Warte ab. Du wirst's sehen.« Er wußte noch immer nicht, was die Russen vorhatten, doch falls es zu einem Massaker kam, dann war Chantal dort am sichersten aufgehoben, wo sie sich jetzt befand. Nachdem alle Bewohner in der Moschee zu sein schienen, begannen die Soldaten, das Dorf noch einmal zu durchkämmen. Sie liefen in die Häuser, tauchten wieder hervor, schossen in die Luft. Bei *denen* war die Munition nicht knapp, dachte Ellis. Der Hubschrauber,



der in der Luft geblieben war, flog tief und in immer weiteren Kreisen die Umgebung des Dorfes ab, wie auf der Suche. Einer der Soldaten betrat den Hof von Janes Haus. Ellis spürte, wie sich ihre Muskeln spannten. »Es wird schon alles glatt gehen«, flüsterte er ihr ins Ohr. Der Soldat betrat das Gebäude. Jane und Ellis starrten auf die Tür. Wenige Sekunden später kam der Soldat wieder heraus und stieg dann rasch die Außentreppe zum Dach hinauf.

»Oh, lieber Gott, rette sie!« flüsterte Jane. Der Soldat auf dem Dach warf einen Blick auf das verknüllte Bettzeug, blickte dann ringsum zu den anderen Dächern und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf seine engere Umgebung. Faras Matratze lag unmittelbar neben ihm; gleich dahinter lag Chantal. Der Soldat stieß mit der Stiefelspitze gegen Faras Matratze. Plötzlich drehte er sich um und lief die Treppe hinunter. Ellis atmete tief durch und blickte zu Jane. Ihr Gesicht war kalkweiß.

»Ich habe dir doch gesagt, daß es gut gehen würde«, sagte er. Sie begann zu zittern. Ellis wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Moschee zu. Den Hof davor konnte er nur zum Teil überblicken. Allem Anschein nach saßen die Dörfler in Reihen auf dem Boden. Er versuchte, sich vorzustellen, was dort wohl im Gange war. Verhörte man die Leute, um etwas über Masud und seinen jetzigen Aufenthaltsort zu erfahren? Es gab dort unten nur drei Personen, die etwas darüber wissen mochten — drei Guerillas, die in Banda lebten und gestern nicht mit Masud in den Bergen verschwunden waren: Schahazai Gul, der Mann mit der Narbe; Alischan Karim, der Bruder von Abdullah, dem Mullah; und Scher Kador, der Ziegenjunge. Schahazai und Alischan waren beide über vierzig und konnten ohne Mühe ängstliche

ältere Männer spielen. Scher Kador war erst vierzehn. Alle drei konnten glaubwürdig behaupten, über Masud nichts zu wissen. Es war ein wahres Glück, daß sich Mohammed nicht hier befand: Ihm hätten die Russen seine Ahnungslosigkeit nicht so leicht abgenommen. Die Waffen der Guerillas waren geschickt an Stellen versteckt, wo die Russen nicht suchen würden: im Dach eines Aborts, zwischen den Blättern eines Maulbeerbaums, tief in einem Loch am Flußufer.

»Da, sieh mal!« stieß Jane plötzlich hervor. »Der Mann dort vor der Moschee!« Ellis spähte hinunter. »Der russische Offizier mit der spitzen Mütze?« »Ja. Ich weiß, wer das ist — ich habe ihn schon mal gesehen. Das ist der Mann, der mit Jean-Pierre in der Steinhütte war. Anatoli.«

»Sein Kontaktmann«, sagte Ellis tonlos. Angestrengt starrend, versuchte er, die Gesichtszüge des Mannes zu erkennen: Aus dieser Entfernung wirkten sie irgendwie orientalisch. Was für ein Mensch war das? Zu den Treffs mit Jean-Pierre hatte er sich allein in Rebellengebiet gewagt, also mußte er Mut besitzen. Ellis' Gedanken wurden jäh unterbrochen, denn aus der Moschee tauchte noch jemand auf, ein bärtiger Mann in einem am Hals offenen weißen Hemd und dunklen Hosen im westlichen Stil.

»Allmächtiger Gott«, sagte Ellis. »Das ist ja Jean-Pierre.«

»Oh!« schrie Jane auf.

»Was, zum Teufel, geht da vor sich?« murmelte Ellis.

»Ich dachte, ich würde ihn niemals wieder sehen«, sagte Jane. Ellis warf ihr einen Blick zu. Ihr Gesicht trug einen sonderbaren Ausdruck. Gleich darauf begriff er, daß es ein Ausdruck der Reue war. Er blickte wieder zu der

Szene unten im Dorf. Jean-Pierre sprach mit dem russischen Offizier. Er gestikulierte, wies mit der Hand den Berghang hinauf.

»Er steht so komisch«, sagte Jane. »Er scheint Schmerzen zu haben.«

»Deutet er zu uns?« fragte Ellis.

»Er weiß nichts von dieser Stelle - niemand weiß etwas davon. Kann er uns vielleicht sehen?«

»Nein.«

»Aber wir können doch ihn sehen«, erwiderte sie zweifelnd.

»Er steht aufrecht vor einem klaren Hintergrund. Wir liegen flach und spähen aus einem Schlafsack hervor, hinter uns den vielfältig gefleckten Hang. Er kann uns nicht ausmachen - es sei denn, er wüßte genau, wohin er zu blicken hätte.«

»Dann zeigt seine Hand wohl hinauf zu den Höhlen.«

»Ja.«

»Und er sagt den Russen sicher, daß sie dort suchen sollen.« »Ja.«

»Aber das ist ja furchtbar. Wie kann er nur ...« Sie brach ab, fuhr dann nach einer Pause fort: »Aber natürlich - das ist genau das, was er die ganze Zeit getan hat, seit er hier ist: Menschen an die Russen zu verraten.« Ellis sah, daß Anatoli offenbar in ein Walkie-Talkie sprach. Gleich darauf dröhnte einer der in der Luft befindlichen Kampfhubschrauber den Hang hinauf und über ihre Köpfe hinweg. Oben auf der Hanghöhe landete er, immer noch deutlich zu hören, aber außer Sicht. Jean-Pierre und Anatoli entfernten sich von der Moschee. Jean-Pierre humpelte.

»Er hat tatsächlich Schmerzen«, sagte Ellis. »Ist offenbar verletzt.«

»Was mag da bloß geschehen sein?« Ellis vermutete, daß Jean-Pierre zusammengeschlagen worden war, doch er sagte es nicht. Was, so fragte er sich, mochte wohl in Jane vorgehen? Dort unten war ihr Mann an der Seite eines KGB-Offiziers, eines Obersten, der Uniform nach zu urteilen. Und hier war sie, in einem >Behelfsbett< mit einem anderen Mann. Empfund sie irgendeine Schuld? Oder Scham? Oder Treulosigkeit? Machte ihr das alles nichts aus? Haßte sie Jean-Pierre oder war sie nur enttäuscht von ihm? Sie hatte ihn geliebt. War von dieser Liebe noch irgendetwas übrig?

»Was empfindest du jetzt für ihn?« fragte er. Sie musterte Ellis mit einem langen, fast starren Blick, und sekundenlang schien es, als wolle sie wütend werden; doch in Wirklichkeit nahm sie Ellis' Frage nur überaus ernst. Schließlich sagte sie: »Traurig bin ich!« Sie schaute wieder zum Dorf hinunter. Jean-Pierre und Anatoli strebten auf Janes Haus zu, wo auf dem Dach Chantal lag, unter Bettzeug verborgen. Jane sagte: »Ich glaube, die suchen nach mir.« Ihr Gesicht wirkte sehr angespannt. Furchtsam starrte sie auf die beiden Männer dort unten. Ellis war sicher, daß die Russen nicht mit so vielen Maschinen und Männern gekommen waren, nur um Jane zu finden. Aber er sagte nichts. Jean-Pierre und Anatoli durchquerten den Hof des Krämerhauses und traten ein.

»Daß du mir bloß nicht weinst, mein Kleines«, sagte Jane leise. Es war ein Wunder, daß das Baby immer noch schlief, dachte Ellis. Aber vielleicht schlief Chantal gar nicht: Vielleicht war sie wach und schrie und man hörte es bloß nicht. Womöglich hatte der Soldat sie vorhin nicht hören können, weil gerade ein Hubschrauber über das Haus hinweggebraust war. Die beiden Männer traten

wieder aus dem Haus. Einen Augenblick lang blieben sie im Hof stehen und sprachen miteinander. Dann humpelte Jean-Pierre zu der Holztreppe, die aufs Dach hinaufführte. Mit unverkennbarer Mühe stieg er auf die erste Stufe, weiter schaffte er es nicht. Er kehrte um. Wieder wechselten die Männer kurz ein paar Worte. Dann war es der Russe, der die Treppe Stufe für Stufe erklimmte. Ellis hielt den Atem an. Anatoli erreichte die oberste Stufe und trat aufs Dach. Wie vor ihm der Soldat warf er einen Blick auf das unordentliche Bettzeug, blickte dann ringsum zu den anderen Häusern, richtete seine Aufmerksamkeit dann wieder auf das Dach des Krämerhauses. Wie vor ihm der Soldat stieß er mit der Stiefelspitze gegen Faras Matratze. Dann kniete er neben Chantal nieder. Behutsam zog er die Decke zurück. Jane schrie unwillkürlich auf, als Chantals rosiges Gesicht zum Vorschein kam. Falls sie hinter Jane her sind, dachte Ellis, werden sie Chantal mitnehmen, weil sie wissen, daß Jane sich stellen wird. Anatoli betrachtete sekundenlang das winzige Bündel.

»Oh, Gott, ich halt, das nicht aus!« stöhnte Jane. Ellis drückte sie fest an sich und sagte: »Warte doch, warte ab.« Obwohl er angestrengt spähte, konnte er den Gesichtsausdruck des Kindes nicht erkennen; die Entfernung war zu groß. Der Russe schien nachzudenken. Plötzlich faßte er offenbar einen Entschluß. Er beugte sich vor, deckte das Baby sorgfältig zu, richtete sich dann auf und entfernte sich. Jane brach in Tränen aus. Vom Dach her sagte Anatoli etwas zu Jean-Pierre, und er schüttelte dabei nachdrücklich den Kopf. Dann stieg er die Treppe zum Hof hinunter.

»Warum hat er das getan?« grübelte Ellis laut. Anatolis Kopfschütteln war leicht genug zu deuten. Es besagte: *Es*

*ist niemand auf dem Dach.* Der Russe belog Jean-Pierre also. Aber warum? Zweifellos hätte Jean-Pierre das Baby mitnehmen wollen, doch daran lag Anatoli nichts. Des weiteren ließ sich folgern, daß Jean-Pierre Jane finden wollte, der Russe jedoch nicht an ihr interessiert war. Wem aber galt *dann* sein Interesse? Die Antwort lag auf der Hand. Er war hinter Ellis her.

»Ich fürchte, ich habe Mist gebaut«, sagte Ellis halb im Selbstgespräch. Jean-Pierre wollte Jane und Chantal, Anatoli dagegen suchte ihn. Er wollte sich für die gestrige Demütigung rächen; er wollte verhüten, daß er, Ellis, mit dem Vertrag, den die Rebellenführer unterzeichnet hatten, in den Westen zurückkehrte; und er wollte Ellis vor Gericht stellen, um der Welt zu beweisen, daß hinter der afghanischen Rebellion die CIA stand. An all das hätte ich gestern denken sollen, grübelte Ellis verbittert. Allerdings konnte Anatoli nicht *wissen*, daß ich mich hier befand - ich hätte ja auch in Darg oder Astana sein können oder bei Masud irgendwo in den Bergen. Es war also ein Lotteriespiel gewesen - und wäre ums Haar ein Haupttreffer geworden. Anatoli besaß einen guten Instinkt. Er war ein Gegner von Format. Und noch war die Schlacht nicht vorüber. Jane weinte. Ellis strich ihr übers Haar und redete tröstend auf sie ein, während er beobachtete, wie Jean-Pierre und Anatoli zu den Hubschraubern zurückgingen, die mit rotierenden Drehflügeln auf den Feldern standen. Der Kampfhubschrauber, der oben bei den Höhlen gelandet war, erhob sich wieder in die Luft und flog über Ellis und Jane hinweg. Ellis fragte sich automatisch, was mit den sieben verwundeten Guerillas in der Klinik geschehen war. Hatte man sie verhört oder gefangengenommen oder beides? Jetzt ging alles sehr rasch. Die Soldaten eilten

von der Moschee zum Transporthubschrauber und kletterten sofort hinein. Jean-Pierre und Anatoli stiegen in einen der Kampfhelikopter. Eine nach der anderen stiegen die häßlichen Maschinen auf, ein wenig schwankend, bis sie sich oberhalb der Bergrücken befanden. Dann schwenkten sie seitlich ab und hielten in gerader Linie auf Süden zu. Ellis konnte sich denken, was in Janes Kopf vorging. »Warte noch ein bißchen, bis alle Hubschrauber fort sind - jetzt bloß nichts gefährden.« Sie nickte stumm, die Augen voller Tränen. Langsam kamen die Leute von Banda aus der Moschee. Sie wirkten verängstigt. Jetzt befand sich auch der letzte Hubschrauber in der Luft und schwenkte südwärts ab. Jane kroch aus dem Schlafsack, schlüpfte in Hosen und Hemd, das sie erst zuknöpfte, als sie schon, rutschend und stolpernd, den Hang hinuntereilte. Ellis blickte ihr nach. Er beschloß, ihr nicht sofort zu folgen. Es war besser, ihr Zeit zu lassen, mit Chantal eine Weile allein zu sein. Sie verschwand jetzt hinter dem Haus des Mullahs, war nicht mehr zu sehen. Ellis richtete seinen Blick auf das Dorf. Das Leben dort begann sich zu normalisieren. Er konnte laute, erregte Stimmen hören. Die Kinder liefen herum und spielten Helikopter oder zielten mit imaginären Gewehren oder trieben Hühner zum »Verhör«. Die meisten Erwachsenen gingen langsam zu ihren Häusern zurück. Ellis erinnerte sich an die sieben verwundeten Guerillas in der Höhlenklinik. An sie und an den Jungen mit der einen Hand. Er beschloß, nach ihnen zu sehen. Nachdem er sich angezogen hatte, rollte er seinen Schlafsack zusammen und begann, den Pfad hinaufzusteigen. Allen Winderman fiel ihm ein, der Mann, der ihm im grauen Anzug mit gestreifter Krawatte in einem Washingtoner Restaurant

gegenübergeessen hatte, um ihn schließlich, in seinem Salat stochernd, zu fragen: »Und wie stehen die Chancen, daß die Russen unseren Mann fassen könnten?« *Die sind gering*, hatte Ellis erwidert. *Wenn die Russen nicht einmal Masud erwischen können, wie sollten sie dann einen Geheimagenten fassen, der sich mit Masud treffen soll?* Jetzt kannte er die Antwort: mit Hilfe von Jean-Pierre. »Verdammt soll er sein, der Mistkerl«, sagte er laut. Er erreichte die Lichtung. Aus der Höhlenklinik kam kein Geräusch. Hoffentlich, dachte er, haben die Russen die verwundeten Guerillas nicht mitgenommen und auch nicht den Jungen — Mohammed würde untröstlich sein. Er betrat die Höhle. Die Sonne stand jetzt hoch genug, um auch in das Innere der Höhle ein wenig Licht fallen zu lassen. Die Verletzten waren noch alle dort, lagen still und ruhig.

»Ist bei euch alles in Ordnung?« fragte Ellis in der Dari-Sprache. Er erhielt keine Antwort. Niemand bewegte sich.

»Oh, Gott«, sagte Ellis tonlos. Er kniete neben einem Guerilla nieder und berührte sein bärtiges Gesicht. Der Mann lag in einer Blutlache. Ihn hatte ein Kopfschuß getroffen, aus nächster Nähe. Hastig trat Ellis vom einen zum anderen. Sie waren alle tot. Und tot war auch das Kind.

## 15

IN BLINDER PANIK hetzte Jane durch das Dorf. Sie stieß Menschen beiseite, prallte gegen Mauern, stolperte und stürzte, raffte sich wieder hoch, ununterbrochen schluchzend und keuchend und stöhnend. *Es wird ihr schon nichts passiert sein*, sagte sie sich wieder und



wieder. Und dennoch: *Warum ist Chantal nicht aufgewacht?* und *Was hat Anatoli getan?* und *Ist mein Baby verletzt?* Endlich erreichte sie den Hof des Krämerhauses und stieg, jeweils zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe zum Dach hinauf. Neben der winzigen Matratze fiel sie auf die Knie und zog die Decke zurück. Chantals Augen waren geschlossen. Atmet sie? dachte Jane. Atmet sie? Und dann öffnete Chantal die Augen, sah ihre Mutter an und lächelte - zum ersten Mal überhaupt. Jane nahm sie auf und drückte sie in überschwänglicher Freude an sich; sie hatte das Gefühl, ihr Herz müsse bersten. Chantal begann zu weinen, erschrocken über die heftige Bewegung, und auch Jane weinte, vor lauter Glück und Erleichterung, weil ihrem kleinen Mädchen nichts passiert war, weil es noch lebte, warm und weich, jetzt laut plärrend - Chantal, die gerade erst gelächelt hatte, zum allerersten Mal. Nach einer Weile beruhigte sich Jane, und Chantal, den Wechsel spürend, wurde gleichfalls ruhig. Jane schaukelte das Baby in ihren Armen, tätschelte ihr rhythmisch den Rücken und küßte das sanfte, kahle Köpfchen. Irgendwann wurde Jane dann bewußt, daß es auf der Welt auch noch andere Menschen gab, und sie fragte sich, was die Russen in der Moschee mit den Dorfbewohnern gemacht haben mochten und ob alle wohlauf waren. Sie stieg zum Hof hinunter, und dort traf sie Fara. Jane betrachtete das Mädchen einen Augenblick; die schweigsame, schüchterne Fara, die so ängstlich war und so leicht zu erschrecken: Wo hatte sie den Mut hergenommen und die Geistesgegenwart, Chantal unter unordentlichem Bettzeug zu verstecken, während die Russen mit ihren Hubschraubern landeten und, nur ein kurzes Stück entfernt, aus ihren Gewehren

Schüsse abgaben? »Du hast sie gerettet«, sagte Jane. Fara blickte so furchtsam drein, als sei eine Beschuldigung gegen sie vorgebracht worden. Jane nahm Chantal auf die linke Hüfte und legte den rechten Arm um Fara, drückte sie an sich. »Du hast mein Baby gerettet!« sagte sie. »Ich danke dir! Ich danke dir!« Fara strahlte einen Augenblick vor Freude, brach dann jedoch in Tränen aus. Jane versuchte, sie zu beschwichtigen, und sie tätschelte ihr den Rücken, so wie sie Chantals Rücken getätschelt hatte. Sobald Fara sich wieder beruhigt hatte, fragte Jane: »Was ist in der Moschee passiert? Ist irgend jemand verletzt?«

»Ja«, sagte Fara verwirrt. Jane lächelte. Man konnte Fara nicht drei Fragen hintereinander stellen und eine vernünftige Antwort erwarten. »Was ist geschehen als du in die Moschee kamst?«

»Sie fragten, wo der Amerikaner ist.«

»Wen fragten sie?«

»Alle. Aber keiner wußte es. Der Doktor fragte mich, wo du seist und das Baby, und ich sagte, das wüßte ich nicht. Dann nahmen sie sich drei von den Männern vor: zuerst meinen Onkel Schahazai, dann den Mullah, dann Alischan Karim, den Bruder des Mullahs. Die drei befragten sie dann noch einmal, aber es hatte keinen Zweck, denn die Männer wußten nicht, wohin der Amerikaner gegangen war. Dann schlugen die Russen die Männer.«

»Sind sie schlimm verletzt?«

»Sie haben nur Schläge gekriegt.«

»Ich werde sie mir ansehen.« Besorgt erinnerte Jane sich daran, daß Alischan ein schwaches Herz hatte. »Wo sind sie jetzt?«

»Noch in der Moschee.«

»Komm mit!« Jane ging ins Haus, und Fara folgte. Im vorderen Raum fand Jane auf dem alten Ladentisch ihre Schwesterntasche. Sie fügte dem normalen Inhalt noch ein paar Nitroglyzerin-Tabletten hinzu und trat dann wieder ins Freie. Während sie auf die Moschee zustrebte, Chantal noch immer fest im Arm, fragte sie Fara: »Was ist sonst noch passiert?«

»Der Doktor hat mich gefragt, wo du bist. Ich habe zu ihm gesagt, das weiß ich nicht. Und das war die Wahrheit.«

»Haben sie dir weh getan?«

»Nein. Der Doktor schien sehr wütend zu sein. Aber geschlagen hat mich keiner.« Jane fragte sich, weshalb Jean-Pierre so wütend gewesen war. Ahnte er vielleicht, daß sie die Nacht mit Ellis verbracht hatte? Plötzlich wurde ihr bewußt, daß vermutlich das ganze Dorf denselben Verdacht hegte. Wie würden die Leute reagieren? War es für sie nicht vielleicht der endgültige Beweis, daß sie die Hure von Babylon war? Aber noch würde sie vor einer Achtung sicher sein — zumindest, solange es noch Verletzte gab, die versorgt werden mußten. Sie erreichte die Moschee und betrat den Hof. Abdullahs Frau sah sie, eilte herbei und führte sie zu der Stelle, wo ihr Mann auf dem Boden lag. Auf den ersten Blick schien mit ihm alles in Ordnung zu sein, und da Jane sich wegen Alischans Herz Sorgen machte, überließ sie den Mullah erst einmal sich selbst und trat zu Alischan, der in der Nähe lag. Sein Gesicht war grau, er atmete mühsam und hatte eine Hand auf seine Brust gelegt: Die Schläge hatten, genau wie von Jane befürchtet, einen Anginaanfall ausgelöst. Sie gab ihm eine Tablette und sagte: »Kauen, nicht einfach schlucken.« Sie blickte zu Fara, reichte ihr Chantal,

untersuchte Alischan dann in aller Eile. Die Schläge hatten schlimme Spuren hinterlassen, aber Knochenfrakturen hatte er offenbar nicht erlitten. »Womit haben sie dich geschlagen?« fragte sie ihn.

»Mit ihren Gewehrkolben«, erwiderte er heiser. Sie nickte. Er konnte von Glück sagen: Der einzige gefährliche Schaden, den sie ihm zugefügt hatten, war der Streß, der üble Auswirkungen auf sein Herz haben konnte — doch davon erholte er sich bereits. Sie betupfte die aufgerissenen Hautstellen mit Jod und sagte ihm, er solle noch eine Stunde am selben Platz liegen bleiben. Jetzt wandte sie sich wieder Abdullah zu. Doch als der Mullah sah, daß sie sich ihm näherte, winkte er sie laut schreiend von sich fort. Sie wußte, was ihn so erzürnt hatte: Seiner Überzeugung nach hätte er bei der Behandlung absolute Priorität genießen müssen. Er war beleidigt, weil sie sich zuerst um Alischan gekümmert hatte. Jane dachte nicht daran, sich zu entschuldigen. Sie hatte ihm schon früher klargemacht, daß sie ihre Patienten nach der jeweiligen Dringlichkeit behandelte und nicht nach der Rangfolge. Jetzt drehte sie sich von ihm fort. Wozu darauf bestehen, den alten Narren zu untersuchen? Wenn er die Kraft hatte, sie so anzubrüllen, dann würde er seine Blessuren zweifellos überleben. Sie ging zu Schahazai, dem narbigen alten Kämpfer. Er war bereits von seiner Schwester Rabia, der Hebamme, untersucht worden, die jetzt dabei war, seine Wunden zu waschen. Rabias Kräutersalben wirkten zwar nicht ganz so antiseptisch, wie es wünschenswert war, doch Jane glaubte, daß Rabias Mittel, alles in allem, für den Heilungsprozeß eher günstig waren. So beschränkte sie sich darauf, Schahazai die Finger und seine Zehen bewegen zu lassen. Soweit schien bei ihm alles in

Ordnung zu sein. Wir haben Glück gehabt, ging es Jane durch den Kopf. Auf einmal waren die Russen da, doch wir sind mit leichteren Verletzungen davongekommen. Gott sei Dank. Vielleicht können wir jetzt hoffen, daß sie uns eine Weile in Frieden lassen - womöglich, bis die Route zum Khaiber-Paß wieder offen ist.

»Ist der Doktor ein Russe?« fragte Rabia abrupt.

»Nein.« Zum ersten Mal fragte sich Jane, was genau Jean-Pierre vorgehabt haben mochte. Wenn er mich gefunden hätte, dachte sie, was würde er zu mir gesagt haben?

»Nein, Rabia, er ist kein Russe. Aber er scheint sich auf ihre Seite geschlagen zu haben.«

»Er ist also ein Verräter.«

»Ja, ich glaube, das ist er.« Jane fragte sich, worauf die alte Rabia hinauswollte. Irgendetwas hatte sie auf dem Herzen.

»Kann eine Christin von ihrem Mann geschieden werden, weil er ein Verräter ist?« In Europa braucht's viel weniger dazu, dachte Jane, und so sagte sie: »Ja.«

»Ist das der Grund, warum du jetzt den Amerikaner geheiratet hast?« Jetzt begriff Jane. Daß sie die Nacht mit Ellis auf dem Berghang verbracht hatte, schien Abdullahs Beschuldigung, sie sei eine westliche Hure, bestätigt zu haben. Rabia, die seit langem im Dorf Janes führende Anhängerin war, wollte Abdullahs Bezeichnung offenbar konterkarieren. Jane sei — gemäß den sonderbaren christlichen Gesetzen, von denen die wahren Gläubigen nichts wußten - in aller Eile von dem Verräter geschieden worden, um sodann, gemäß denselben Gesetzen, den Amerikaner zu heiraten. Also gut, dachte Jane.

»Ja«, sagte sie, »das ist der Grund, aus dem ich den Amerikaner geheiratet habe.« Rabia nickte zufrieden. Ein

wenig fühlte Jane sich wirklich schuldig. Schließlich war sie ja tatsächlich mit bemerkenswerter Schnelligkeit vom Bett des einen Mannes übergewechselt in das des anderen. Aber laß sie denken, was sie wollen, sagte sie zu sich selbst. Sie betrachtete sich nicht als mit Ellis verheiratet. Fühle ich mich von Jean-Pierre geschieden? fragte sie sich. Die Antwort lautete: Nein. Etwas anderes war es mit dem Gefühl, ihm gegenüber keine Verpflichtungen mehr zu haben. Damit ist es zu Ende, dachte sie. Nach dem, was er getan hat, schulde ich ihm nichts. Erleichtert fühlte sie sich nicht. Der Gedanke machte sie nur traurig. Etwas unterbrach sie in ihren Grübeleien. Am Eingang zur Moschee schien plötzlich große Betriebsamkeit zu herrschen, und als Jane sich umdrehte, erblickte sie Ellis, der etwas in seinen Armen trug. Während er näher kam, sah sie, daß sein Gesicht ein einziger Ausdruck von Zorn war, und blitzhaft stellte sich bei ihr die Erinnerung ein, daß sie ihn schon einmal so gesehen hatte: als ein leichtsinniger Taxifahrer plötzlich einen scharfen U-Bogen machte und dabei mit einem jungen Motorradfahrer zusammenprallte, der ziemlich schwere Verletzungen erlitt. Ellis und Jane hatten das Ganze beobachtet und den Krankenwagen geholt - damals hatte Jane noch keinerlei medizinische Kenntnisse gehabt -, und Ellis hatte immer und immer wieder gesagt: »So überflüssig, es war so überflüssig.« Sie erkannte, was es war, das er wie ein Bündel in den Armen hielt: Es war ein Kind; und Jane begriff, daß es tot war. Ihre erste unwillkürliche Reaktion war: *Gott sei Dank, daß es nicht mein Baby ist.* Aber als sie dann genauer hinblickte, sah sie, daß es das einzige Kind im Dorf war, das ihr manchmal wie ihr eigenes erschienen war, der einhändige Mousa, der Junge, dem sie das

Leben gerettet hatte. Enttäuschung überwältigte sie, jenes Bewußtsein eines unwiederbringlichen Verlustes, das stets eingetreten war, wenn sie und Jean-Pierre lange und mit aller Kraft und dennoch vergeblich um das Leben eines Patienten gekämpft hatten. Aber dieser Verlust war besonders schmerzhaft, weil Mousa sich so tapfer gezeigt hatte und so entschlossen, mit seiner Behinderung fertig zu werden; sein Vater war so stolz auf ihn gewesen. Warum er? dachte Jane, während ihr Tränen in die Augen traten. Warum er? Die Menschen sammelten sich um Ellis, doch sein Blick suchte Jane.

»Sie sind alle tot«, sagte er in der Dari-Sprache, damit ihn jeder verstehen konnte. Einige der Frauen begannen zu weinen.

»Wie?« fragte Jane.

»Von den Russen erschossen. Alle.«

»O mein Gott.« Erst gestern abend hatte sie gesagt: *Keiner von ihnen wird sterben* — an ihren Wunden, hatte sie gemeint. Und sie war fest davon überzeugt gewesen, daß jeder von ihnen, der eine schneller, der andere langsamer, seine volle Gesundheit und Kraft wiedergewinnen würde unter ihrer Pflege. Und nun waren alle - tot.

»Aber warum haben sie das Kind umgebracht?« rief sie.

»Ich glaube, er hat sich gewehrt.« Jane runzelte verwundert die Stirn. Ellis drehte die Last in seinen Armen so, daß man Mousas Hand sehen konnte. Die kleinen Finger waren fest um den Griff des Messers geklammert, das ihm sein Vater geschenkt hatte. An der Klinge war Blut. Plötzlich erklangen laute Klagerufe, und Halima drängte sich durch die Menge. Sie nahm die Leiche ihres Sohnes aus Ellis' Armen und sank dann zu Boden, unaufhörlich seinen Namen schreiend. Die

Frauen sammelten sich um sie. Jane wandte sich ab. Sie winkte Fara, ihr zu folgen, und ging langsam nach Hause zurück. Es war erst wenige Minuten her, daß sie geglaubt hatte, das Dorf sei glimpflich davongekommen. Und nun hatten sieben Männer und ein Junge den Tod gefunden. Jane weinte nicht. Sie hatte keine Tränen mehr. Sie fühlte sich nur schwach in ihrer Trauer. Sie betrat das Haus und setzte sich, um Chantal zu stillen. »Wie geduldig du gewesen bist, Kleines«, sagte sie, als sie dem Baby die Brust gab. Ein oder zwei Minuten später trat Ellis ein. Er beugte sich zu ihr und küßte sie. Dann betrachtete er sie einen Augenblick und sagte: »Du siehst aus, als ob du wütend auf mich wärst.« Erst jetzt wurde Jane bewußt, daß er Recht hatte. »Männer sind so gewalttätig«, sagte sie verbittert. »Offenbar hat der Junge die Soldaten mit seinem Jagdmesser attackiert — wer hat ihn zu einem solchen Wahnsinn erzogen? Wer hat ihm eingeredet, es sei geradezu seine Pflicht, in seinem Leben so viele Russen wie möglich zu töten? Wer war da sein Vorbild? Doch nicht seine Mutter. Sondern sein Vater. Es ist Mohammeds Schuld, daß er tot ist - ja, Mohammeds Schuld und auch deine.« Ellis musterte sie verblüfft.

»Wieso meine?« Sie wußte, daß sie sehr grob zu ihm war, konnte sich jedoch nicht beherrschen. »Die Russen haben Abdullah, Alischan und Schahazai geschlagen, um von ihnen zu erfahren, wo du bist«, sagte sie. »Die haben nach dir gesucht. Das war der Zweck der ganzen Übung.«

»Ich weiß. Aber bin ich deshalb am Tod des kleinen Jungen schuld?«

»Es ist geschehen, weil du hier bist, wo du nicht hingehörst.«



»Vielleicht. Aber *für das* Problem weiß ich eine Lösung. Ich mache mich davon. Wenn ich bleibe, laufe ich nicht nur Gefahr, geschnappt zu werden - denn letzte Nacht hatten wir ein ganz unverschämtes Glück -, sondern riskiere auch, daß mein fragiler kleiner Plan in die Brüche geht, der Plan, die verschiedenen Stämme im Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu vereinen. Es droht sogar noch Schlimmeres. Die Russen würden mich in einem Schauprozeß vor Gericht stellen, um ein Maximum an Propaganda herauszuholen. Da, seht nur, wie die CIA versucht, die inneren Probleme eines Landes der Dritten Welt für ihre Zwecke auszubeuten. So in der Art etwa.«

»Du bist wirklich ein wichtiger Mann, wie?« Es schien sonderbar, daß all das, was hier in diesem abgelegenen Tal geschah, weltweite Auswirkungen haben sollte. »Aber du kannst nicht fort. Die Route zum Khaiber-Paß ist blockiert.«

»Es gibt eine andere Möglichkeit: die Butterfährte.«

»Oh, Ellis ... die ist sehr schwierig - und gefährlich.« Sie stellte sich vor, wie er über die hohen, windgepeitschten Pässe kletterte. Er konnte sich verirren und im Schnee erfrieren oder von den barbarischen Nuristanis ausgeraubt und ermordet werden. »Bitte, tu das nicht.«

»Wenn es eine andere Möglichkeit gäbe, würde ich sie wahrnehmen.« Also würde sie ihn wieder verlieren, würde wieder allein sein. Der Gedanke deprimierte sie. Sie hatte mit Ellis nur eine einzige Nacht verbracht. Was hatte sie erwartet? Sie war sich nicht sicher. »Ich hätte nicht gedacht, daß ich dich so bald wieder verlieren würde«, sagte sie, während sie Chantal an die andere Brust legte. Er kniete sich vor sie hin und nahm ihre Hand. »Du hast diese Situation noch nicht richtig

durchdacht«, sagte er. »Denk an Jean-Pierre. Ist dir denn nicht klar, daß er dich wiederhaben will?« Jane überlegte. Ellis hatte Recht. Jean-Pierre fühlte sich jetzt mit Sicherheit gedemütigt und gleichsam entmannt. Seine Wunden konnten nur heilen, wenn er Jane wieder hatte, in seinem Bett und in seiner Gewalt. »Aber was würde er mit mir tun?« fragte sie.

»Wahrscheinlich würde er wollen, daß du und Chantal den Rest eures Lebens in irgendeiner sibirischen Bergbaustadt verbringt, während er in Europa spioniert und euch alle zwei oder drei Jahre mal besucht.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Er könnte dich zwingen. Oder dich umbringen.« Jane erinnerte sich daran, wie sie von Jean-Pierre zusammengeschlagen worden war. Eine leichte Übelkeit stieg in ihr auf.

»Werden ihm die Russen helfen, mich zu finden?« fragte sie.

»Ja.«

»Aber warum? Was kann denen an mir liegen?«

»Erstens sind sie's ihm schuldig. Zweitens ist ihnen klar, daß sie ihn auf diese Weise bei Laune halten. Und drittens weißt du zuviel. Du kennst Jean-Pierre sehr genau, und du hast Anatoli gesehen; du könntest dem CIA-Computer von beiden eine ausgezeichnete Beschreibung liefern, falls es dir gelänge, nach Europa zurückzureisen.« Also würde es noch mehr Blutvergießen geben, dachte Jane. Die Russen würden Dörfer überfallen, Leute verhören und ihre Opfer schlagen und foltern, um herauszubekommen, wo sie sie, Jane, finden konnten. »Dieser russische Offizier ... Anatoli heißt er. Der hat Chantal gesehen.« Unwillkürlich preßte Jane ihr Baby fester an sich, als sie

an den schrecklichen Augenblick zurückdachte. »Ich fürchtete, er werde sie mitnehmen. War ihm denn nicht klar, daß ich mich in dem Fall sofort gestellt hätte, bloß um bei ihr zu sein?« Ellis nickte. »Das hat mich auch gewundert. Aber momentan bin ich für die wichtiger als du. Ich glaube, daß er dir, obwohl er am Ende auch dich fassen möchte, vorerst eine andere Aufgabe zugeordnet hat.«

»Eine Aufgabe? Was für eine Aufgabe denn?«

»Er hofft, daß dein bloßes Vorhandensein meine Mobilität beeinträchtigt.«

»Indem ich dich dazu veranlasse, hierzubleiben?«

»Nein, indem du mich begleitest.« Sie begriff sofort, daß er Recht hatte, und ein Gefühl des Verlorenseins überwältigte sie. Sie mußten mit Ellis gehen, sie und ihr Baby, es gab keine Alternative. Wenn wir sterben, dann sterben wir eben, dachte sie fatalistisch. So sei es denn.

»Ich werde mit dem Packen anfangen«, sagte sie. Sie hatten keine Zeit zu verlieren. »Am besten brechen wir gleich morgen früh auf.« Ellis schüttelte den Kopf. »Ich möchte in einer Stunde von hier fort sein.« Jane geriet in Panik. Sie hatte das Gefühl, daß ihr keine Zeit zum *Denken* blieb. Sie begann in dem kleinen Haus umherzuhasten, warf Kleidung und Lebensmittel und Medikamente in wildem Durcheinander in eine Reihe von Reisetaschen, getrieben von der Angst, sie könnte irgend etwas Wichtiges vergessen, doch innerlich zu sehr in Hetze, um die Sachen vernünftig einzupacken. Ellis erkannte ihren Gemütszustand. Er nahm sie bei den Schultern, küßte sie auf die Stirn und sprach sehr ruhig zu ihr. »Sag mal«, fragte er sie, »weißt du, welcher Berg der höchste in Großbritannien ist?« Sie musterte ihn, als

sei er nicht ganz bei sich. »Ben Nevis«, sagte sie. »Er liegt in Schottland.« »Wie hoch ist er?«

»Gut eintausenddreihundert Meter.« »Einige der Pässe, über die wir müssen, sind fünf- bis sechstausend Meter hoch - also *viermal so* hoch wie der höchste Berg Großbritanniens. Bis zu unserem Ziel sind es zwar nur zweihundertfünfzig Kilometer, aber wir werden dafür mindestens zwei Wochen brauchen. Mach deshalb langsam, denke, plane. Wenn du mehr als eine Stunde zum Packen brauchst, so ist das zwar schade - aber allemal besser, als wenn in der Eile die Antibiotika vergessen werden.« Sie nickte, atmete tief durch und fing von vorne an. Es gab zwei Satteltaschen, die auch als Rucksack oder Ranzen zu verwenden waren. In die eine packte sie Kleidungsstücke: Chantals Windeln, Wechselunterwäsche für sie alle, Ellis' wattierte Jacke, den pelzbesetzten Regenmantel samt Kapuze, den sie aus Paris mitgebracht hatte. In die andere Satteltasche packte sie Medikamente und Proviant — eiserne Rationen für den Notfall. Ein Kendal-Mint-Kuchen war natürlich nicht verfügbar, aber dafür hatte Jane ein einheimisches Ersatzprodukt gefunden, einen Kuchen aus getrockneten Maulbeeren und Walnüssen, nahezu unverdaulich, jedoch voll konzentrierter Energie. Außerdem hatte sie eine Menge Reis sowie einen großen Brocken Käse. Das einzige Souvenir, das Jane mitnahm, war ihre Sammlung Polaroid-Fotos von den Dörflern. Natürlich vergaß sie auch die Schlafsäcke nicht. Ein Topf kam noch hinzu und auch Ellis' Spezialbeutel mit Sprengstoff, Zündschnur usw. Der Sprengstoff war ihre einzige Waffe. Ellis schnallte das gesamte Gepäck an Maggie, der sturen Stute, fest. Es gab einen überstürzten und tränenreichen Abschied. Jane wurde umarmt von Zahara, von der alten

Rabia und sogar von Halima, Mohammeds Frau. Wer die Szene ein wenig trübte, war Abdullah, der unmittelbar vor ihrem Aufbruch auf der Bildfläche erschien, auf den Boden spuckte und seine Familie zum Weitergehen trieb. Doch wenige Sekunden später kam seine Frau zurück, mit ängstlichem, dabei aber entschlossenem Gesichtsausdruck, und drückte Jane ein Geschenk für Chantal in die Hand, eine primitive Stoffpuppe mit winzigem Tuch und Schleier. Jane umarmte und küßte Fara, die untröstlich war. Das Mädchen war dreizehn; nicht mehr lange, und sie würde einen Mann haben, den sie lieben und bewundern konnte. Innerhalb der nächsten ein, zwei Jahre würde sie heiraten und zu ihrem Mann in das Haus ihrer Schwiegereltern ziehen. Sie würde acht bis zehn Kinder haben, von denen nur etwa die Hälfte älter würden als fünf. Später wurden dann ihre Töchter heiraten und von zu Hause fortgehen. Jene ihrer Söhne, welche die Kämpfe überlebten, würden gleichfalls heiraten und ihre Frauen mit nach Hause bringen. Wenn die Familie schließlich allzu groß wurde, zogen die Söhne mit ihren Frauen und Kindern in eigene Häuser, um dort neue Großfamilien zu gründen. Dann würde Fara eine Hebamme werden, genau wie ihre Großmutter Rabia. Hoffentlich, dachte Jane, erinnert sie sich dann noch an einiges von dem, was ich ihr beigebracht habe. Ellis wurde von Alischan und Schahazai umarmt, und dann brachen sie auf, hinter sich laute Rufe: »Gott sei mit euch!« Die Dorfkiner begleiteten sie bis zur Flußbiegung. Dort verhielt Jane und blickte kurz zurück zu der kleinen Ansammlung lehmfarbener Häuser, die für ein Jahr ihre Heimat gewesen war. Sie wußte, daß sie niemals hierher zurückkommen würde, aber sie war sich auch sicher, daß sie, falls sie alles überstand, später

einmal ihren Enkelkindern Geschichten über Banda erzählen würde. In flottem Tempo folgten sie dem Flußufer. Unwillkürlich lauschte Jane auf das Geräusch von Hubschraubern. Wie lange würde es dauern, bis die Russen begannen, nach ihnen zu suchen? Und würden sie nur ein paar Hubschrauber ausschicken, die mehr oder minder auf gut Glück Jagd auf sie machten — oder nahmen sich die Russen die Zeit, um eine gründliche Suchaktion zu organisieren? Welches von beiden Übeln war das geringere? Jane wußte es nicht. In weniger als einer Stunde erreichten sie Dascht-i-Rewat, die Ebene mit einer Festung, ein hübsches Dorf, dessen Häuser mit ihren schattigen Höfen sich am nördlichen Ufer des Flusses wie Tupfer ausnahmen. Hier hatte die Wagenfährte - eine mal sichtbare, mal unsichtbare Spur, die im Fünf-Löwen-Tal schon als Straße galt - ganz plötzlich ein Ende. Für Fahrzeuge, die robust genug waren, es bis hierher zu schaffen, bedeutete dies: Endstation. Immerhin gab es im Dorf ein wenig Pferdehandel. Die im Namen erwähnte Festung befand sich in einem Seitental und diente den Guerillas jetzt als Gefängnis, wo sie ein paar Regierungssoldaten, ein oder zwei Russen und gelegentlich auch einen Dieb eingesperrt hielten. Jane war einmal dort gewesen, um einen bemitleidenswerten Nomaden aus der westlichen Wüste zu behandeln, der sich, zum Militärdienst zwangsverpflichtet, im kalten Kabuler Winter eine Lungenentzündung geholt hatte und desertiert war. Er wurde einer >Umerziehung< unterworfen, bevor man ihm erlaubte, sich den Guerillas anzuschließen. Obwohl jetzt Mittagszeit war, dachten weder Jane noch Ellis daran, eine Pause einzulegen, um etwas zu essen. Sie hofften Saniz zu erreichen, bevor die Nacht hereinbrach.

Der Ort lag rund fünfzehn Kilometer entfernt am Kopf des Tals - eine Distanz, die sich auf ebenem Boden mühelos bewältigen ließ, in diesem Gelände jedoch viele Stunden dauern konnte. Der letzte Teil der »Straße« führte bis zu den Häusern am Nordufer und noch zwischen ihnen hindurch. Das Südufer wurde begrenzt durch einen gut sechzig Meter hohen Felsen. Ellis führte das Pferd, und Jane trug Chantal in ihrer selbstgemachten Schlinge: dem Tragetuch, das es ihr ermöglichte, Chantal zu stillen, ohne stehenbleiben zu müssen. Das Dorf endete bei einer Wassermühle dicht an der Mündung des Seitentals mit dem Namen Rewat, das zum Gefängnis führte. Jetzt kamen sie nicht mehr so schnell voran. Der Weg wurde zusehends steiler. Unter der heißen Sonne behielten sie ein langsames, doch stetes Tempo bei. Jane bedeckte ihren Kopf mit ihrem *pattu*, jener braunen Decke, die alle Reisenden bei sich hatten. Chantal lag im Schatten des Tragetuchs. Ellis hatte seine Chitralli-Kappe aufgesetzt, ein Geschenk von Mohammed. Als sie die höchste Stelle des Passes erreichten, stellte Jane mit einiger Befriedigung fest, daß sie nicht einmal schwer atmete. Noch nie in ihrem Leben war sie körperlich so fit gewesen - und wahrscheinlich würde sie auch nie wieder so fit sein. Ellis keuchte nicht nur, sondern schwitzte auch, wie sie bemerkte. Er war ziemlich gut in Form, jedoch keineswegs so an strapaziöses, stundenlanges Gehen gewöhnt wie sie. Und das machte sie recht stolz - bis ihr plötzlich einfiel, daß er vor nur neun Tagen zwei Schußwunden abgekommen hatte. Jenseits des Passes führte die Fährte den Berghang entlang, weit oberhalb des Fünf- Löwen-Flusses. Hier war der Fluß für gewöhnlich träge. Dort, wo an tiefen Stellen das Wasser stillzustehen schien, schimmerte es sehr grün, fast so wie

die Smaragde, die man rund um Dascht-i-Rewat finden konnte und die zum Verkauf nach Pakistan gebracht wurden. Plötzliche Furcht befiel Jane, als ihre geübten Ohren aus der Luft, aus ferner Höhe, Motorengeräusche vernahmen: Hier oben auf dem kahlen Felsen gab es nirgends Deckung, und einen Augenblick lang fühlte sie sich fast versucht, vom Felsrand in den dreißig Meter tiefer liegenden Fluß zu springen. Aber es waren nur ein paar Düsenmaschinen, die viel zu hoch flogen, um auf dem Boden irgend jemanden ausmachen zu können. Von nun an durchforschte Jane das Terrain unaufhörlich nach Bäumen, Büschen oder Mulden, wo man Deckung finden konnte. Ein Teufel in ihr sagte: *Du brauchst all dies nicht zu tun, du könntest umkehren, du könntest dich stellen und wieder mit deinem Mann Zusammensein.* Aber irgendwie klang das sehr rhetorisch, wie eine Formel oder Floskel. Noch immer stieg der Pfad bergan, aber nicht mehr so steil, und so kamen sie besser vorwärts. Alle zwei oder drei Kilometer gab es ein Hindernis, das Zeit kostete: Aus den Seitentälern stürzten Bäche und Nebenflüsse hinunter zum großen Fluß, und sie mußten geduldig dem Pfad folgen, der irgendwo zu einem Steg aus Baumstämmen oder zu einer Furt führte. Dann mußte Ellis die widerstrebende Maggie ins Wasser zerren, während Jane auf die Stute einschrte und von hinten mit Steinen warf. In einer Schlucht, ein gutes Stück über dem Fluß, zog sich ein langer Bewässerungskanal hin. Der Zweck lag auf der Hand: Er sollte den kultivierbaren Teil der Ebene vergrößern. Jane fragte sich, wie lange es wohl her sein mochte, daß es im Tal genügend Zeit und Menschen und Frieden gegeben hatte, um ein solch gewaltiges Projekt zu verwirklichen: Hunderte von Jahren womöglich. Die Schlucht verengte sich, und der



Fluß dort unten schien übersät von mächtigen Granitklötzen. In den Kalksteinfelsen am Ufer gab es Höhlen; Jane merkte sie sich als mögliche Verstecke. Die Landschaft wurde öde, und ein kalter Wind blies ins Tal hinab und ließ Jane, trotz des Sonnenscheins, für einen Augenblick frösteln. Das felsige Terrain und die steilen Uferfelsen waren für Vögel wie geschaffen; es gab Schwärme asiatischer Elstern. Schließlich ging die Schlucht über in eine weitere Ebene. Fern im Osten konnte Jane eine Hügelkette sehen und dahinter die weißen Berge von Nuristan. Oh, mein Gott, dort wollen wir hin, dachte Jane, und sie hatte Angst. In der Ebene stand eine kleine Ansammlung von Häusern, durchwegs recht ärmliche Unterkünfte.

»Das wird's wohl sein«, sagte Ellis. »Willkommen in Saniz.« Sie wanderten die Ebene entlang auf der Suche nach einer Moschee oder einer jener Steinhütten für Reisende. Als sie den Ort erreichten, trat ein Mann aus dem ersten Haus, und Jane erkannte Mohammeds hübsches Gesicht. Er war genauso verblüfft wie sie. Doch in Janes Verblüffung mischte sich Schrecken, als ihr klar wurde, daß sie nicht umhinkommen würde, ihm vom gewaltsamen Tod seines Sohnes zu berichten. Ellis gab ihr Zeit, ihre Gedanken zu sammeln, als er in der Dari-Sprache fragte: »Warum bist du hier?«

»Masud ist hier«, erwiderte Mohammed. Jane begriff, daß dies offenbar ein Guerilla- Versteck war. Mohammed fuhr fort: »Warum seid *ihr* hier?«

»Wir wollen nach Pakistan.«

»Auf diesem Wege?« Mohammeds Gesicht wurde ernst.

»Was ist passiert?« Jane wußte, daß sie es ihm würde sagen müssen, denn sie kannte ihn länger. »Wir bringen schlechte Nachrichten, mein Freund Mohammed. Die

Russen sind nach Banda gekommen. Sie haben sieben Männer getötet — und ein Kind...« Mohammed begriff, was sie sagen würde, und der Ausdruck von Schmerz in seinem Gesicht bestürzte sie tief.

»... Mousa war das Kind«, schloß sie. Mohammed straffte sich. Gesicht und Körper wirkten wie erstarrt. »Wie ist mein Sohn gestorben?«

»Ellis hat ihn gefunden.« Ellis suchte angestrengt nach den richtigen Dari-Wörtern. Er sagte: »Er ist gestorben ... Messer in Hand, Blut auf Klinge.« Mohammeds Augen weiteten sich. »Erzählt mir alles.« Da Jane die Sprache besser beherrschte, war sie es, die jetzt antwortete: »Die Russen kamen im Morgengrauen«, begann sie. »Sie suchten nach Ellis und nach mir. Wir waren oben auf dem Berghang, und so fanden sie uns nicht. Sie schlugen Alischan und Schahazai und Abdullah, doch sie töteten sie nicht. Dann fanden sie die Höhle und die sieben Verwundeten dort, und Mousa war bei ihnen, um zum Dorf hinunterzulaufen, falls sie in der Nacht Hilfe brauchten. Nachdem die Russen verschwunden waren, ging Ellis zur Höhle. Alle Männer waren getötet worden, und Mousa auch —«

»Wie?« unterbrach sie Mohammed. »Wie ist er getötet worden?« Jane blickte zu Ellis. Ellis sagte: »Kalaschnikow«, ein Wort, das keiner Übersetzung bedurfte. Er wies auf sein Herz, um zu zeigen, wo die Kugel getroffen hatte. Jane fügte hinzu: »Er muß versucht haben, die Verwundeten zu verteidigen, denn an der Klingenspitze seines Messers war Blut.« Obwohl Mohammed Tränen in die Augen traten, war sein Stolz unverkennbar. »Er hat sie angegriffen — erwachsene, mit Gewehren bewaffnete Männer -, er trat ihnen mit seinem Messer entgegen! Mit dem Messer, das ihm sein Vater

gegeben hatte! Der einhändige Junge befindet sich jetzt bestimmt im Himmel der Krieger.« In einem heiligen Krieg zu sterben, war für einen Moslem die allergrößte Ehre, wie Jane wußte. Mousa würde in der Erinnerung so etwas wie ein kleiner Heiliger werden. Jane war froh, daß Mohammed diesen Trost hatte, doch sie konnte einen zynischen Gedanken nicht unterdrücken: Auf diese Weise beschwichtigen kriegsliebende Männer ihr Gewissen

— durch das Gerede von Ruhm. Ellis umarmte Mohammed mit stummer, feierlicher Gebärde. Plötzlich fielen Jane die Fotografien ein, unter denen sich auch mehrere von Mousa befanden. Die Afghanen liebten Fotos, und Mohammed würde über ein Bild von seinem Sohn vor Freude außer sich sein. Sie öffnete eine der Taschen auf Maggies Rücken und kramte zwischen den Medikamenten, bis sie die Pappschachtel mit den Polaroidfotos fand. Sie nahm eines mit Mousa heraus, tat die Schachtel wieder in die Tasche und gab das Bild dann Mohammed. Nie zuvor hatte sie bei einem Afghanen eine derart tiefe innere Bewegung erlebt. Er war außerstande, auch nur ein Wort hervorzubringen. Für einen Augenblick hatte es den Anschein, er würde in Tränen ausbrechen. Er wandte sich ab und versuchte, sich wieder in die Gewalt zu bekommen. Als er sich ihnen wieder zudrehte, wirkte sein Gesicht gefaßt, war jedoch feucht von Tränen. »Kommt mit mir«, sagte er. Sie folgten ihm durch das Dorf bis zum Rand des Flusses, wo eine Gruppe von fünfzehn oder zwanzig Guerillas um ein Kochfeuer hockte. Mohammed trat zwischen sie und begann ohne Vorrede die Geschichte von Mousas Tod zu erzählen, unter Tränen und mit vielen Gesten. Jane wandte sich ab. Sie hatte zuviel Leid gesehen. Dann

begann sie, sich besorgt umzublicken. Wo finden wir Deckung, falls die Russen kommen? dachte sie. Hier gab es nichts als die Felder, den Fluß und ein paar Hütten. Doch Masud schien sich hier sicher zu fühlen. Vielleicht war das Dorf zu klein, um die Aufmerksamkeit der Armee auf sich zu ziehen. Jane hatte nicht mehr die Energie, sich noch mehr Sorgen zu machen. Sie setzte sich auf den Boden, lehnte den Rücken gegen einen Baum und war froh, ihre Beine ausruhen zu können. Dann begann sie, Chantal zu stillen. Ellis band Maggie fest, nahm ihr das Gepäck ab, und die alte Stute begann im üppigen Grün beim Fluß zu grasen. Es ist ein langer Tag gewesen, dachte Jane, und ein schrecklicher Tag. Und letzte Nacht habe ich nicht viel Schlaf gehabt. Sie lächelte leise, als sie sich an die Nacht erinnerte. Ellis holte Jean-Pierres Landkarten hervor und begann sie im rasch dahinschwindenden Abendlicht zu studieren. Jane blickte ihm über die Schulter. Auf der von ihnen geplanten Route würden sie weiter talaufwärts zu einem Dorf namens Comar kommen, wo sie sich nach Südosten wenden würden in ein Seitental, das nach Nuristan führte. Dieses Tal hieß gleichfalls Comar, und Comar war auch der Name des ersten hohen Passes, den es zu bewältigen galt. »Fünftausend Meter«, sagte Ellis, auf den Paß deutend. »Da fängt's an, kalt zu werden.« Jane fröstelte unwillkürlich. Als Chantal satt war, wechselte Jane ihre Windeln und wusch die verschmutzte im Fluß. Als sie zurückkam, fand sie Ellis im Gespräch mit Masud. Sie hockte sich zu den beiden Männern.

»Du hast die richtige Entscheidung getroffen«, sagte Masud. »Du mußt aus Afghanistan raus, mit unserem Vertrag in deiner Tasche. Sollten dich die Russen fassen, ist alles verloren.« Ellis nickte. Jane dachte: So habe ich

Ellis noch nie erlebt - er behandelt Masud mit Ehrerbietung. Masud fuhr fort. »Es ist allerdings eine außergewöhnlich mühevolle Reise. Die Fährte verläuft zum großen Teil oberhalb der Eisgrenze. Manchmal ist der Pfad im Schnee schwer zu finden, und wenn du dich dort verirrst, kommst du um.« Jane fragte sich, worauf das alles hinauslief. Sie fand es beunruhigend, daß Masuds Worte ausschließlich an Ellis gerichtet waren - so als gehöre sie, Jane, nicht dazu.

»Ich kann dir helfen«, fuhr Masud fort. »Aber genau wie du möchte ich eine Abmachung treffen.« »Sprich weiter«, sagte Ellis.

»Ich werde dir Mohammed als Führer mitgeben, damit er dich heil durch Nuristan und nach Pakistan bringen kann.« Jane hätte am liebsten einen Freudensprung gemacht. Mohammed als Führer! Damit bekam die Reise ein ganz anderes Gesicht.

»Und was verlangst du dafür von mir?« fragte Ellis.

»Daß du allein reist. Die Frau und das Kind des Doktors bleiben hier.« Auch wenn es ihr fast das Herz brach: Jane begriff, daß sie ihre Zustimmung geben mußte. Es war schiere Tollkühnheit, wenn Ellis und sie es allein versuchten — sie würden wahrscheinlich beide umkommen. Auf diese Weise konnte wenigstens Ellis' Leben gerettet werden. »Du mußt annehmen«, sagte sie zu ihm. Ellis lächelte sie an und blickte dann zu Masud. »Das kommt nicht in Frage«, sagte er. Masud, sichtlich gekränkt, erhob sich und ging zum Kreis der Guerillas zurück.

»Oh, Ellis, ob das klug war?« fragte Jane.

»Nein«, sagte er und nahm ihre Hand. »Aber so leicht lasse ich dich nicht gehen.« Sie drückte seine Hand. »Ich ... ich habe dir keine Versprechungen gemacht.«

»Ich weiß«, sagte er. »Wenn wir wieder raus sind, steht es dir frei, zu tun, was du möchtest — mit Jean-Pierre leben, falls du das willst und falls du ihn finden kannst. Ich gebe mich mit den nächsten beiden Wochen zufrieden, falls das alles ist, was ich bekommen kann. Im übrigen werden wir vielleicht gar nicht so lange leben.« Das war nur zu wahr. Warum sich über die Zukunft den Kopf zerbrechen, dachte Jane, wenn es wahrscheinlich gar keine Zukunft gibt? Masud kam zurück. Er lächelte wieder. »Ich bin kein guter Unterhändler«, sagte er. »Ich werde dir Mohammed auch so geben.«

## 16

EINE HALBE STUNDE vor Morgenanbruch starteten sie. Einer nach dem anderen hoben die Hubschrauber vom Betonboden ab und verschwanden jenseits der Flutlichtgrenze in die Nacht. Auch der Kampfhelikopter, in dem Jean-Pierre und Anatoli saßen, stieg wie ein plumper Vogel in die Luft und schloß sich den anderen an. Bald waren die Lichter des Luftstützpunktes nicht mehr zu sehen, und wieder einmal flogen Jean-Pierre und Anatoli über die Berggipfel hinweg in Richtung Fünf-Löwen-Tal. Anatoli hatte ein Wunder zustande gebracht. In weniger als vierundzwanzig Stunden war es ihm gelungen, die wahrscheinlich größte Operation in der Geschichte des afghanischen Krieges in die Wege zu leiten - und er befahl sie selbst. Am Tag zuvor hatte er den größten Teil seiner Zeit damit verbracht, mit Moskau zu telefonieren. Er hatte es geschafft, die militärische Bürokratie aus ihrem süßen Schlummer zu reißen, indem er zunächst seinen Vorgesetzten im KGB und dann einer Reihe von hohen Militärs eindringlich

klarmachte, wie wichtig es sei, Ellis Thaler zu fassen. Jean-Pierre hatte zugehört, zwar ohne die Worte zu verstehen, aber doch voller Bewunderung für die Autorität, die Ruhe und die Dringlichkeit, die aus Anatolis Stimme klangen. Am späten Nachmittag war die offizielle Genehmigung gegeben worden, und Anatoli mußte jetzt seine Pläne in die Praxis umsetzen. Um so viele Hubschrauber zu bekommen, wie er für sein Unternehmen brauchte, hatte Anatoli an allen Drähten ziehen müssen: Hier bat er um eine Gefälligkeit, dort berief er sich auf eine alte Schuld; ziemlich das ganze Gebiet zwischen Jalalabad und Moskau beackerte er mit einem Gemisch aus Drohungen und Versprechungen. Als ein General in Kabul sich weigerte, seine Maschinen ohne schriftlichen Befehl zu Verfügung zu stellen, hatte Anatoli den KGB in Moskau angerufen und einen alten Freund dazu überredet, doch mal einen Blick in die Akte über das Privatleben des Generals zu werfen; dann hatte er den General angerufen und ihm damit gedroht, den Nachschub an Kinderpornographie aus Deutschland zu stoppen. Die Sowjets hatten sechshundert Hubschrauber in Afghanistan. Um drei Uhr morgens befanden sich fünfhundert davon auf dem Rollfeld in Bagram, unter Anatolis Kommando. Jean-Pierre und Anatoli waren in der letzten Stunde, über Landkarten gebeugt, damit beschäftigt gewesen, für jeden Hubschrauber Kurs und Aufgabe auszuarbeiten, um den Offizieren die entsprechenden Weisungen geben zu können. Die Weisungen waren sehr präzise — dank Anatolis Detailbesessenheit und Jean-Pierres genauer Kenntnis des Terrains. Auch wenn Ellis und Jane gestern nicht im Dorf gewesen waren, als Jean-Pierre und Anatoli nach ihnen gesucht hatten, so gab es doch kaum einen Zweifel,

daß sie inzwischen von der Razzia wußten und sich jetzt irgendwo versteckt hielten. Allerdings gewiß nicht in Banda. Vielleicht in der Moschee irgendeines anderen Dorfes — Gäste, die nur kurze Zeit in einem Ort weilten, schliefen meist in der dortigen Moschee. Oder sie waren womöglich in einer der kleinen Steinhütten für Reisende untergekommen, von denen es auf dem Land alle paar Kilometer welche gab. Sie konnten irgendwo im großen Tal sein, sie konnten sich aber auch in einem der vielen kleinen Nebentäler versteckt halten. All diese Möglichkeiten hatte Anatoli genau bedacht. In jedem Dorf des großen Tals und in jedem Flecken der Seitentäler würden Hubschrauber landen. Die Piloten sollten sämtliche Fährten und Fußpfade überfliegen. Die Infanteristen — mehr als tausend an der Zahl — waren angewiesen, jedes Gebäude zu durchsuchen und unter großen Bäumen und Höhlen nachzuschauen. Anatoli war fest entschlossen, einen zweiten Fehlschlag zu vermeiden. Heute würden sie Ellis *finden*. Und Jane. Das Innere des Kampfhubschraubers war eng und kahl. In der Passagierkabine gab es nur eine Bank gegenüber der Tür. Jean-Pierre teilte sie sich mit Anatoli. Sie konnten den Besatzungsraum sehen. Der Pilotensitz war um einen halben Meter erhöht und hatte eine Stufe an der Seite. Die Entwicklungskosten - das war sichtbar — waren in die Bewaffnung, die Geschwindigkeit und die Manövrierfähigkeit des Hubschraubers gegangen. An Komfort hingegen fehlte es völlig. Während sie nordwärts flogen, brütete Jean-Pierre vor sich hin. Ellis hatte vorgegeben, sein Freund zu sein, während er in Wirklichkeit für die Amerikaner arbeitete. Unter dem Deckmantel dieser Freundschaft war es ihm gelungen, Jean-Pierres Plan zur Ergreifung von Masud zu



durchkreuzen; er hatte ein ganzes Jahr anstrengendster Arbeit zunichte gemacht. Und obendrein, dachte Jean-Pierre, hat er meine Frau verführt. Seine Gedanken bewegten sich im Kreise, kehrten immer wieder zu der Affäre zurück. Er starrte hinaus in die Dunkelheit, sah die Lichter der anderen Hubschrauber und stellte sich die beiden Liebenden vor: wie es zwischen ihnen wohl gewesen war in der letzten Nacht, als sie in irgendeinem Feld unter den Sternen auf einer Decke gelegen hatten, wechselseitig mit ihren Körpern spielend und einander Liebesworte zuflüsternd. Er fragte sich, ob Ellis gut war im Bett. Er hatte Jane gefragt, welcher von ihnen beiden der bessere Liebhaber sei, aber die hatte erwidert, keiner sei besser, sie seien bloß verschieden. Hatte sie das auch zu Ellis gesagt? Oder murmelte sie: *Du bist der Beste, Baby, der Allerbeste?* Jean-Pierre fing an, auch sie zu hassen. Wie konnte sie zu einem Mann zurückkehren, der neun Jahre älter war als sie, ein ungehobelter Amerikaner, ein CIA-Agent? Jean-Pierre blickte zu Anatoli. Der Russe saß reglos da, mit ausdruckslosem Gesicht, wie die Steinstatue eines chinesischen Mandarins. Er hatte in den letzten achtundvierzig Stunden nur wenig Schlaf gehabt, wirkte jedoch nicht müde, höchstens verbissen. Jean- Pierre lernte ihn von einer neuen Seite kennen. Bei ihren Treffs im vergangenen Jahr war Anatoli entspannt und umgänglich gewesen, jetzt wirkte er angespannt, dabei jedoch unemotional und zugleich unermüdlich, sich und die Leute unerbittlich antreibend. Er schien besessen zu sein, doch auf sehr beherrschte Weise. Als die Morgendämmerung anbrach, konnten sie die anderen Hubschrauber sehen: Sie glichen einem ungeheuren Schwärm gigantischer Bienen. Der Lärm, den sie

machten, mußte ohrenbetäubend sein. Als sie sich dem Tal näherten, begannen sie sich in kleinere Gruppen aufzuteilen. Jean- Pierre und Anatoli befanden sich bei jener Abteilung, deren Ziel Comar war, das nördlichste Dorf im Tal. Für den letzten Teil des Fluges folgten sie dem Fluß. Das rasch heller werdende Morgenlicht ließ auf den Weizenfeldern säuberlich geordnete Garben erkennen: Die Bombardierungen hatten hier im oberen Tal die Feldbestellung nicht völlig zum Erliegen bringen können. Die Sonne war in ihren Augen, als sie vor Comar tiefer gingen. Das Dorf war eine Ansammlung von Häusern, die am Hügelhang über eine dicke Mauer hinweglugten. Jean- Pierre fühlte sich an die Hügeldörfer in Südfrankreich erinnert, und er spürte eine kurze Aufwallung von Heimweh. Wäre es nicht schön, nach Hause zurückzukehren, anständig gesprochenes Französisch zu hören, frisches Brot zu haben und gutes Essen; oder in ein Taxi zu steigen und zu einem Kino zu fahren?! Er verlagerte sein Gewicht auf dem harten Sitz. Im Augenblick würde es schon gut tun, aus dem Hubschrauber herauszukommen. Seit er zusammengeschlagen worden war, hatte er mehr oder weniger dauernd Schmerzen. Aber schlimmer als die Schmerzen war die Erinnerung an die Demütigung — wie er geschrien und geweint und um Gnade gewinselt hatte; jedes Mal, wenn er daran dachte, zuckte er buchstäblich zusammen und wünschte, sich verstecken zu können. Er wollte Vergeltung dafür. Er hatte das Gefühl, nie wieder friedlichen Schlaf zu finden, bevor diese Rechnung nicht beglichen war. Und da gab es nur eine Möglichkeit, die ihn befriedigen konnte: Er wollte sehen, wie Ellis zusammengeschlagen wurde, auf dieselbe Weise, von denselben brutalen Soldaten, bis er

schluchzte und schrie und um Gnade bettelte, aber mit einer Extra-Raffinesse: Jane würde dabei zusehen.

\* Am Nachmittag sah dann wieder alles nach einem Fehlschlag aus. Sie hatten das Dorf Comar durchkämmt und auch all die Weiler in der Nähe sowie sämtliche Seitentäler in diesem Gebiet; selbst die vereinzelter Bauernhäuser nördlich von Comar auf fast unfruchtbarem Land hatten sie ausnahmslos durchsucht. Anatoli stand mit den Befehlshabern der anderen Gruppen in ständigem Funkkontakt. Diese Einheiten hatten im gesamten Tal genauso gründliche Durchsuchungen vorgenommen. Dabei waren sie in einigen Höhlen und Häusern auf Waffenverstecke gestoßen. Auch hatte es mehrmals Scharmützel gegeben mit kleineren Gruppen von Guerillas, und zwar vor allem in den Hügeln rund um Saniz. Das einzig Bemerkenswerte an diesen Scharmützeln war, daß die Russen dabei größere Verluste erlitten als früher, weil die Guerillas neuerdings sehr wirkungsvoll mit Sprengstoffen umzugehen wußten. Die Russen hatten sich nicht gescheut, auch jedes weibliche Gesicht zu betrachten: also buchstäblich Schleier für Schleier zu lüften. Und sie hatten die Hautfarbe jedes winzigen Babys geprüft. Dennoch war weder von Ellis noch Jane oder Chantal bisher die geringste Spur gefunden worden. Zum Schluß gelangten Jean-Pierre und Anatoli in den Hügeln über Comar zu einer Pferdestation. Der Ort hatte keinen Namen; er bestand aus einer Handvoll kahler Steinhäuser und einer kärglichen Wiese, auf der magere Klepper im spärlichen Gras weideten. Der einzige männliche Einwohner schien der Pferdehändler zu sein, ein barfüßiger alter Mann in einem langen Nachthemd mit einer großen Kapuze zum Schutz gegen die Fliegen.

Außerdem waren da ein paar junge Frauen und ein Haufen verängstigter Kinder. Die abwesenden jungen Männer waren zweifellos Guerillas, die sich jetzt irgendwo bei Masud befanden. Als sie mit der Durchsuchung des Dorfes fertig waren, setzte sich Anatoli auf den Boden, den Rücken gegen eine Steinmauer gelehnt. Nachdenklich blickte er vor sich hin. Jean- Pierre setzte sich neben ihn. Jenseits der Hügel sahen sie in der Ferne den weißen Gipfel des fast siebentausend Meter hohen Mesmer, der früher einmal die Bergsteiger aus Europa angezogen hatte. Anatoli sagte: »Sieh mal, ob du etwas Tee kriegen kannst.« Jean- Pierre drehte den Kopf und sah in der Nähe den alten Mann mit der Kapuze. »Mach Tee!« rief er ihm in der Dari-Sprache zu. Der Alte eilte davon; einen Augenblick später hörte Jean-Pierre, wie er den Frauen einen Befehl zurief. »Wir werden bald Tee haben«, sagte er zu Anatoli auf französisch. Anatolis Leute begriffen, daß sie noch eine Weile dableiben würden, und so stellten sie die Motoren ihrer Hubschrauber ab, setzten sich auf den staubigen Boden und warteten geduldig. Anatoli starrte in die Ferne. Auf seinem flachen Gesicht zeigten sich Spuren von Müdigkeit. »Wir sitzen im Schlamassel«, sagte er. Jean-Pierre fand es beunruhigend, daß er *wir* sagte. Anatoli fuhr fort: »In unserem Beruf ist es klug, die Bedeutung einer Aktion herunterzuspielen, bis man sich des Erfolges sicher ist - dann erst beginnt man, die Sache hochzuspielen. In diesem Fall konnte ich mich an diese Faustregel nicht halten. Um Hunderte von Hubschraubern und eintausend Mann für diesen Einsatz zu bekommen, mußte ich meine Vorgesetzten von Ellis Thalers außergewöhnlicher Bedeutung überzeugen. Ich mußte ihnen die Gefahren vor Augen führen, die uns

drohen, falls er entkommt. Das ist mir gelungen. Aber wenn es uns jetzt nicht gelingt, ihn zu fassen, werden sie ziemlich sauer sein. Und dein Schicksal ist natürlich mit meinem verknüpft.« Aus dieser Perspektive hatte Jean-Pierre die Sache bisher nicht betrachtet. »Was werden sie tun?«

»Meine Karriere wird ganz einfach zu Ende sein. Ich werde zwar genauso besoldet werden wie bisher, aber all meine Privilegien verlieren. Keinen schottischen Whisky mehr, kein Rive Gauche für meine Frau, kein Familienurlaub am Schwarzen Meer, keine Blue Jeans und keine Rolling-Stones-Platten für meine Kinder... Nun, ich könnte ohne solche Dinge leben. Was ich nicht ertragen könnte, wäre die schiere Langeweile bei der Art von Posten, auf die man Versager in meinem Beruf abschiebt. Man würde mich in eine Kleinstadt im Fernen Osten versetzen, wo praktisch keinerlei Geheimdienstarbeit anfällt. Ich weiß, wie unsere Leute sich an solchen Orten die Zeit vertreiben und ihre Existenz rechtfertigen. Man schmeichelt sich bei irgendwelchen unzufriedenen Menschen ein, gewinnt ihr Vertrauen und bringt sie zum Reden, ermutigt sie zu kritischen Bemerkungen über die Regierung und die Partei - und verhaftet sie dann wegen Subversion. Es ist eine solche Zeitvergeudung ...« Plötzlich schien ihm seine Redseligkeit bewußt zu werden; er brach ab.

»Und ich?« fragte Jean-Pierre. »Was wird mit mir geschehen?«

»Du wirst ein Niemand werden«, sagte Anatoli. »Du wirst nicht mehr für uns arbeiten. Vielleicht darfst du in Moskau bleiben, aber wahrscheinlich wird man dich zurückschicken.«

»Wenn Ellis durchkommt, kann ich niemals nach Frankreich zurückkehren — man würde mich umbringen.«

»Du hast doch in Frankreich keine Verbrechen begangen.«

»Das hatte mein Vater auch nicht, trotzdem brachte man ihn um.«

»Vielleicht könntest du in ein neutrales Land gehen - Nicaragua beispielsweise, oder Ägypten.«

»Scheiße.«

»Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben«, sagte Anatoli ein wenig zuversichtlicher.

»Menschen können sich nicht in Luft auflösen. *Irgendwo* stecken sie, unsere Flüchtlinge.«

»Wenn wir sie nicht mit eintausend Mann finden können, dann werden wir sie auch nicht mit zehntausend Mann finden«, sagte Jean-Pierre mutlos.

»Mag sein«, sagte Anatoli. »Aber da wir ohnehin niemals zehntausend mobilisieren könnten, werden wir von jetzt an in stärkerem Maße unser Gehirn einsetzen und die uns verbliebenen Mittel. Unser Kredit ist aufgebraucht. Wir müssen die Sache anders angehen. Überlege mal: irgendjemand muß ihnen geholfen haben, sich zu verstecken. Und das bedeutet, daß jemand weiß, wo sie sind.« Jean-Pierre dachte nach. »Wenn ihnen jemand geholfen hat, dann vermutlich die Guerillas — weil die am besten zu schweigen verstehen.« »Trotzdem könnten andere davon wissen.« »Vielleicht. Aber würden die es verraten?« »Unsere Flüchtlinge haben bestimmt auch irgendwelche *Feinde*«, beharrte Anatoli. Jean-Pierre schüttelte den Kopf. »Ellis ist nicht lange genug hier gewesen, um sich Feinde gemacht zu haben, und Jane ist eine Heldin — man behandelt sie wie eine Art heilige

Johanna. Es gibt niemanden, der sie nicht mag - oh!«  
Plötzlich fiel ihm ein, daß das nicht stimmte. »Nun?«

»Der Mullah.« »Aaah.«

»Aus irgendeinem Grund ist er wütend auf sie. Wahrscheinlich, weil sie bei Kranken mehr Erfolg hatte als er. Aber das kann nicht der einzige Grund gewesen sein, denn ich war ja auch erfolgreich, aber mir gegenüber zeigte er niemals eine besondere Abneigung.«

»Bestimmt hat er sie eine westliche Hure genannt.«

»Woher weißt du das?«

»Das tun sie doch alle. Wo wohnt dieser Mullah?«

»Abdullah wohnt in Banda, in einem Haus ungefähr einen halben Kilometer außerhalb des Dorfes.« »Wird er reden?«

»Vielleicht haßt er Jane so sehr, daß er sie an uns verraten würde«, sagte Jean- Pierrenachdenklich.

»Allerdings dürfte er dabei nicht gesehen werden. Wir können nicht einfach im Dorf landen und ihn mitnehmen - jeder würde wissen, was passiert ist, und Abdullah würde schweigen. Ich müßte ihn irgendwie heimlich treffen ...« Blitzartig ging ihm durch den Kopf, daß er sich Ungewissen Gefahren aussetzen würde, aber dann dachte er an die erlittene Demütigung. Die Rache war jedes Risiko wert. »Wenn ihr mich in der Nähe des Dorfes absetzt, kann ich den Weg zwischen dem Dorf und seinem Haus erreichen und mich verstecken, bis er vorbeikommt.«

»Und falls er nun den ganzen Tag nicht >vorbeikommt<?«

»Ja...«

»Wir müssen dafür sorgen, daß er kommt.« Anatoli runzelte die Stirn. »Wir werden die Dorfbewohner, genau wie zuvor, in der Moschee zusammentreiben — und sie

dann bald wieder gehen lassen. Abdullah wird mit ziemlicher Sicherheit zu seinem Haus zurückgehen.«

»Aber wird er allein sein?«

»Angenommen, wir lassen die Frauen zuerst gehen und befehlen ihnen, nach Hause zurückzukehren. Wenn wir dann die Männer freilassen, werden sie alle nach ihren Frauen sehen wollen. Wohnt irgendwer in Abdullahs Nähe?«

»Nein.«

»Dann wird er den Weg alleine gehen. Du trittst hinter einem Busch hervor —«

»Und er schlitzt mir die Kehle von einem Ohr zum anderen auf.«

»Er trägt ein Messer bei sich?«

»Hast du schon mal einen Afghanen gesehen, der keins bei sich hat?« Anatoli zuckte die Achseln. »Du kannst meine Pistole haben.« Es überraschte und schmeichelte Jean-Pierre, eine solche Waffe anvertraut zu bekommen, obgleich er nicht wußte, wie man mit einer Pistole umging. »Ich werde auch afghanische Kleidung brauchen, für den Fall, daß ich von anderen gesehen werde. Und was ist, wenn ich jemandem begegne, der mich kennt? Ich werde mein Gesicht mit einem Schal oder dergleichen bedecken müssen ...«

»Kein Problem«, sagte Anatoli. Er rief etwas auf russisch, und drei der Soldaten sprangen auf. Sie verschwanden in den Häusern und kehrten wenige Sekunden später mit dem alten Pferdehändler zurück.

»Du kannst seine Kleidung nehmen«, sagte Anatoli.

»Gut«, sagte Jean-Pierre. »Die Kapuze wird mein Gesicht verbergen.« In der Dari- Sprache rief er dem Alten zu: »Zieh dich aus!« Der Mann begann zu protestieren: Nacktheit war für Afghanen etwas



schrecklich Beschämendes. Anatoli gab auf russisch einen knappen Befehl, und die Soldaten warfen den Mann zu Boden und zogen ihm das Nachthemd aus. Alle brüllten vor Gelächter über die stockdünnen Beine, die aus der zerlumpten Unterhose ragten. Die Soldaten ließen ihn los, und eilends machte er sich davon, die Hände vor dem Schoß, was alle noch mehr zum Lachen brachte. Jean-Pierre war zu nervös, um die Szene komisch zu finden. Er zog seine europäische Kleidung aus, Hose und Hemd, und schlüpfte in das Hemd des Alten. »Du riechst nach Pferdepisse«, sagte Anatoli. »Von innen ist es noch schlimmer«, erwiderte Jean-Pierre. Sie kletterten in ihren Hubschrauber. Anatoli setzte sich die Kopfhörer des Piloten auf und sprach eine Zeitlang auf russisch ins Funkmikrofon. Jean-Pierre fühlte eine starke Beklemmung bei dem Gedanken an das, was ihm bevorstand. Was mochte passieren, wenn vom Hang her plötzlich einige Guerillas auftauchten und sahen, wie er Abdullah mit der Pistole bedrohte? Im Tal kannte ihn buchstäblich jeder. Die Neuigkeit, daß er in Begleitung der Russen Banda einen >Besuch< abgestattet hatte, würde sich in Windeseile herumgesprochen haben. Zweifellos wußten die meisten inzwischen, daß er ein Spion war. Und bestimmt galt er jetzt als eine Art Volksfeind Nummer eins. Man würde ihn in Stücke reißen. Vielleicht versuchen wir, allzu raffiniert vorzugehen, dachte er. Vielleicht wäre es besser, einfach zu landen, Abdullah an Bord zu nehmen und die Wahrheit aus ihm herauszuprügeln. Nein, das haben wir gestern versucht — ohne Erfolg. Uns bleibt nur diese Möglichkeit. Anatoli gab dem Piloten die Kopfhörer zurück, der sich auf seinen Sitz schwang und die

Motoren warmlaufen ließ. Während sie warteten, zog Anatoli seine Pistole hervor und zeigte sie Jean-Pierre.

»Es ist eine 9-mm-Makarow«, rief er in den Lärm. Am unteren Ende des Pistolengriffs drückte er die Sperre zurück und zog das Magazin heraus. Es enthielt acht Patronen. Er schob das Magazin wieder in den Griff. Dann deutete er auf die linke Seite der Pistole. Dort befand sich eine Art Hebel. »Dies ist der Sicherungsflügel. Bedeckt er den roten Punkt, so kann kein Schuß losgehen; die Pistole ist gesichert.« Die Waffe in der linken Hand haltend, zog er mit der rechten das Metallstück hinter dem Pistolenlauf zurück. »So wird die Pistole gespannt.« Er ließ das zurückgezogene Metallstück los, und blitzschnell ruckte es wieder in seine vorherige Position. »Wenn dufeuerst, zieh den Drücker lang durch, damit sich die Pistole wieder spannt.« Er reichte Jean-Pierre die Waffe. Er vertraut mir tatsächlich, dachte Jean-Pierre, und für einen Augenblick empfand er ein wärmendes Gefühl, das die kalte Furcht in ihm überdeckte. Die Hubschrauber hoben ab. Sie folgten dem Fünf-Löwen-Fluß in südwestlicher Richtung, das Tal hinab. Jean-Pierre dachte nach. Eigentlich, fand er, waren Anatoli und er ein ausgezeichnetes Team. Anatoli erinnerte ihn an seinen Vater: ein kluger, entschlossener, mutiger Mann, dem Weltkommunismus in unerschütterlicher Treue ergeben. Falls wir hier Erfolg haben, dachte Jean-Pierre, werden wir wahrscheinlich zusammenarbeiten können, auf irgendeinem anderen Schlachtfeld. Die Vorstellung gefiel ihm ganz außerordentlich. Bei Dascht-i-Rewat, wo das untere Tal begann, drehten die Hubschrauber in südöstliche Richtung und folgten dem Nebenfluß Rewat stromaufwärts in die Hügel, um sich Banda von der

Bergseite her zu nähern. Anatoli benutzte wieder die Kopfhörer des Piloten; dann rief er Jean-Pierre ins Ohr: »Sie sind bereits alle in der Moschee. Wie lange wird die Frau des Mullahs brauchen, um ihr Haus zu erreichen?«

»Fünf bis zehn Minuten«, schrie Jean-Pierre zurück. »Wo willst du abgesetzt werden?« Jean-Pierre überlegte. »Alle Dorfbewohner sind in der Moschee, ja?« »Ja.«

»Hat man auch in den Höhlen nachgesehen?« Anatoli ließ sich nochmals mit seinen Leuten vor Ort verbinden und sagte dann zu Jean-Pierre: »Man hat auch die Höhlen überprüft.« »Okay. Dann setzt mich dort ab.« »Wie viel Zeit wirst du brauchen, um zu deinem Versteck zu gelangen?«

»Gib mir zehn Minuten; laß dann die Frauen und Kinder frei, warte weitere zehn Minuten und laß dann die Männer raus.« »In Ordnung.« Der Hubschrauber sank tiefer, bis in den Schatten des Berges. Der Nachmittag neigte sich seinem Ende zu, doch bis zum Einbruch der Dunkelheit blieb noch etwa eine Stunde. Sie landeten hinter dem Bergkamm, nur wenige Meter von den Höhlen entfernt. Anatoli sagte zu Jean-Pierre: »Geh noch nicht. Laß uns erst noch mal die Höhlen überprüfen.« Durch die offene Tür sah Jean-Pierre, wie ein zweiter Kampfhubschrauber landete. Sechs Mann sprangen heraus und liefen über den Kamm.

»Wie soll ich euch signalisieren, wenn's soweit ist, daß ihr herunterkommen und mich an Bord nehmen könnt?« fragte Jean-Pierre.

»Wir werden hier auf dich warten.«

»Und was macht ihr, falls vor meiner Rückkehr ein paar Dörfler hier heraufkommen?«

»Sie erschießen.« Der Erkundungstrupp kehrte über den Kamm zurück, und einer der Männer signalisierte: Alles klar.

»Geh«, sagte Anatoli. Jean-Pierre öffnete die Tür und sprang. Mit eingezogenem Kopf eilte er unter den rotierenden Drehflügeln fort. Als er den Kamm erreichte, warf er einen Blick zurück: Beide Maschinen standen noch dort. Er überquerte die vertraute Lichtung vor seiner alten Höhlenklinik und blickte zum Dorf hinunter. Er konnte ein Stück vom Hof vor der Moschee sehen, erkennen konnte er niemand. Umgekehrt ließ sich nicht ausschließen, daß einer von denen im falschen Moment den Hang hinaufblickte und Jean-Pierre nicht nur sah, sondern auch erkannte — vielleicht besaßen sie eine größere Sehschärfe als er. Jean-Pierre zog seine Kapuze nach vorn, so daß sein Gesicht praktisch verdeckt war. Je weiter er sich von den russischen Hubschraubern und der Sicherheit, die sie boten, entfernte, desto schneller schlug sein Herz. Er eilte den Hang hinunter und am Haus des Mullahs vorbei. Das Tal wirkte sonderbar still trotz des immerwährenden Rauschens des Flusses und des fernen Wisperns der Hubschrauberrotoren. Plötzlich wußte er, woran es lag: an den fehlenden Kinderstimmen. Er bog um die Ecke und befand sich nun außer Sicht vom Mullah-Haus. Neben dem Weg gab es dichtes Kamelgras und ein paar Büsche. Er kauerte dahinter nieder. Von hier hatte er einen freien Blick auf den Weg, war aber seinerseits gut verborgen. Er begann zu warten. Was, ging es ihm durch den Kopf, würde er am besten zu Abdullah sagen? Der Mullah war ein fanatischer Frauenhasser: Genau dort würde man ansetzen müssen. Das plötzliche Lautwerden von hohen Stimmen weit unten im Dorf verriet Jean-Pierre, daß Anatoli den Befehl

durchgegeben hatte, die Frauen und Kinder aus der Moschee zu lassen. Jean-Pierre spürte Unbehagen: War er hier wirklich gut genug versteckt? Würden die Kinder vielleicht vom Weg abweichen und in dieses Gebüsch stolpern? Was für eine Demütigung würde das sein - von Kindern aufgespürt zu werden. Er fühlte die Pistole in seiner Hand. Könnte ich auf Kinder schießen? fragte er sich. Sie kamen vorbei, niemand entdeckte ihn. Bald darauf hoben die russischen Hubschrauber vom Weizenfeld ab: das bedeutete, daß auch die Männer freigelassen worden waren. Planmäßig kam Abdullah den Hügel heraufgekeucht, eine beleibte Gestalt mit einem Turban und einem Nadelstreifenjackett englischer Herkunft. Es schien, dieser Gedanke war Jean-Pierre schon früher gekommen, zwischen Europa und dem Osten einen umfangreichen Handel mit gebrauchter Kleidung zu geben, denn viele Leute hier trugen Sachen, die zweifellos aus Paris oder London stammten. Der rasche Wechsel der Mode mochte dazu geführt haben, daß sie aussortiert wurden, lange bevor man sie abgetragen nennen konnte. Jetzt kommt's drauf an, dachte Jean-Pierre, als die komische Gestalt sich mit ihm auf gleicher Höhe befand; dieser Clown im Börsianer-Jackett könnte den Schlüssel zu meiner Zukunft in der Hand halten. Er erhob sich und trat aus dem Gebüsch hervor. Der Mullah fuhr zusammen und stieß einen erschrockenen Schrei aus. Erst jetzt schien er Jean- Pierre zu erkennen. »Du!« sagte er. Seine Hand streckte sich nach seinem Gürtel. Jean- Pierre ließ ihn die Pistole sehen. Voll Angst startete Abdullah die Waffe an. »Hab' keine Angst!« sagte Jean-Pierre. Das Zittern in seiner Stimme verriet seine Nervosität, und er versuchte, sie unter Kontrolle zu bekommen. »Niemand weiß, daß

ich hier bin. Deine Frau und deine Kinder sind vorbeigegangen, ohne mich zu sehen. Sie befinden sich in Sicherheit.« Abdullah musterte ihn mißtrauisch. »Was willst du?«

»Meine Frau ist eine Ehebrecherin«, sagte Jean-Pierre, und wenn er sich die Vorurteile des Mullahs auch bewußt zunutze machte, so war seine Wut zu einem guten Teil auch echt. »Sie hat mich verlassen und mein Kind mitgenommen. Sie ist hinter dem Amerikaner her, dessen Hure sie ist.«

»Das weiß ich«, sagte Abdullah, und Jean-Pierre sah, wie er sich aufplusterte in gerechter Empörung.

»Ich habe nach ihr gesucht, um sie zu bestrafen.« Abdullah nickte eifrig, und seine Augen funkelten böse: Der Gedanke an die Bestrafung einer Ehebrecherin war ganz nach seinem Geschmack.

»Aber das sündige Paar hält sich versteckt.« Jean-Pierre sprach langsam und wählte sorgfältig seine Worte: an diesem Punkt kam es auf jede Nuance an. »Du bist ein Mann Gottes. Sag mir, wo sie sind! Niemand wird jemals wissen, wie ich es herausgefunden habe, außer dir und mir und Gott.«

»Sie sind fortgegangen.« Abdullah spie die Worte aus, und Speichel sprühte auf seinen rotgefärbten Bart.

»Wohin?« fragte Jean-Pierre fast tonlos.

»Sie haben das Tal verlassen.«

»Aber wo sind sie hin?«

»Nach Pakistan.« Nach Pakistan! Was schwafelte der alte Narr da zusammen? »Die Routen sind doch geschlossen!« rief Jean-Pierre voller Ärger.

»Nicht die Butterfährte.«

»Mon Dieu«, sagte Jean-Pierre unwillkürlich in seiner Muttersprache. »Die Butterfährte!« Dazu gehörte viel

Mut, und das beeindruckte ihn tief; gleichzeitig war er bitter enttäuscht, denn jetzt würde es unmöglich sein, sie zu finden. »Haben sie das Baby mitgenommen?« »Ja.«

»Dann werde ich meine Tochter niemals wieder sehen.«

»Sie werden alle in Nuristan sterben«, sagte Abdullah voller Genugtuung. »Eine westliche Frau mit einem Baby wird die Strapazen auf den Hochpässen niemals überleben, und der Amerikaner wird bei dem Versuch umkommen, sie zu retten. So bestraft Gott die, welche der irdischen Gerechtigkeit entgehen wollen.« Jean-Pierre begriff, daß er so schnell wie möglich zum Hubschrauber zurückkehren mußte. »Geh jetzt zu deinem Haus«, sagte er zu Abdullah.

»Mit ihnen wird auch der Vertrag vernichtet werden, denn Ellis hat das Papier«, fügte Abdullah hinzu. »Und das ist gut so. Obwohl wir die amerikanischen Waffen brauchen, ist es gefährlich, mit Ungläubigen Verträge zu schließen.«

»Geh jetzt!« sagte Jean-Pierre. »Wenn du nicht willst, daß deine Familie mich sieht, so Sorge dafür, daß alle ein paar Minuten im Haus bleiben.« Für einen Augenblick wirkte Abdullah sehr empört, weil dieser Europäer es wagte, ihm Befehle zu geben, doch die Pistole in Jean-Pierres Hand brachte ihn zur Besinnung. Gehorsam eilte er davon. Jean-Pierre dachte über Abdullahs triumphierende Worte nach. Würden sie wirklich alle in Nuristan umkommen, wie der Mullah voraussagte? Es war gewiß nicht das, was Jean-Pierre sich wünschte. Wenn ihm die Vergeltung versagt blieb, konnte er keine Genugtuung empfinden. Er wollte seine Tochter wiederhaben. Und er wollte Jane, lebend und in seiner Gewalt. Außerdem sollte Ellis erfahren, was es bedeutete, wirkliche Schmerzen und wirkliche

Demütigung erleiden zu müssen. Er ließ Abdullah genügend Zeit, zu seinem Haus zu gelangen. Dann zog er sich die Kapuze übers Gesicht und setzte sich entmutigt in Bewegung. Als er am Haus des Mullahs vorüberkam, wandte er sein Gesicht ab für den Fall, daß eines der Kinder herausschaute. Anatoli wartete auf ihn vor den Höhlen. Er streckte die Hand vor, um seine Pistole wieder an sich zu nehmen, und fragte: »Nun?« Jean-Pierre reichte ihm die Pistole. »Sie sind uns entkommen«, sagte er. »Sie haben das Tal verlassen.« »Sie können uns *nicht entkommen* sein«, erwiderte Anatoli wütend. »Wo sind sie hin?« »Nach Nuristan.« Jean-Pierre deutete auf die Hubschrauber. »Sollten wir nicht losfliegen?« »In den Hubschraubern können wir nicht miteinander sprechen.« »Aber falls die Dörfler kommen —« »Zum Teufel mit den Dörflern! Und hör auf, alles verloren zu geben! Was wollen sie in Nuristan?« »Ihr Ziel ist Pakistan, das sie über eine Route erreichen wollen, die als Butterfährte bekannt ist.« »Wenn wir ihre Route kennen, können wir sie auch finden.« »Das glaube ich nicht. Es ist eine Richtung, aber es gibt verschiedene Wege.« »Die werden wir alle überfliegen.« »Aus der Luft sieht man gar nichts. Ohne einheimische Führer sieht man den Pfad selbst am Boden kaum.« »Wir können Karten benutzen -« »Was für Karten?« fragte Jean-Pierre. »Ich habe eure Karten gesehen, und die sind nicht besser als die amerikanischen, die die besten verfügbaren sind.«



»Du bist zu leicht entmutigt, mein Freund. Denk nach! Wenn Ellis einen einheimischen Führer finden kann, der ihm die Route zeigt, dann kann ich das auch.« War dies eine reelle Möglichkeit? fragte sich Jean-Pierre. »Wie ich schon sagte, gibt's da mehr als nur einen Weg.«

»Nehmen wir an, es gibt zehn Varianten. Dann brauchen wir zehn einheimische Führer, um zehn verschiedene Suchtrupps zu führen.« Jean-Pierres Stimmung schlug vollkommen um. Vielleicht konnte sein Wunsch doch noch wahr werden: der Wunsch, Jane und Chantal wiederzuerhalten und Ellis gefangen zu sehen. »Keine schlechte Idee«, sagte er. »Vielleicht können wir unterwegs neue Informationen erhalten. Wenn wir erst mal aus diesem gottverdammten Tal raus sind, finden wir wahrscheinlich auch Leute, die uns was verraten. Die Nuristanis sind in den Krieg ja nicht so sehr verwickelt wie die Menschen hier.«

»Gut«, sagte Anatoli abrupt. »Es wird dunkel. Wir haben heute Nacht noch viel zu tun. Morgen in aller Frühe brechen wir auf. Los jetzt!«

## 17

JANE ERWACHTE IN Angst. Sie wußte nicht, wo sie war oder mit wem sie hier war, oder ob die Russen sie gefangen genommen hatten. Für einen Augenblick starrte sie empor zur bloßliegenden Unterseite des Flechtwerkdaches. *Ist es ein Gefängnis?* ging es ihr durch den Kopf. Abrupt und mit hämmerndem Herzen setzte sie sich auf - und sah dann Ellis in seinem Schlafsack, mit offenem Mund atmend, und sie erinnerte sich: *Wir sind aus dem Tal raus. Wir sind entkommen. Die Russen wissen nicht, wo wir sind, und sie können uns nicht*

*finden.* Sie streckte sich wieder aus und wartete darauf, daß ihr Herzschlag sich beruhigte. Von der von Ellis ursprünglich vorgesehenen Route waren sie abgewichen. Statt nordwärts nach Comar zu wandern und dann ostwärts durchs Comar-Tal nach Nuristan, waren sie von Saniz in südlicher Richtung zurückgegangen, um dann östlich das Aryu-Tal zu durchqueren. Mohammed hatte diese Route vorgeschlagen, weil sie auf diese Weise das Fünf-Löwen-Tal wesentlich schneller hinter sich lassen würden, und Ellis hatte zugestimmt. Schon vor Tagesanbruch hatten sie sich auf den Weg gemacht und waren dann unaufhörlich bergauf gewandert. Während Mohammed Maggie führte, trugen Ellis und Jane abwechselnd Chantal. Gegen Mittag hielten sie dann kurze Rast in Aryu, einem Lehmhüttendorf, wo sie von einem mißtrauischen alten Mann, der einen böse knurrenden Hund bei sich hatte, etwas Brot kauften. Aryu war so etwas wie der letzte Außenposten der Zivilisation gewesen; dahinter gab es kilometerweit nichts als den mit Felsbrocken übersäten Fluß und zu beiden Seiten die hohen, kahlen, elfenbeinfarbenen Berge. Am späten Nachmittag hatten sie dann erschöpft diesen Ort erreicht. Jane setzte sich wieder auf. Chantal neben ihr atmete gleichmäßig und strahlte Hitze aus wie eine Wärmflasche. Ellis lag in seinem Schlafsack. Sie hätten mit Hilfe der Reißverschlüsse aus den beiden Schlafsäcken einen einzigen machen können, doch Jane hatte befürchtet, daß Ellis sich im Schlaf womöglich auf Chantal wälzen könnte. So hatten sie denn getrennt geschlafen und sich damit zufrieden gegeben, daß sie dicht beieinander lagen und sich dann und wann mit ausgestreckten Händen berühren konnten. Mohammed befand sich im benachbarten Raum. Vorsichtig, um

Chantal nicht zu stören, erhob sich Jane. Als sie in ihre Hosen schlüpfte, spürte sie stechende Schmerzen im Rücken und in den Beinen. Zwar war sie langes Gehen gewöhnt, doch den ganzen Tag ohne Pause bergauf zu wandern, dazu noch in so rauhem Terrain, das stellte ganz besondere Anforderungen an den Körper. Sie zog sich ihre Stiefel an, ohne jedoch die Schnürsenkel zuzubinden, und trat hinaus. Unwillkürlich kniff sie die Augen zusammen gegen das helle, kalte Licht der Berge. Vor ihren Füßen breitete sich eine Art Wiese aus, ein weitgedehntes grünes Feld, durch das sich ein Bach schlängelte. Auf der einen Seite der Wiese stieg steil der Berg empor, und hier, am Fuß des Hangs, gab es eine Handvoll Steinhäuser und ein paar Viehgehege. Die Häuser waren leer und die Viehgehege auch: Es war eine Sommerweide, und die Kuhherden hatte man jetzt zu ihren Winterquartieren getrieben. Während es im Fünf-Löwen-Tal noch Sommer war, hielt in dieser Höhe der Herbst bereits im September Einzug. Jane ging zum Bach. Er war weit genug von den Häusern entfernt, und sie konnte sich ungeniert ausziehen, ohne womöglich Mohammeds Schamgefühl zu verletzen. Sie lief in den Bach und tauchte rasch im Wasser unter. Es war von beißender Kälte. Sofort ging sie wieder hinaus, buchstäblich mit den Zähnen klappernd. Sie schlüpfte wieder in ihre Kleider und rannte zum Haus zurück. Unterwegs las sie dürres Gezweig auf, das sie in die Aschenglut legte, die noch übrig war vom Feuer am vorigen Abend. Sie blies in die Glut, bis das frische Holz zu brennen begann. Dann hielt sie ihre starren Hände an die Flammen. Sie setzte einen Topf voll Wasser auf, für Chantals Morgenwäsche. Während sie darauf wartete, daß es warm genug wurde, wachten nach und nach die

anderen auf. Zuerst Mohammed, der nach draußen ging, um sich zu waschen; dann Ellis, der darüber klagte, daß ihm der ganze Körper wehtat; und schließlich Chantal, die gestillt werden wollte und bald zufrieden und satt war. Jane empfand eine eigentümliche Euphorie. Eigentlich, ging es ihr durch den Kopf, müßte ich voller Besorgnis sein, weil ich im Begriff stehe, mein zwei Monate altes Baby in eines der wildesten Gebiete der Welt mitzunehmen. Doch irgendwie wurde diese Besorgnis verdrängt von dem Glücksgefühl, das sie erfüllte. Warum fühle ich mich glücklich? fragte sie sich, und die Antwort, die sie sich selbst gab, lautete: Weil ich mit Ellis zusammen bin. Auch Chantal schien glücklich, als habe sie die Zufriedenheit mit der Milch ihrer Mutter in sich eingesaugt. Jane hatte keine Lebensmittel kaufen können, weil im ganzen Ort kein Mensch mehr war. Aber sie hatten etwas Reis und Salz. Den Reis hatten sie gestern gekocht, nicht ohne Schwierigkeiten, denn in dieser Höhe dauerte es eine Ewigkeit, bis das Wasser endlich kochte. Jetzt, zum Frühstück, hatten sie die Überbleibsel: kalten Reis. Das dämpfte Janes Euphorie ein wenig. Sie aß, während sie Chantal stillte. Dann wusch sie die Kleine und wechselte die Windeln. Die Ersatzwindel, gestern im Bach gewaschen, war über Nacht am Feuer getrocknet. Jane wickelte Chantal und ging dann mit der schmutzigen Windel zum Bach. Die gesäuberte Windel wollte sie am Gepäck befestigen und hoffen, daß der Wind und die Körperwärme des Pferdes sie trockneten. Ellis und Mohammed beluden die alte Stute und brachten sie in Gang. Der heutige Tag würde schwerer werden als der gestrige. Sie mußten den Gebirgszug überqueren, der jahrhundertlang Nuristan vom Rest der Welt mehr oder weniger isoliert hatte. Es

galt, den über viertausend Meter hohen Aryu-Paß zu erreichen. Über einen Großteil der Strecke würden sie sich durch Schnee und Eis vorankämpfen müssen, und sie hofften, das nuristanische Dorf Linar zu erreichen. Luftlinie lag es nur fünfzehn Kilometer entfernt. Wenn sie es bis zum späten Nachmittag schafften, konnten sie auf ihre Leistung stolz sein. Als sie aufbrachen, stand die Sonne hell am Himmel, doch die Luft war kalt. Jane trug dicke Socken und Handschuhe sowie unter der pelzbesetzten Jacke einen wärmenden Sweater. Sie trug Chantal in der Trageschlinge, zwischen Sweater und Jacke, deren oberste Knöpfe geöffnet blieben, um Luft hereinzulassen. Sie ließen die Wiese hinter sich und folgten dem Aryu-Fluß stromaufwärts. Sofort wirkte die Landschaft wieder rauh und feindselig. Die kalten Felsen waren ohne jede Vegetation. Einmal sah Jane weit in der Ferne auf einem kahlen Hang eine Ansammlung von Nomadenzelten: Sie wußte nicht, ob sie sich darüber freuen sollte, daß noch andere Menschen in der Nähe waren, oder ob man sie nicht eher zu fürchten hatte. Das einzige andere Lebewesen, das sie sah, war ein Bartgeier, der im bitterkalten Wind dahinschwebte. Einen sichtbaren Pfad gab es nicht. Jane war unendlich froh, daß sie Mohammed bei sich hatten. Zuerst folgte er dem Fluß; als dieser immer schmaler wurde und sich schließlich ganz verlor, setzte Mohammed seinen Weg mit gleicher Sicherheit fort. Jane fragte ihn, wie er diese Route so genau kennen konnte, und er erklärte ihr, sie sei in Abständen durch Steinhäufen markiert. Jane waren diese bisher nicht aufgefallen. Erst als Mohammed sie ihr zeigte, bemerkte Jane sie. Bald bedeckte eine dünne Schneeschicht den Boden, und trotz ihrer dicken Socken und ihrer Stiefel wurden Janes Füße kalt.

Erstaunlicherweise schlief Chantal die meiste Zeit. Etwa alle zwei Stunden hielt die kleine Gruppe für ein paar Minuten Rast, und Jane nutzte die Gelegenheit, um ihr Baby zu stillen, obwohl ihr in der eiskalten Luft die entblößten Brüste schmerzten. Sie sagte zu Ellis, Chantal verhalte sich nach ihrer Meinung bemerkenswert gut, und er nickte und erwiderte: »Unglaublich. Unglaublich!« Gegen Mittag, in Sichtweite des Aryu-Passes, machten sie eine halbstündige Pause. Jane fühlte sich bereits müde, und ihr Rücken schmerzte. Außerdem hatte sie einen Wolfshunger - das Stück Maulbeeren-und-Walnuß-Kuchen, das es zu Mittag gab, schlang sie geradezu herunter. Beim Anblick des steilen Anstiegs zum Paß sank Jane der Mut. Er wirkte wahrhaft furchterregend. Ich werde hier noch ein bißchen länger sitzen bleiben, dachte sie, doch es war bald so kalt, daß sie zu zittern begann. Ellis bemerkte es und erhob sich. »Gehen wir weiter, bevor wir hier erfrieren«, sagte er munter, und Jane dachte: Bei Gott, ich wünschte, du wärst nicht so verdammt vergnügt. Es kostete sie eine Menge Willenskraft aufzustehen. Ellis sagte: »Laß mich Chantal tragen.« Dankbar überließ Jane ihm das Baby. Mohammed, Maggie am Zügel, schritt voraus. Trotz ihrer Erschöpfung zwang Jane sich, ihm zu folgen. Ellis bildete die Nachhut. Der Hang war steil und der schneebedeckte Boden rutschig. Schon nach wenigen Minuten fühlte Jane sich müder als vor der Mittagsrast. Vielleicht, dachte sie jetzt, überfordert mich das alles hier. Ich hatte keine Ahnung, daß es so schwer werden würde. Aber dann besann sie sich. Natürlich hast du's geahnt, dachte sie, und du weißt auch, daß es noch schlimmer werden wird, bevor es besser werden kann. Nimm dich endlich zusammen, bevor du an Selbstmitleid

erstickst. Im selben Augenblick glitt sie auf dem vereisten Fels aus und kippte zur Seite. Ellis, der unmittelbar hinter ihr ging, packte sie rechtzeitig beim Arm und bewahrte sie vor einem Sturz. Ihr wurde bewußt, daß er sie aufmerksam beobachtete, und ein Gefühl großer Liebe stieg in ihr auf. Er umgab sie mit einer Fürsorglichkeit, die Jean-Pierre völlig fremd gewesen war. Jean-Pierre wäre vorausgegangen, ohne sich im besonderen um sie zu kümmern. Und hätte sie sich über sein Verhalten beklagt, so würde er sie gefragt haben, ob sie als gleichwertig behandelt werden wolle oder nicht. Sie befanden sich jetzt fast schon in Gipfelhöhe. Jane beugte sich weiter vor, um die Steigung besser nehmen zu können. Nur noch ein kleines Stück, sagte sie sich, nur noch ein kleines Stück. Ihr war schwindlig. Einige Meter vor ihr geriet Maggie auf dem Geröll ins Rutschen und machte plötzlich große Sätze nach vorn, so daß Mohammed gezwungen war, im selben Tempo mitzuhalten. Jane stapfte hinterdrein und zählte jeden Schritt. Endlich erreichte sie ebenen Boden. Sie blieb stehen. Rings um sie schien sich alles zu drehen. Ellis legte einen Arm um sie, und sie schloß die Augen und lehnte sich gegen ihn.

»Von jetzt an geht's den ganzen Tag bergab«, sagte er. Sie öffnete die Augen. Die Landschaft war von einer unglaublichen Grausamkeit. Es gab nichts als Berge, Schnee, Wind und Einsamkeit für immer und ewig. »Was für ein gottverlassener Ort«, sagte sie. Ein oder zwei Minuten blieben sie gebannt stehen. Dann sagte Ellis: »Wir müssen weiter.« Der Abstieg war steiler als der Aufstieg. Mohammed, der zuvor unentwegt an Maggies Zügel gezerrt hatte, hängte sich jetzt an ihren Schwanz, damit die Stute auf dem glatten Boden nicht ins Rutschen

geriet. Zwischen den verstreuten schneebedeckten Felsblöcken waren die wegweisenden Steinhäufen nur schwer auszumachen; dennoch schien sich Mohammed immer absolut sicher, welche Richtung einzuschlagen war. Jane dachte daran, wieder Chantal zu nehmen, damit Ellis wenigstens für einige Zeit entlastet war, aber sie wußte, daß sie nicht genügend Kraft hatte, um ihr Baby zu tragen. Je tiefer sie gelangten, desto dünner wurde die Schneedecke, und schließlich konnte man die Fährte wieder sehen. Jane hörte immer wieder ein eigentümliches Pfeifen, und schließlich brachte sie genügend Energie auf, Mohammed zu fragen, was das war. Er gebrauchte ein Dari-Wort, das sie nicht kannte. Er seinerseits wußte den französischen Ausdruck nicht. Plötzlich streckte er die Hand aus, und Jane sah ein kleines, eichhornähnliches Tier, das sich schleunigst davonmachte: ein Murmeltier. Später sah sie noch einige, und sie fragte sich, wovon sie sich in dieser Höhe ernährten. Bald fanden sie einen Bach, dem sie stromabwärts folgten, und im endlosen Grau und Weiß der Felslandschaft tauchten jetzt an dessen Ufern vereinzelt Grasbüschel auf und auch niedriges Gestrüpp. Der Wind jagte mit unverminderter Kraft die Schlucht herauf, und Jane hatte das Gefühl, Nadeln aus Eis zu spüren, durch ihre Kleidung hindurch. War der Aufstieg von Schritt zu Schritt anstrengender geworden, so wurde der Abstieg nun immer leichter. Der überwachsene Pfad war weicher, die Luft wärmer und die Landschaft freundlicher. Jane, obwohl noch immer erschöpft, fühlte sich nicht mehr mutlos und deprimiert. Nach einigen Kilometern erreichten sie das erste Dorf in Nuristan. Die Männer hier trugen dicke, ärmellose Sweater mit einem auffälligen Schwarz-Weiß- Muster und sprachen eine



Sprache, die Mohammed nur mit Mühe verstand. Immerhin gelang es ihm, Brot zu kaufen - für einen Teil von Ellis' afghanischem Geld. Jane hätte am liebsten zu Ellis gesagt, es sei das Beste, hier zu übernachten, sie fühle sich am Ende ihrer Kräfte. Doch bis zum Einbruch der Dunkelheit blieben noch etliche Stunden, und sie waren übereingekommen, an diesem Tag möglichst noch Linar zu erreichen. Sie biß die Zähne zusammen und zwang ihre schmerzenden Beine weiter voran. Zu ihrer großen Erleichterung fielen ihr die sechs oder sieben Kilometer, die sie noch zurücklegen mußten, wesentlich leichter, und noch vor Einbruch der Nacht erreichte die kleine Gruppe ihr Ziel. Jane ließ sich unter einem gewaltigen Maulbeerbaum zu Boden sinken und saß eine Weile ganz einfach still. Mohammed zündete ein Feuer an und begann, Tee zu machen. Offenbar hatte er den Einheimischen verraten, daß Jane eine westliche Krankenschwester sei, und als sie später Chantal stillte und ihre Windeln wechselte, sammelte sich eine kleine Gruppe von Patienten, die in respektvoller Entfernung wartete. Jane nahm ihre Energie zusammen und untersuchte die Leute. Es gab die üblichen Fälle von Wundinfektionen, Darmparasiten und Bronchialbeschwerden, doch fanden sich hier weniger unterernährte Kinder als im Fünf-Löwen-Tal - vermutlich weil der Krieg diese entlegene Wildnis nicht so stark in Mitleidenschaft gezogen hatte. Als Honorar für die ambulante Behandlung der Einheimischen ergatterte Mohammed ein Huhn, das er im Topf kochte. Jane wäre am liebsten auf der Stelle eingeschlafen, doch sie zwang sich, auf die Mahlzeit zu warten, und als das Huhn fertig war, aß sie mit Heißhunger davon. Das Fleisch war zäh und ohne Geschmack, doch hatte Jane noch nie in ihrem

Leben eine solche Gier verspürt. Ellis und Jane erhielten in einem der Dorfhäuser ein Zimmer mit einer Matratze für sie beide und einer primitiven hölzernen Wiege für Chantal. Sie vereinten ihre beiden Schlafsäcke zu einem einzigen großen und liebten einander mit wohlgeschlaffter Zärtlichkeit. Danach schlief Ellis sofort ein. Jane lag noch minutenlang wach. Jetzt, da sie sich entspannte, schienen ihre Muskeln stärker zu schmerzen als zuvor. Sie stellte sich vor, in einem richtigen Bett in einem normalen Schlafzimmer zu liegen, während von draußen das Straßenlicht durch die Vorhänge schimmert und irgendwo eine Autotür zuknallt; gleich nebenan gab es ein Badezimmer mit einem Spülklosett und fließendem warmem Wasser, und an der Straßenecke befand sich ein Laden, wo man alles kaufen konnte, was ein Baby brauchte: Windeln, Puder, Baby-Shampoo ... Wir sind den Russen entkommen, dachte sie, schon halb im Schlaf. Vielleicht schaffen wir's wirklich bis nach Hause. Vielleicht schaffen wir's wirklich. Jane wurde im selben Augenblick wach wie Ellis: weil sie seine plötzliche Muskelanspannung spürte. Für einen Augenblick lag er stocksteif und ohne zu atmen neben ihr und lauschte auf das Gebell von zwei Hunden. Dann schlüpfte er rasch aus dem Bett. Im Zimmer war es stockfinster. Jane hörte, wie er ein Streichholz anriß; dann flackerte in der Ecke eine Kerze. Jane blickte zu Chantal. Das Baby schlief friedlich. »Was ist denn?« fragte sie Ellis.

»Weiß ich noch nicht«, erwiderte er mit gedämpfter Stimme. Er zog sich seine Jeans und seine Stiefel an, schlüpfte dann in seine Jacke und ging hinaus. Jane, im Nu flüchtig angekleidet, folgte ihm. Im benachbarten Zimmer konnte sie im Mondlicht, das durch die offene

Tür fiel, vier Kinder nebeneinander in einem Bett sehen, die sie aus weit aufgerissenen Augen über den Rand der gemeinsamen Schlafdecke hinweg anstarrten. Die Eltern schliefen in einem anderen Zimmer. Ellis stand im Türrahmen und blickte hinaus. Jane stellte sich neben ihn. Oben auf dem Abhang gewahrte sie im Mondschein eine einzelne Gestalt, die auf das Haus zugerannt kam.

»Die Hunde haben ihn gehört«, sagte Ellis leise. Plötzlich stand jemand neben ihnen. Jane fuhr zusammen, erkannte dann Mohammed. In seiner Hand blitzte eine Messerklinge. Die Gestalt vom Hügel her kam immer näher. Die Art, wie sie sich bewegte, erschien Jane irgendwie vertraut. Plötzlich gab Mohammed eine Art Grunzen von sich und ließ das Messer sinken.

»Ali Ghanim«, sagte er. Jetzt begriff Jane, warum ihr die Bewegungen so vertraut vorgekommen waren: Sie hatten wegen Alis leicht verkrümmter Wirbelsäule etwas unverkennbar Typisches. »Was hat das zu bedeuten?« fragte sie. Mohammed trat einige Schritte vor und winkte. Ali sah ihn, winkte zurück und lief dann auf ihn zu. Die beiden Männer umarmten sich. Voll Anspannung wartete Jane, bis Ali wieder zu Atem kam. Schließlich sagte er: »Die Russen sind euch auf der Spur.« Jane war wie vor den Kopf geschlagen. Sie hatte geglaubt, sie seien den Russen entkommen. Was war schiefgegangen? Ali atmete noch immer heftig, doch nach einigen Sekunden fuhr er fort: »Masud schickt mich, um euch zu warnen. An dem Tag, an dem ihr aufgebrochen seid, haben sie das ganze Fünf-Löwen-Tal nach euch abgesucht, mit Hunderten von Hubschraubern und Tausenden von Männern. Da sie euch nicht finden konnten, haben sie jetzt Suchtrupps ausgeschickt, die jedem Tal folgen sollen, das nach Nuristan führt.«

»Was sagt er?« unterbrach Ellis, der Aus hastig und atemlos hervorgestoßenen Worten nicht folgen konnte. Jane dolmetschte.

»Wie konnten die wissen, daß wir nach Nuristan wollten?« fragte Ellis. »Wir hätten doch genauso gut die Absicht haben können, uns irgendwo in dem verdammt Land zu verstecken.« Jane fragte Ali. Er wußte es nicht.

»Gibt es auch einen Suchtrupp für dieses Tal?« wollte Jane von Ali wissen.

»Ja. Kurz vor dem Aryu-Paß habe ich die Soldaten eingeholt. Sie könnten das letzte Dorf noch vor Einbruch der Nacht erreicht haben.«

»O nein«, sagte Jane verzweifelt. Sie übersetzte für Ellis.

»Wie können die nur soviel schneller gewesen sein als wir?« fragte sie. Ellis hob die Schultern. Und Jane beantwortete die Frage selbst: »Weil sie nicht durch eine Frau mit einem Baby behindert sind. Oh, Scheiße!«

»Wenn sie morgen in aller Frühe aufbrechen, holen sie uns im Laufe des Tages ein«, meinte Ellis.

»Was können wir tun?«

»Uns sofort wieder auf den Weg machen.« Jane spürte ihre tiefe Müdigkeit, und ein dumpfer Groll gegen Ellis stieg in ihr auf.

»Können wir uns nicht irgendwo verstecken?« fragte sie gereizt.

»Wo denn?« fragte Ellis. »Es gibt hier nur eine einzige Straße. Die Russen haben genügend Leute, um sämtliche Häuser zu durchsuchen — viele sind's ja nicht. Außerdem stehen die Einheimischen hier nicht unbedingt auf unserer Seite. Es könnte durchaus sein, daß sie den Russen verraten, wo wir uns versteckt halten. Nein, unsere einzige Hoffnung ist, unseren Verfolgern ein Stück voraus zu bleiben.« Jane warf einen Blick auf ihre

Armbanduhr. Es war zwei Uhr früh. Sie dachte: Vielleicht sollten wir besser aufgeben.

»Ich werde das Pferd beladen«, sagte Ellis. »Du kannst inzwischen Chantal stillen.« Zu Mohammed sagte er in der Dari-Sprache: »Würdest du etwas Tee machen? Und Ali etwas zu essen geben?« Jane ging ins Haus zurück, kleidete sich vollständig an und gab Chantal die Brust. Währenddessen brachte Ellis ihr in einer Tonschale süßen grünen Tee. Sie trank dankbar. Während Chantal saugte, fragte sich Jane, wie viel Jean-Pierre mit dieser erbarmungslosen Hetzjagd auf sie und auf Ellis zu tun haben mochte. Sie wußte, daß er bei der Razzia in Banda mitgeholfen hatte; sie hatte ihn ja selbst gesehen. Bei der Großaktion im Fünf-Löwen-Tal war seine Ortskenntnis sicher von unschätzbarem Wert gewesen. Zweifellos wußte er, daß man auf seine Frau und sein Kind Jagd machte. Wie konnte er es über sich bringen, den Russen dabei zu helfen? Offenbar hatte sich seine Liebe in Haß verwandelt, aus Groll und Eifersucht. Chantal war satt. Wie schön mußte es doch sein, dachte Jane, wenn man nichts wußte von Leidenschaft oder Eifersucht oder Verrat, wenn man nichts fühlte außer Wärme oder Kälte und Sättigkeit oder Hunger. »Genieße es, solange du kannst, kleines Mädchen«, sagte sie. Eilig knöpfte sie ihr Hemd zu und zog ihren dicken Sweater glatt. Dann legte sie sich die Tragschlinge um den Hals, sorgte dafür, daß Chantal bequem darin lag, schlüpfte mit einiger Mühe in ihre Jacke und ging hinaus. Im Schein einer Laterne studierten Ellis und Mohammed die Karte. Ellis zeigte Jane die Route. »Wir folgen dem Linar bis zu der Stelle, wo er in den Nuristan-Fluß mündet. Dann geht's wieder aufwärts, wobei wir dem Nuristan-Fluß in nördlicher Richtung folgen. Schließlich durchqueren wir eines

dieser Seitentäler - welches, kann Mohammed erst sagen, wenn wir dort sind - und halten uns in Richtung Kantiwar-Paß. Ich möchte noch heute aus dem Nuristan-Tal raus - dann ist es für die Russen schwieriger, uns zu folgen, weil sie nicht wissen, welches Seitental wir eingeschlagen haben.« »Wie weit es ist?« fragte Jane.

»Nur gut zwanzig Kilometer. Ob's leicht oder schwer sein wird, hängt natürlich vom Terrain ab.« Jane nickte. »Dann laß uns aufbrechen«, sagte sie — und war ein bißchen stolz auf sich, weil aus ihrer Stimme mehr Zuversicht klang, als sie empfand. Im Mondschein machten sie sich auf den Weg. Mohammed schlug ein schnelles Tempo an und peitschte Maggie gnadenlos mit einem Lederriemen, wenn sie ihm zu langsam trottete. Jane hatte leichte Kopfschmerzen und im Magen ein leeres, flaues Gefühl. Aber immerhin war ihre Schläfrigkeit verfliegen. Sie empfand eine nervöse Anspannung und eine tiefe körperliche Schwere. Bei Nacht hatte die Fährte für sie etwas Unheimliches. Manchmal führte der Weg durch das spärliche Gras am Fluß — dann kamen sie gut und sicher voran; aber wenn sich die Fährte den Hang hinaufschlängelte und neben der schmalen Spur die Felsen steil abfielen, zuweilen weit über hundert Meter, und wenn Schnee den Boden bedeckte, dann war Jane von Entsetzen erfüllt, weil sie leicht ausrutschen und mit ihrem Kind in den Armen zu Tode stürzen konnte. Mitunter hatten sie so etwas wie die Qual der Wahl: Der Pfad gabelte sich, führte auf der einen Seite nach unten, auf der anderen nach oben. Dann blieb auch Mohammed nichts anderes übrig, als seinem Instinkt zu folgen. Beim ersten Mal schlug er den Weg nach unten ein, und das erwies sich als richtig: Sie gelangten zu einem schmalen Sandstreifen, wo sie durch

knöcheltiefes Wasser waten mußten, doch das ersparte ihnen einen langen Umweg. Beim zweiten Mal hielten sie es genauso. Wieder schlugen sie den Weg zum Flußufer ein, aber diesmal bereuten sie es; nach ein oder zwei Kilometern führte der Pfad direkt zu einer steilen Felswand, um die sie - es wäre die einzige Möglichkeit gewesen - hätten herumschwimmen müssen. Mißmutig gingen sie den Weg bis zur Gabelung zurück und schlugen dann die aufwärts führende Fährte ein. Beim Nächstenmahl entschieden sie sich erneut für den Weg in Richtung Flußufer. Der Pfad verlief über ein Felsgesims, das, etwa dreißig bis vierzig Meter oberhalb des Flusses, quer über eine Felswand führte. Das Pferd wurde nervös, vermutlich weil der Pfad so schmal war. Auch Jane bekam Angst. Im Sternenlicht war der Fluß kaum zu erkennen, und so wirkte die Schlucht wie ein bodenloses schwarzes Loch. Wieder und wieder blieb Maggie stehen, und Mohammed mußte am Zügel zerren, damit sie sich wieder in Gang setzte. Als der Pfad um einen Felsvorsprung führte, weigerte sich Maggie, gleichsam blind voranzutappen, und scheute. Jane wich zurück, um nicht von den Hinterhufen getroffen zu werden. Plötzlich begann Chantal zu weinen - vielleicht, weil sie die kritische Situation instinktiv spürte, vielleicht auch, weil sie seit dem nächtlichen Aufbruch nicht mehr geschlafen hatte. Ellis, der sie seit geraumer Zeit trug, reichte das Baby jetzt Jane und ging vor, um Mohammed zu helfen. Er erbot sich, die Zügel zu übernehmen, doch Mohammed schlug unwirsch ab. Auch ihn hatte jetzt Nervosität erfaßt. Ellis beschied sich damit, das Tier von hinten zu schieben, wobei er abwechselnd *hü!* und *hott!* schrie. Jane begann gerade, die Szene einigermaßen komisch zu finden, als Maggie sich plötzlich aufbäumte.

Mohammed wurden die Zügel aus der Hand gerissen, er geriet ins Stolpern, und die zurückweichende Stute prallte gegen Ellis, der das Gleichgewicht verlor und stürzte. Glücklicherweise fiel er nach links, gegen die Felswand. Die Stute wich noch weiter zurück und stieß gegen Jane, die sich unvermittelt auf der falschen Seite befand, mit den Füßen dicht am Abgrund, während Maggie weiter an ihr vorbei glitt. Jane griff nach einer der Satteltaschen und hielt sich mit aller Kraft daran fest, um nicht über den Felsrand in die Tiefe zu stürzen. »Du blödes Biest« schrie sie. Auch Chantal, zwischen Jane und dem Pferd eingequetscht, schrie laut auf. Jane wurde ein, zwei Meter mitgeschleift, hielt sich jedoch beharrlich an der Tasche fest. Als sie wieder einigermaßen sicher stehen konnte, nahm sie ihren ganzen Mut zusammen, ließ die Tasche los und griff nach dem Zügel. Geschickt bewegte sie sich so, daß sie dicht bei Maggies Kopfstand. Dann zog sie mit einem Ruck am Zügel und sagte laut: »Brrr. Stop!« Zu Janes Verwunderung blieb das Pferd tatsächlich stehen. Sie drehte sich um. Ellis und Mohammed kamen gerade wieder auf die Füße. »Alles in Ordnung?« fragte sie die Männer auf französisch.

»So einigermaßen« erwiderte Ellis.

»Ich habe die Laterne verloren«, sagte Mohammed. Ellis sagte auf englisch: »Hoffentlich haben die Scheißrussen genau dieselben Probleme.« Jane begriff, daß die Männer gar nicht gesehen hatten, wie sie von der Stute ums Haar über den Rand des Felsens gestoßen worden war. Sie beschloß, ihnen nichts davon zu sagen. Dann reichte sie Ellis den Zügel. »Machen wir, daß wir weiterkommen«, sagte sie.

»Unsere Wunden können wir später lecken.« Sie ging an Ellis vorbei und sagte zu Mohammed: »Geh du voraus



und führe uns.« Schon nach wenigen Minuten ohne Maggie hob sich Mohammeds Stimmung. Jane fragte sich unwillkürlich, ob sie wirklich ein Pferd brauchten. Aber es war einfach zuviel Gepäck, als daß sie es hätten tragen können, und nichts davon war überflüssig, im Gegenteil — sie hätten wahrscheinlich mehr Proviant mitnehmen sollen. Sie kamen zu einem kleinen Dorf, das sie eilig durchquerten. Es gab nur ein paar Häuser und einen Wasserfall. Alles schlief - bis auf einen Hund, der wild bellte, bis ihn jemand mit einem Fluch zum Schweigen brachte. Bald befanden sich die vier Menschen wieder in der Wildnis. Die Farbe des Himmels wandelte sich von Schwarz zu Grau, und die Sterne waren verschwunden. Es begann hell zu werden. Jane versuchte sich vorzustellen, was die Russen jetzt wohl machten. Vielleicht weckten die Offiziere gerade die Männer auf, scheuchten sie hoch mit lauten Rufen und traktierten die, die zu langsam aus ihren Schlafsäcken krochen, mit Fußtritten. Ein Koch würde Kaffee machen, während der befehlshabende Offizier seine Landkarte studierte. Aber vielleicht waren die Russen schon früher aufgestanden, vor ein oder zwei Stunden, als noch Dunkelheit herrschte. Innerhalb weniger Minuten waren alle bereit gewesen, um dann in langer Reihe am Ufer des Linar entlangzumarschieren. Vielleicht hatten sie das Dorf Linar inzwischen schon längst hinter sich gelassen. Vielleicht waren sie bei den Gabelungen immer dem richtigen Weg gefolgt und befanden sich inzwischen nur noch ein oder zwei Kilometer hinter ihrer Beute. Jane schritt unwillkürlich ein wenig schneller aus. Der Weg schlängelte sich noch ein Stück an der Felswand entlang und führte dann hinunter zum Flußufer. Nirgends fand sich eine Spur von Landwirtschaft. Die Berghänge zu

beiden Seiten waren dicht bewaldet, und während der Himmel immer heller wurde, glaubte Jane, die Baumart zu erkennen - Steineichen. Sie wies mit der ausgestreckten Hand darauf und fragte Ellis: »Könnten wir uns nicht im Wald verstecken?«

»Im äußersten Notfall, ja«, erwiderte er. »Aber die Russen würden bald entdecken, daß wir Halt gemacht haben. Garantiert befragen sie überall die Dorfbewohner, und wenn die ihnen sagen, daß wir durch irgendeinen *Ort nicht* hindurchgekommen sind, dann sind sie im Bilde. Sie würden umkehren und intensiv, sehr intensiv nach uns suchen.« Jane nickte resigniert. Ihr war bewußt, daß sie nur nach einem Vorwand suchte, um nicht mehr weitergehen zu müssen. Unmittelbar vor Sonnenaufgang kamen sie um eine Biegung und blieben abrupt stehen. Ein Erdrutsch hatte die Schlucht an einer Stelle so mit Sand und Steinen zugeschüttet, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Jane wäre am liebsten in Tränen ausgebrochen. Wenigstens vier, wenn nicht gar fünf Kilometer waren sie am Ufer und auf dem schmalen Felspfad entlanggewandert. Hier umzukehren bedeutete, dieselbe Strecke noch einmal zurückzulegen, auch jenen Teil des Pfades, der Maggie so geängstigt hatte. Sekundenlang starrten Jane und die beiden Männer stumm auf den blockierenden Erdwall. »Könnten wir nicht drüberwegklettern?« fragte sie.

»Wir vielleicht, aber nicht das Pferd«, erwiderte Ellis. Jane war wütend auf ihn, weil er eine so überflüssige Feststellung traf. »Einer von uns könnte mit dem Pferd zurückgehen«, sagte sie gereizt. »Die anderen beiden könnten sich ausruhen, während sie auf der anderen Seite auf den dritten und das Pferd warten.«

»Ich halte es nicht für klug, sich zu trennen.« Für Jane klang der Tonfall seiner Stimme nach: *Hier habe ich das Sagen*, was sie ihm sehr übelnahm. »Bilde dir ja nicht ein, daß wir alles tun, was *du* zufällig für klug hältst«, sagte sie scharf. Er musterte sie erstaunt. »In Ordnung. Allerdings befürchte ich, daß dieser Wall aus Sand und Steinen ins Rutschen geraten könnte, falls jemand darüber wegzuklettern versucht. Und um's gleich zu sagen, ich werde es nicht versuchen, egal wozu ihr beide euch entschließt.«

»Du bist also nicht mal bereit, darüber zu reden. Verstehe.« Wütend drehte Jane sich um und begann den Rückweg, ohne sich um Ellis und Mohammed zu kümmern. Wie kommt es, dachte sie, daß Männer immer in diese herrische, rechthaberische Tonart verfallen, wenn es um ein physisches oder mechanisches Problem geht? Ellis war nicht ohne Fehler, überlegte sie. Er konnte ziemlich wirrköpflich sein. Er nannte sich einen Anti-Terrorismus-Experten und arbeitete für die CIA, die wahrscheinlich größte Terroristen-Organisation der Welt. Da war irgendetwas in ihm, das nach Gefahr, Gewalttat und Hinterlist verlangte. Such dir keinen Macho-Romantiker aus, dachte sie, wenn du einen Mann haben willst, der dich achtet. Dies war etwas, das man Jean-Pierre lassen mußte: Er versuchte nie, sich Frauen gegenüber aufzuspielen. Es konnte sein, daß er eine Frau vernachlässigte oder ignorierte oder hinterging; aber niemals gab er sich herablassend. Vielleicht lag das daran, daß er jünger war. Sie kam zu der Stelle, wo Maggie sich aufgebäumt hatte. Auf die Männer wartete sie nicht: Diesmal sollten die mit dem verdammten Gaul allein fertig werden. Chantal verlangte unüberhörbar nach ihrem Frühstück, doch Jane ließ sie warten. Sie ging

weiter, bis sie eine Stelle erreichte, wo ein Pfad den Fels hinaufzuführen schien. Dort setzte sie sich, um zu rasten. Ein oder zwei Minuten später kamen Ellis und Mohammed, der aus dem Gepäck etwas Maulbeer- und Walnuß-Kuchen hervorholte und verteilte. Ellis und Jane wechselten kein Wort. Nach der Ruhepause kletterten sie den Pfad hinauf. Als sie oben anlangten, aus dem Schatten hinüberwechselnd in den vollen Sonnenschein, ließ Jane Wut ein wenig nach. Und irgendwann legte dann Ellis seinen Arm um sie und sagte: »Entschuldige, daß ich vorhin so rumkommandiert habe.«

»Danke«, erwiderte Jane steif.

»Meinst du nicht, daß du vielleicht ein bißchen zu heftig reagiert hast?«

»Das habe ich bestimmt. Tut mir leid.« »Schon gut. Gib mir Chantal.« Jane reichte ihm das Baby. Kaum war sie das kleine Bündel los, spürte sie, daß ihr Rücken schmerzte. Chantal *schien* niemals schwer zu sein, doch über eine größere Entfernung machte sich die Last sehr wohl bemerkbar. Es war, als trüge man einen vollen Einkaufsbeutel über eine Strecke von zehn oder fünfzehn Kilometer. Je höher die Sonne am Morgenhimmel stieg, desto milder wurde die Luft. Jane öffnete ihre Jacke, und Ellis zog die seine sogar aus. Mohammed hingegen behielt seinen russischen Armeemantel an: Das war typisch für Afghanen, die sich gegenüber Wetterumschwüngen, mit Ausnahme von sehr extremen, gleichgültig zeigten. Gegen Mittag gelangten sie von der engen Schlucht des Linar in das breite Nuristan-Tal. Hier war der Weg wieder ziemlich deutlich markiert und fast so gut wie die Wagenfährte im Fünf-Löwen-Tal. Die kleine Gruppe wandte sich nordwärts, und das hieß: wieder bergauf und flußaufwärts. Jane fühlte sich

unendlich müde und entmutigt. Seit dem Aufbruch um zwei Uhr früh waren sie zehn Stunden lang gegangen - und hatten doch nur sechs oder sieben Kilometer zurückgelegt. Ellis wollte an diesem Tag noch weitere fünfzehn Kilometer schaffen. Jetzt waren sie schon den dritten Tag auf ihrem langen Marsch, und Jane wußte, daß sie bis zum Einbruch der Nacht nicht würde durchhalten können. Selbst Ellis' Miene wirkte mißgelaunt, ein Zeichen dafür, daß auch er die Strapazen spürte. Nur Mohammed schien keine Müdigkeit zu fühlen. Im Linar-Tal hatten sie außerhalb der Dörfer niemanden gesehen; nun jedoch begegneten sie ein paar Reisenden, die meist weiße Gewänder und weiße Turbane trugen. Neugierig musterten die Nuristanis die blassen und erschöpften Westler, grüßten Mohammed indessen mit vorsichtigem Respekt - zweifellos wegen der Kalaschnikow, die er an einem Riemen über der Schulter trug. Während sie neben dem Nuristan-Fluß aufwärts trotteten, wurden sie von einem schwarzbärtigen, glanzäugigen jungen Mann überholt, der zehn Fische trug, die er auf eine Stange gespießt hatte. Er sprach zu Mohammed in einem Gemisch aus verschiedenen Sprachen — Jane erkannte ein paar Dari-Wörter, gelegentlich sogar einige französische Brocken -, doch offenbar konnten sich die beiden Männer ausreichend miteinander verständigen, denn Mohammed kaufte drei der Fische. Ellis zählte das Geld ab und sagte zu Jane: »Fünfhundert Afghanis pro Fisch - wieviel ist das?«

»Fünfhundert Afghanis sind fünfzig französische Francs — fünf Pfund.«

»Zehn Dollar«, sagte Ellis. »Teurer Fisch.« Wenn er doch bloß aufhören würde zu nörgeln, dachte Jane; sie

konnte kaum noch einen Fuß vor den anderen setzen, und er redete über Fischpreise. Der junge Mann, Halam mit Namen, behauptete, die Fische weiter talabwärts im Mundol- See gefangen zu haben. Aber wahrscheinlich hatte er sie gekauft, denn er sah nicht wie ein Fischer aus. Statt in seinem vorherigen Tempo weiterzumarschieren, paßte er sich der kleinen Gruppe an, unaufhörlich schwatzend, wobei es ihn nicht besonders zu interessieren schien, ob man ihn verstand oder nicht. Wie das Fünf-Löwen-Tal war auch das Nuristan-Tal ein felsiger Canyon, der sich alle paar Kilometer zu kleinen, bebauten Ebenen mit terrassierten Feldern verbreiterte. Der auffälligste Unterschied war der Wald aus Steineichen, der hier die Berghänge bedeckte wie Wolle den Leib von Schafen. Falls alle Stricke reißen, dachte Jane, werde ich versuchen, mich dort zu verstecken. Sie kamen jetzt besser voran. Nirgends gab es diese frustrierenden Umwege, den Berg hinauf und wieder herunter, ohne daß man an Boden gewann — und dafür war Jane sehr dankbar. An einer Stelle war die Straße durch einen Erdrutsch blockiert; diesmal jedoch konnten Ellis und Jane darüber hinweg klettern, während Mohammed mit dem Pferd durch den Fluß zum anderen Ufer watete und dann ein Stück weiter wieder zurückkehrte. Bald darauf gab es ein neues Hindernis. Eine Felsnase ragte in den Fluß hinein, doch führte die Straße darum herum - auf einer ziemlich wackligen Holzkonstruktion. Prompt weigerte sich Maggie, auch nur einen Huf darauf zu setzen. Und wieder löste Mohammed das Problem, indem er mit dem Pferd den Fluß durchquerte. Jetzt war Jane dem Zusammenbruch nahe. Als Mohammed von der anderen Flußseite zurückkam, sagte sie: »Ich brauche eine Pause, um mich

auszuruhen.« Mohammed sagte: »Wir sind fast in Gadwal.«

»Wie weit ist es bis dorthin?« Mohammed unterhielt sich mit Halam in dessen sonderbarem Kauderwelsch und sagte dann: »Eine halbe Stunde.« Jane kam das wie eine Ewigkeit vor. *Natürlich* kannst du noch eine halbe Stunde gehen, sagte sie zu sich selbst und versuchte, an etwas anderes zu denken als an die Schmerzen im Rücken und den Wunsch, sich auf dem Boden auszustrecken. Aber dann, als sie um die nächste Biegung kamen, sahen sie das Dorf. Es war ein ebenso überraschender wie willkommener Anblick: Die Holzhäuser schienen den steilen Berghang zu erklimmen — wie Kinder, die einander auf die Rücken kletterten. Man hatte den Eindruck, daß, falls eines der unteren Häuser zusammenbrach, das ganze Dorf den Hang herabpoltern und ins Wasser stürzen würde. Sobald sie das erste Haus erreichten, blieb Jane einfach stehen und setzte sich am Flußufer nieder. Jeder Muskel in ihrem Körper schmerzte, und sie hatte kaum die Kraft, Chantal von Ellis entgegenzunehmen, der so erleichtert neben ihr Platz nahm, daß Jane sofort klar wurde, wie völlig ausgelaugt auch er war. Ein neugieriges Gesicht erschien in einem der Fenster des Hauses, und Halam begann mit der Frau sofort ein Gespräch. Mohammed band Maggie an einer Stelle an, wo sie im rauen Gras am Flußufer fressen konnte; dann hockte er sich neben Ellis.

»Wir müssen Brot und Tee kaufen«, sagte Mohammed. Jane fand, daß sie alle etwas Nahrhafteres gebrauchen konnten. »Was ist mit den Fischen?« fragte sie.

»Es würde zu lange dauern, die Fische zu säubern und zu kochen«, meinte Ellis. »Wir werden sie heute abend

essen. Ich möchte nicht, daß wir uns hier länger als eine halbe Stunde aufhalten.«

»In Ordnung«, sagte Jane, obwohl sie sich nicht sicher war, ob ihr eine halbe Stunde genügen würde, um wieder zu Kräften zu kommen. Vielleicht komme ich wieder in Schwung, wenn ich etwas im Magen habe, dachte sie. Halam rief ihnen etwas zu. Jane hob den Kopf und sah, daß er die Gruppe herbeiwinkte. Die Frau lud die Fremden in ihr Haus ein. Ellis und Mohammed standen auf. Jane legte Chantal auf den Boden, erhob sich dann und beugte sich vor, um das Baby aufzuheben. Doch plötzlich verschwamm alles um sie her, und sie schien das Gleichgewicht zu verlieren. Für einen Augenblick kämpfte sie gegen das Schwindelgefühl an. Das einzige, was sie wahrnahm, war Chantals winziges Gesicht inmitten dunstiger Schleier; dann knickte sie ein, fiel zu Boden, und alles wurde dunkel. Als sie die Augen wieder öffnete, sah sie über sich einen Kreis besorgter Gesichter: Ellis, Mohammed, Halam und die Frau. Ellis fragte: »Wie fühlst du dich?«

»Idiotisch«, erwiderte sie. »Was ist passiert?«

»Du bist ohnmächtig geworden.« Sie setzte sich auf. »Ich werde gleich wieder in Ordnung in.« sein.«

»Nein, wirst du nicht«, widersprach Ellis. »Du kannst heute nicht mehr weiter.« Janes Kopf fühlte sich jetzt klarer. Sie wußte, daß Ellis Recht hatte. Ihr Körper konnte keine weiteren Strapazen ertragen, da half auch alle Willenskraft nichts. Sie sprach französisch, damit auch Mohammed verstehen konnte. »Aber die Russen werden doch sicher heute noch hier sein.

»Wir werden uns verstecken müssen«, sagte Ellis. Mohammed sagte: »Seht euch diese Leute an. Glaubt ihr, die können ein Geheimnis für sich behalten.« Jane blickte



zu Halam und zu der Frau. Die Ankunft der Fremden war für sie wahrscheinlich das aufregendste Ereignis des ganzen Jahres. In ein paar Minuten würde das ganze Dorf hier sein. Jane betrachtete Halam. Ihn bitten, ein Geheimnis für sich zu behalten? Genauso gut konnte man versuchen, einem Hund das Bellen zu verbieten. Wo immer die Flüchtigen auch unterschlüpfen mochten: Noch vor Einbruch der Nacht würde ganz Nuristan darüber im Bilde sein. War es überhaupt möglich, sich von diesen Leuten zu entfernen und unbeobachtet ein Seitental zu durchqueren? Vielleicht. Nur konnte die kleine Gruppe nicht mehr sehr lange ohne die Hilfe der Einheimischen auskommen - ihr Proviant würde zu Ende gehen. Und wenn die Russen dann entdeckten, daß die Flüchtigen gestoppt hatten, würden sie anfangen, die Wälder und Schluchten zu durchsuchen. Ellis hatte nur allzu recht gehabt mit seiner Feststellung, daß ihre einzige Hoffnung darin bestehe, den Verfolgern stets voraus zu sein. Mohammed sog kräftig an seiner Zigarette. Nachdenklich blickte er vor sich hin, sagte dann zu Ellis: »Du und ich, wir müssen weiter. Wir müssen Jane zurücklassen.« »Nein«, sagte Ellis. Mohammed sagte: »Das Papier, das du bei dir hast und das die Unterschriften von Masud, Kamil und Azizi trägt, ist wichtiger als ein Menschenleben. Es verkörpert die Zukunft Afghanistans - die Freiheit, für die mein Sohn gestorben ist.« Ja, dachte Jane, Mohammed hatte recht. Ellis mußte ohne sie weiter. Wenigstens er konnte gerettet werden. Sie schämte sich der schrecklichen Verzweiflung, die sie empfand bei dem Gedanken, ihn zu verlieren. Statt sich zu fragen, wie sie mit ihm zusammenbleiben konnte, sollte sie lieber überlegen, wie ihm bei seiner Flucht am besten zu helfen war. Plötzlich

hatte sie eine Idee. »Ich könnte die Russen ablenken«, sagte sie. »Und nach einem bißchen geminten Widerstand könnte ich mich von ihnen gefangennehmen lassen. Ich könnte Jean-Pierre alle möglichen Falschinformationen geben, was dich betrifft ... wohin du willst, und aufweiche Weise du reist... Falls es mir gelänge, sie völlig in die Irre zu führen, könntest du vielleicht mehrere Tage Vorsprung gewinnen -genug, um heil aus dem Land herauszukommen!« Sie begeisterte sich für die Idee, während sie gleichzeitig im tiefsten Herzen dachte: *Verlaß mich nicht, bitte, verlaß mich nicht*. Mohammed blickte Ellis an. »Es ist die einzige Möglichkeit, Ellis«, sagte er.

»Vergiß es«, sagte Ellis. »Das kommt überhaupt nicht in Frage.« »Aber, Ellis...«

»Es kommt nicht in Frage«, wiederholte Ellis. »Vergiß es.« Mohammed schwieg. Jane fragte: »Aber was sollen wir tun?« »Heute werden uns die Russen nicht einholen«, sagte Ellis. »Wir haben noch immer einen Vorsprung - schließlich sind wir heute morgen sehr früh aufgebrochen. Wir werden hier übernachten und wieder ganz früh aufbrechen. Macht euch das klar: Es ist nicht zu Ende, bevor es nicht zu Ende ist. Tausend Dinge können passieren. Vielleicht findet irgendwer in Moskau, daß Anatoli übergeschnappt ist, und bläst die Suchaktion ab.«

»Quatsch«, sagte Jane auf englisch, doch allen Verstandesgründen zum Trotz war sie insgeheim froh, daß er sich weigerte, ohne sie weiterzuziehen.

»Ich habe einen Alternativvorschlag«, sagte Mohammed.

»Ich werde umkehren und die Russen ablenken.« Jane hielt unwillkürlich den Atem an. War dies eine echte Möglichkeit? Ellis fragte: »Wie willst du das machen?«

»Ich werde mich ihnen als ihr Führer und Dolmetscher anbieten und sie in südlicher Richtung das Nuristan-Tal hinabführen, von euch weg, zum Mundol-See.« Leider, so ging es Jane durch den Kopf, hat die Sache einen Haken. Sie sagte: »Aber die haben doch bestimmt schon einen Führer.«

»Aber es ist doch möglich, daß es sich um einen guten Mann aus dem Fünf-Löwen-Tal handelt, den man gegen seinen Willen gezwungen hat, den Russen zu helfen. Wenn das der Fall ist, werde ich mit ihm sprechen und alles entsprechend arrangieren.« »Und falls er nicht darauf eingeht?« Mohammed überlegte. »Dann ist er kein guter Mann, den man zur Hilfe gezwungen hat, sondern ein Verräter, der um persönlicher Vorteile willen freiwillig mit dem Feind kollaboriert, und ich werde ihn töten.«

»Ich möchte nicht, daß irgend jemand meinetwegen getötet wird«, sagte Jane hastig.

»Es ist nicht deinetwegen«, sagte Ellis schroff. »Es wäre meinetwegen - *ich* habe mich geweigert, allein weiterzuziehen.« Jane schwieg. Ellis dachte an praktische Dinge. Er sagte zu Mohammed: »Du bist nicht wie ein Nuristani gekleidet.«

»Ich werde mit Halam die Kleider tauschen.«

»Du sprichst die hiesige Sprache nicht gut.«

»In Nuristan gibt es viele Sprachen. Ich werde behaupten, ich käme aus einem Gebiet, wo man eine andere Sprache spricht. Die Russen verstehen sowieso keine dieser Sprachen, also können sie auch nichts merken.«

»Was willst du mit deiner Schußwaffe machen?« Mohammed überlegte einen Augenblick. »Könnte ich einen von den Tragbeuteln haben?«

»Sicher«, sagte Ellis. »Das läßt sich machen.« Jane fragte sich, ob das nicht Verdacht erregen würde. Nein, wahrscheinlich nicht: Bei den Afghanen wirkte fast alles eigentümlich zusammengestoppelt, ihre Kleidung ebenso wie mancherlei Gebrauchsgegenstände. Trotzdem würde Mohammed mit Sicherheit früher oder später Mißtrauen erwecken. Sie fragte: »Und was wird passieren, wenn denen schließlich bewußt wird, daß sie auf der falschen Spur sind?«

»Bevor's soweit kommt, laufe ich in der Nacht davon und lasse sie mitten im Nichts zurück.«

»Das ist furchtbar gefährlich.« Mohammed gab sich heroisch-gelassen. Wie die meisten Guerillas war er bei allem unabstreitbaren Mut auch lächerlich eitel. Ellis sagte: »Wenn du den Zeitpunkt nicht genau abpaßt und die Russen Verdacht schöpfen, bevor du dich davonmachen kannst, dann werden sie dich foltern, um herauszubekommen, welche Route wir tatsächlich genommen haben.«

»Die kriegen mich niemals lebendig«, sagte Mohammed. Jane zweifelte nicht daran. Ellis sagte: »Aber wir werden ohne Führer sein.«

»Ich werde einen anderen für euch finden.« Mohammed wandte sich Halam zu, und beide begannen in dem gewohnten Kauderwelsch ein schnelles Gespräch. Für Jane lag es auf der Hand, daß Mohammed versuchte, Halam als Führer zu gewinnen. Sie mochte Halam nicht sehr — er war ein allzu guter Händler, als daß man ihm völlig hätte vertrauen können -, aber da er zweifellos viel unterwegs war, schien es nur natürlich, daß die Wahl auf ihn fiel. Die meisten Einheimischen hatten sich vermutlich nie aus ihrem Tal hinausgewagt.

»Er sagt, daß er den Weg kennt«, erklärte Mohammed, jetzt wieder auf französisch. Jane spürte ein eigentümliches Zucken in der Magengegend, ein Gefühl der Beklommenheit. Mohammed fuhr fort: »Er wird euch nach Kantiwar bringen, und dort wird er einen anderen Führer für euch finden, der euch über den nächsten Paß bringt. Auf diese Weise werdet ihr schließlich nach Pakistan gelangen. Für seine Dienste verlangt er fünftausend Afghanis.« Ellis sagte: »Das klingt wie ein anständiger Preis, aber wie viele Führer werden wir für die gleiche Summe noch anheuern müssen, bevor wir Chitral erreichen?«

»Vielleicht fünf oder sechs«, sagte Mohammed. Ellis schüttelte den Kopf. »Wir besitzen keine dreißig-tausend Afghanis, ganz abgesehen davon, daß wir ja auch Lebensmittel kaufen müssen.«

»Den Proviant müßt ihr euch beschaffen, indem ihr Patienten ambulant behandelt«, sagte Mohammed. »Und wenn ihr erst einmal in Pakistan seid, wird die Wegstrecke leichter. Es ist durchaus möglich, daß ihr am Ende gar keine Führer mehr braucht.« Ellis Miene drückte Zweifel aus. »Was hältst du davon?« fragte er Jane.

»Es gibt ja eine Alternative«, sagte sie. »Du könntest ohne mich gehen.«

»Nein«, sagte er. »Es gibt keine Alternative. Wir gehen zusammen.«

## 18

AM ERSTEN TAG fanden die Suchtrupps von Ellis und Jane keine Spur. Jean-Pierre und Anatoli saßen auf harten Holzstühlen in einem spartanischen, fensterlosen Büro im

Luftstützpunkt von Bagram und hörten sich die Berichte an, die über Funk hereinkamen. Die Suchtrupps waren vor Sonnenaufgang aufgebrochen — zum zweiten Mal. Zu Anfang waren es sechs gewesen: jeweils einer für eines der fünf wichtigsten Seitentäler, die vom Fünf-Löwen-Tal in östliche Richtung abzweigten, und einer, der nordwärts marschieren sollte, zum Quellgebiet des Flusses und darüber hinaus. Zu jedem der Trupps gehörte wenigstens ein Offizier der regulären afghanischen Armee, der die Dari-Sprache beherrschte. Sie waren mit ihren Hubschraubern bei sechs verschiedenen Dörfern im Tal gelandet, und eine halbe Stunde später war von allen sechs die Meldung eingetroffen, daß sie einheimische Führer gefunden hätten.

»Das ist aber schnell gegangen«, sagte Jean-Pierre, als die sechste Meldung vorlag. »Wie haben sie das gemacht?«

»Ganz einfach«, erwiderte Anatoli. »Sie fordern jemanden auf, ihnen als Führer zu dienen. Er sagt nein. Sie erschießen ihn. Sie fragen einen anderen. Es dauert nicht lange, bis sie einen Freiwilligen finden.« Einer der Suchtrupps versuchte, der ihm zugewiesenen Fährte aus der Luft zu folgen, doch das Experiment schlug fehl. Es war schon am Boden schwer genug, die Wegzeichen zu finden. Hinzu kam, daß keiner der Führer je zuvor geflogen war: Aus der Vogelperspektive erschien ihnen die Landschaft eher fremd, und sie verloren die Orientierung. So marschierten denn alle Suchtrupps zu Fuß, einige mit requirierten Pferden für das Gepäck. Für den Vormittag rechnete Jean-Pierre nicht mit weiteren Meldungen, da die Flüchtigen einen ganzen Tag Vorsprung hatten. Allerdings würden die Soldaten schneller vorankommen als Jane, zumal sie das Baby

trug. Jedesmal, wenn er an Chantal dachte, gab es Jean-Pierre einen Stich. Die Wut auf seine Frau war gewaltig, traf aber natürlich nicht seine kleine Tochter. Im Gegenteil: Chantal mußte leiden, dessen war er sicher — das Trecken, den ganzen Tag über, oft oberhalb der Schneegrenze, wo eisige Winde wehten ... hoffentlich nahm das Kind keinen Schaden... Wie so oft in letzter Zeit stellte er sich die Frage, was geschehen würde, falls Jane starb und Chantal überlebte. Er malte sich aus, wie Ellis gefangengenommen wurde, allein; zwei oder drei Kilometer zurück fand man Jane, in der Kälte erfroren, während das Kind in ihren Armen 'wunderbarerweise noch lebte. Bei meiner Rückkehr nach Paris würde ich eine tragische, romantische Gestalt sein, dachte Jean-Pierre; ein Witwer mit einem winzigen Töchterchen, ein Veteran des Krieges in Afghanistan ... wie sehr würde man mich bewundern! Im übrigen kann ich ein Kind allein großziehen. Was für ein enges Verhältnis wir zueinander haben werden, wenn sie älter wird! Natürlich würde ich ein Kindermädchen engagieren müssen. Allerdings müßte ich sicherstellen, daß sie in der Gefühlswelt des Kindes niemals die Stelle der Mutter einnimmt. Nein, ich würde für Chantal sowohl Vater als auch Mutter sein. Je mehr er darüber nachdachte, umso wütender wurde er, daß Jane Chantals Leben aufs Spiel setzte. Eine Mutter, die ihr Kind so leichtfertig gefährdete, mußte all ihrer mütterlichen Rechte verlustig gehen, gar kein Zweifel. Angesichts dessen würde kein zuständiges Gericht in Frankreich oder in einem anderen europäischen Land einen Augenblick zögern, ihm das Sorgerecht für Chantal zuzusprechen. Während der Nachmittag verging, zeigte sich Anatoli zunehmend gelangweilt. Jean-Pierre hingegen spürte eine wachsende

Anspannung. Beide waren gereizt. Anatoli führte mit anderen Offizieren, die in den fensterlosen kleinen Raum kamen, lange Gespräche auf russisch, und das unaufhörliche Geschwätz ging Jean-Pierre auf die Nerven. Anfangs hatte Anatoli alle Funkmeldungen der Suchtrupps übersetzt, jetzt sagte er nur noch:

»Nichts.« Jean-Pierre hatte die Routen der verschiedenen Trupps auf Landkarten eingezeichnet und ihren jeweils letzten Standort mit roten Nadeln markiert, doch gegen Ende des Nachmittags folgten die Trupps Fährten oder ausgetrockneten Flußbetten, die auf den Karten nicht zu finden waren. Als bei Einbruch der Dunkelheit die Trupps ihre Lager aufschlugen, hatten sie noch keine einzige Meldung über die Flüchtigen durchgegeben. Den Verfolgern war eingeschärft worden, die Bewohner aller Dörfer an der jeweiligen Route zu befragen. Die Auskunft, die sie erhielten, war stets die gleiche: Man habe keine Fremden gesehen. Verwundern konnte das kaum, denn die Trupps befanden sich noch auf der Fünf-Löwen-Seite der großen Pässe, die nach Nuristan führten. Die befragten Dorfbewohner waren im allgemeinen Masud gegenüber loyal; den Russen zu helfen, bedeutete für diese Menschen Verrat. Morgen, wenn die Trupps Nuristan erreichten, würden die Leute kooperativer sein. Dennoch fühlte sich Jean-Pierre entmutigt, als er am Abend zusammen mit Anatoli das Büro verließ und über den betonierte Boden zur Kantine ging. Sie aßen ein übel schmeckendes Gericht aus Kartoffelpüree und Büchsenwurst, und dann verschwand Anatoli mißgelaunt, um mit ein paar anderen Offizieren Wodka zu trinken, während Jean-Pierre in der Gesellschaft eines Unteroffiziers blieb, der nur Russisch sprach. Sie spielten eine Partie Schach, doch zu Jean-Pierres Ärger war ihm



der Unteroffizier weit überlegen. So zog sich der Franzose frühzeitig zurück und lag dann wach auf einer harten Armee- Matratze, während vor seinem inneren Auge ein Film ablief, der ihm Jane und Ellis gemeinsam im Bett zeigte. Am nächsten Morgen wurde er von Anatoli geweckt, dessen Gesicht ein einziges Lächeln war, ohne die leiseste Spur von Gereiztheit, und Jean-Pierre kam sich vor wie ein ungezogenes Kind, dem verziehen worden ist - nur daß er nicht wußte, was er denn >verbrochen< haben könnte. Sie frühstückten gemeinsam in der Kantine. Anatoli hatte bereits mit den Suchtrupps gesprochen, die sämtlich bei Tagesbeginn wieder aufgebrochen waren. »Heute werden wir deine Frau fangen, mein Freund«, sagte Anatoli vergnügt, und Jean-Pierre empfand ein Glücksgefühl. Sobald sie im Büro waren, setzte sich Anatoli über Funk wieder mit den Trupps in Verbindung. Er verlangte von ihnen eine exakte Beschreibung des Geländes, in dem sie sich befanden, und mit Hilfe der jeweiligen Details — Flüsse, Seen, Bodenerhebungen, Täler, Moränen - versuchte Jean-Pierre dann eine genaue Ortung. In Stundenkilometern ausgedrückt, schienen sie unendlich langsam voranzukommen, aber natürlich hatten sie auf dem schwierigen Terrain viele Steigungen zu überwinden; dieselben Faktoren würden Ellis und Jane bei ihrer Flucht hinderlich sein.

. Jeder Suchtrupp hatte einen Führer, und wenn sie zu einer Stelle kamen, wo sich die Fährte gabelte und beide Wege nach Nuristan führten, so holten sie aus dem nächstgelegenen Dorf einen weiteren ortskundigen Mann und teilten sich in zwei Gruppen. Gegen Mittag waren Jean-Pierres Landkarten so üppig mit rotköpfigen Nadeln gespickt, daß sie aussahen wie die Haut eines

Masernpatienten. Später, am Nachmittag, gab es dann eine unwillkommene Störung: Ein bebrillter General, auf fünftägiger Tour durch Afghanistan, um sich »vor Ort aus erster Hand« zu informieren, landete in Bagram mit der Absicht, Anatoli bei seiner Großaktion ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Dies erfuhr Jean-Pierre in knappen Worten von Anatoli - Sekunden, bevor der General in das kleine Büro gestürmt kam, hinter sich eine Reihe übereifriger Offiziere, die ihm hastig folgten wie Jungenten ihrer Mutter. Es faszinierte Jean-Pierre zu beobachten, mit welcher Meisterschaft Anatoli den Besucher zu manipulieren verstand. Er sprang auf, ein energiegeladener und selbstsicherer Mann, schüttelte dem General die Hand, rückte einen Stuhl für ihn zurecht und bellte eine Reihe von Befehlen durch die offene Tür. Dann sprach er etwa eine Minute lang ebenso schnell wie respektvoll zu dem General, entschuldigte sich dann und sagte etwas ins Mikrophon des Sprechfunkgeräts. Er übersetzte Jean-Pierre die Antwort, die, von starken atmosphärischen Störungen mehrfach unterbrochen, aus Nuristan kam, und machte den General mit Jean-Pierre bekannt. Der General begann, Fragen zu stellen, die Anatoli knapp beantwortete, wobei er auf die roten Nadeln auf Jean-Pierres Karten wies. Völlig unvermittelt meldete sich dann einer der Suchtrupps über Funk; eine aufgeregte Stimme schnatterte auf russisch drauflos, und Anatoli unterbrach den General mitten im Satz, um sich auf die Meldung konzentrieren zu können. Jean-Pierre saß angespannt auf seinem harten Sitz und wartete. Die Stimme brach ab. Anatoli stellte eine Frage und erhielt eine Antwort.

»Was hat er gesehen?« platzte Jean-Pierre heraus, außerstande, sich noch länger zu beherrschen. Anatoli

ignorierte ihn zunächst und sprach zum General. Schließlich blickte er zu Jean- Pierre. »Sie haben zwei Amerikaner gefunden — in einem Dorf namens Atati im Nuristan- Tal.«

»Großartig!« rief Jean-Pierre. »Das sind sie!«

»Schon möglich«, sagte Anatoli. Jean-Pierre verstand Anatolis Zweifel nicht. »Natürlich sind sie's! Eure Leute sind sich vielleicht nicht sicher, weil sie Amerikaner nicht von Engländern unterscheiden können.«

»Schon möglich«, sagte Anatoli wieder. »Der Mann sagte, es sei kein Baby dabei.«

»Kein Baby?« Jean-Pierre runzelte die Stirn. Wie konnte das sein? Hatte Jane Chantal im Fünf-Löwen-Tal zurückgelassen, in Rabias oder Zaharas oder Faras Obhut? Das schien undenkbar. Oder hatte sie das Baby kurz zuvor bei einer Familie versteckt, in diesem Dorf - Atati -, wo sie und Ellis dem Suchtrupp in die Hände gefallen waren? Auch das war nicht sehr wahrscheinlich: Jane würde ihrem Instinkt folgen und das Baby gerade in Zeiten der Gefahr stets bei sich haben wollen. War Chantal tot? Wahrscheinlich handelt es sich um einen Irrtum, dachte Jean-Pierre, um einen Übermittlungsfehler, was wegen der atmosphärischen Störungen leicht möglich schien. Es konnte auch sein, daß ein sturer Offizier des Suchtrupps das winzige Bündel einfach übersehen hatte.

»Laß uns nicht lange spekulieren«, sagte er zu Anatoli.

»Fliegen wir doch hin und überzeugen uns mit eigenen Augen.«

»Ich möchte, daß du dabei bist«, sagte Anatoli.

»Natürlich«, erwiderte Jean-Pierre — und stutzte plötzlich. »Und du? Willst du nicht mitfliegen?«

»Richtig.«

»Warum nicht?«

»Ich werde hier gebraucht.« Anatoli warf einen kurzen Blick auf den General.

»In Ordnung.« Zweifellos gab es Machtkämpfe innerhalb der Militärbükratie: Solange sich der General hier befand, wollte Anatoli in dessen Nähe bleiben, damit ihn kein Rivale hinter seinem Rücken verleumden konnte. Anatoli griff zum Telefon und gab auf russisch eine Reihe von Befehlen durch. Während er noch sprach, betrat eine Ordonnanz das Zimmer und winkte Jean-Pierre. Anatoli bedeckte die Sprechmuschel mit der Hand und sagte: »Man wird dir einen warmen Mantel geben - in Nuristan ist bereits Winter.« Jean-Pierre verließ mit der Ordonnanz das Zimmer. Sie gingen über das betonierte Rollfeld. An einer Stelle warteten bereits, mit rotierenden Drehflügeln, zwei Hubschrauber, ein glotzügiger Kampfhelikopter mit Raketenbehältern unter den Stummelflügeln und ein deutlich größerer Transporthubschrauber mit einer Reihe Bullaugen im Rumpf. Wozu die Transportmaschine? dachte Jean-Pierre und gab sich die Antwort selbst: um den Suchtrupp an Bord zu nehmen und die Leute zurückzufliegen. Als sie schon fast bei den Hubschraubern waren, kam ein Soldat herbeigerannt, der Jean- Pierre einen Uniformmantel brachte.

Der Franzose legte sich das Kleidungsstück über den Arm und stieg in den Kampfhubschrauber. Gleich darauf hoben sie ab. Jean-Pierre befand sich in einem fieberhaften Erwartungszustand. Mit einem halben Dutzend Soldaten saß er auf der Bank in der Passagierkabine. Die Maschine flog in nordöstlicher Richtung. Als der Luftstützpunkt hinter ihnen lag, winkte der Pilot Jean-Pierre zu sich. Der Franzose stellte sich

weiter vorn auf die Stufe, so daß er sich mit dem Piloten unterhalten konnte.

»Ich werde Ihr Übersetzer sein«, sagte der Mann in stockendem Französisch.

»Danke«, erwiderte Jean-Pierre. »Wissen Sie, wo's hingehen soll?« »Jawohl, Monsieur. Wir haben die Koordinaten, und ich kann über Funk mit dem Befehlshaber des Suchtrupps sprechen.«

»Ausgezeichnet.« Jean-Pierre war überrascht, daß er mit soviel Respekt behandelt wurde. Wegen seiner Zusammenarbeit mit dem KGB-Oberst schien er so etwas wie einen Ehrenrang zu bekleiden. Während er zu seinem Sitz zurückkehrte, fragte er sich unwillkürlich, wie Jane wohl dreinschauen würde, wenn er so unvermutet auftauchte. Würde sie erleichtert sein? Trotzig? Oder ganz einfach erschöpft? Was Ellis betraf, so schien alles klar. Seine Reaktion würde eine Mischung aus ohnmächtigem Zorn und Demütigung sein. Wie verhalte ich mich am besten? dachte Jean-Pierre. Ich möchte, daß sie sich vor mir winden, und will selbst die Würde wahren. Was soll ich zu ihnen sagen?

Er versuchte, sich die Szene bildlich vorzustellen. Ellis und Jane würden sich auf dem Hof irgendeiner Moschee befinden oder vielleicht auf dem Erdboden in einer Steinhütte sitzen, womöglich gefesselt, bewacht von Soldaten mit Kalaschnikows. Jean-Pierre würde in seinem russischen Uniformmantel eintreten, selbstsicher, die Szene beherrschend, gefolgt von respektvollen, rangniederen Offizieren. Mit einem langen, durchdringenden Blick würde er die beiden Gefangenen betrachten und sagen ... Was würde er sagen? So *trifft man sich wieder klang* zu gewollt und melodramatisch.

*Habt ihr wirklich geglaubt, ihr könntet uns entkommen?* wirkte zu rhetorisch.

*Ihr hattet niemals eine Chance* klang zweifellos besser, aber auch schon ein bißchen lahm. Als sie die Berge erreichten, wurde es merklich kühler. Jean-Pierre zog sich seinen Mantel an, stand bei der offenen Tür und blickte hinab. In der Tiefe sah er ein Tal, das dem Fünf-Löwen-Tal ein wenig ähnelte, mit einem Fluß in der Mitte, der jetzt zum Teil im Schatten der Berge lag. Auf den Gipfeln und Graten zu beiden Seiten sah man Schnee, von dem das Tal selbst völlig frei war. Jean-Pierre ging nach vorn und sprach direkt ins Ohr des Piloten. »Wo befinden wir uns jetzt?«

»Dies hier nennt man das Sakardara-Tal«, erwiderte der Mann. »Wenn wir weiter nach Norden kommen, ändert sich der Name und man spricht vom Nuristan-Tal. Es führt uns bis nach Atati.«

»Wie lange noch, bis wir das Dorf erreichen?«

»Zwanzig Minuten.« In Jean-Pierres Ohren klang das wie eine Ewigkeit. Seine Ungeduld mit Mühe unterdrückend, ging er wieder zu seinem Platz auf der Bank. Die Soldaten dort saßen still da. Sie beobachteten ihn, schienen ihn zu fürchten. Vielleicht glaubten sie, er gehöre zum KGB. Aber es stimmt ja, *ich* gehöre zum KGB, dachte er plötzlich. Woran mochten die Soldaten sonst noch denken? Vielleicht an ihre Freundinnen und Frauen daheim? Ihre Heimat würde von jetzt an auch seine Heimat sein. Er würde in Moskau eine Wohnung haben. Konnte es zwischen ihm und Jane jetzt ein glückliches Eheleben geben? Sie und Chantal sollten sich in seiner Wohnung wohl fühlen, während er, genau wie diese Soldaten, in fremden Ländern einen gerechten Kampf kämpfen würde, um zwischendurch voller

Vorfreude an den nächsten Urlaub zu denken, der ihn nach Hause führte, wo er dann wieder mit seiner Frau schlief und staunend registrierte, dass seine Tochter schon wieder ein Stück gewachsen war. Ich habe Jane verraten, und sie hat mich verraten, dachte er; vielleicht können wir einander verzeihen, und sei es auch nur Chantals wegen. Was ist mit Chantal geschehen? Bald würde er es wissen.

Der Hubschrauber verlor an Höhe. Sie waren fast am Ziel. Jean- Pierre stand auf, um wieder durch die Tür zu blicken. Sie schwebten über einer Wiese, unweit einer Stelle, wo ein kleinerer Fluß in einen sehr breiten mündete. Es war ein hübscher Ort: nur wenige Häuser an einem Hang, wo sie in der für Nuristan charakteristischen Weise übereinanderzustehen schienen - man hatte den Eindruck, jedes ruhe gleichsam auf den Schultern des tiefer gelegenen. Jean-Pierre erinnerte sich, dergleichen schon einmal gesehen zu haben — in einem Bildband über den Himalaja. Der Hubschrauber setzte auf. Jean-Pierre sprang sofort hinaus.

Auf der anderen Seite der Wiese kam eine Gruppe russischer Soldaten - zweifellos der Suchtrupp - aus einem der unteren Holzhäuser. Ungeduldig wartete Jean-Pierre auf den Piloten, seinen Dolmetscher. Endlich stieg der Mann aus der Maschine. »Gehen wir!« sagte Jean-Pierre und setzte sich in Bewegung. Er mußte sich beherrschen, um nicht einfach loszurennen. Ellis und Jane befanden sich wahrscheinlich in dem Haus, aus dem jetzt der Suchtrupp kam, und mit geschwinden Schritten strebte Jean-Pierre darauf zu. Wut stieg in ihm auf, das Gefühl eines lange unterdrückten, gewaltigen Zorns. Zum Teufel mit aller sorgsam bemessenen Würde, dachte er: Ich werde diesem widerlichen Pärchen genau sagen,

was ich von ihm halte. Als sie nicht mehr weit vom Suchtrupp waren, begann der Offizier an der Spitze der Gruppe zu sprechen. Jean-Pierre blickte zu seinem Piloten und sagte: »Fragen Sie ihn, wo die beiden Amerikaner sind!« Der Pilot tat es, und der Offizier deutete zum Holzhaus. Ohne ein weiteres Wort ging Jean-Pierre an dem Suchtrupp vorbei. Als er in das primitive Haus stürmte, kochte er geradezu vor Wut. In einer Ecke standen ein paar Russen, die offenbar gleichfalls zum Suchtrupp gehörten. Sie blickten ihn an und traten dann beiseite, um Platz für ihn zu machen. In der Ecke saßen zwei Menschen auf einer Bank, an die man sie gefesselt hatte. Jean-Pierre starrte sie an wie im Schock. Die Kinnlade klappte herunter, und das Blut entwich aus seinem Gesicht. Vor sich sah er einen dünnen, anämisch wirkenden Jungen von achtzehn oder neunzehn Jahren mit langem, schmutzigem Haar und einer Art Schnauzbart sowie ein dickbusiges blondes Mädchen mit Blumen im Haar.

Der junge Mann blickte erleichtert zu Jean-Pierre auf und sagte auf englisch: »He, Mann, kannst du uns helfen? Wir sitzen *tief in* der Scheiße.« Jean-Pierre hatte das Gefühl, er müsse jeden Augenblick explodieren. Ein Hippie-Pärchen auf dem Katmandu-Trail, eine Spezies von Touristen, die trotz des Krieges noch nicht ganz ausgestorben war. Was für eine Enttäuschung! Warum mußten die sich ausgerechnet jetzt hier herumtreiben, wo eine Mammutfahndung nach einem flüchtigen westlichen Paar im Gange war? Jean-Pierre dachte nicht im Traum daran, diesen drogensüchtigen und degenerierten Typen zu helfen. Er drehte sich wortlos um und ging hinaus. Der Pilot sah Jean-Pierres Gesichtsausdruck und fragte: »Was ist los?«



»Es ist das falsche Paar. Kommen Sie mit!« Der Mann eilte hinter Jean-Pierre her. »Die falschen Leute? Sind es keine Amerikaner?«

»Amerikaner sind sie schon, aber nicht die, nach denen wir suchen.«

»Was werden Sie jetzt tun?«

»Ich werde mit Anatoli sprechen, und ich brauche Sie, um die Funkverbindung zu ihm herzustellen.« Sie überquerten das Feld und kletterten in den Hubschrauber. Jean-Pierre schwang sich auf den Sitz des Bordschützen und setzte sich die Kopfhörer auf. Ungeduldig steppte er mit dem Fuß auf dem Metallboden, während der Pilot immer wieder auf russisch in sein Mikrophon sprach. Endlich erklang Anatolis Stimme, wie aus weiter Ferne und durch atmosphärische Störungen getrübt.

»Jean-Pierre, mein Freund, hier ist Anatoli. Wo bist du?«

»Ich bin in Atati. Bei den beiden gefangen genommenen Amerikanern handelt es sich nicht um Ellis und Jane. Ich wiederhole: *Es* sind nicht Ellis und Jane. Nur zwei närrische junge Leute auf der Suche nach Nirwana. Ende.«

»Das überrascht mich nicht, Jean-Pierre«, kam Anatolis Antwort.

»Was?« unterbrach Jean-Pierre und vergaß, den Sendeknopf zu drücken.

»— habe eine Reihe von Meldungen erhalten, denen zufolge Ellis und Jane im Linar-Tal gesehen worden sind. Der Suchtrupp hat sie zwar noch nicht gesichtet, aber wir sind ihnen ziemlich dicht auf der Spur. Ende.« Jean-Pierres Wut über die Hippies verrauchte. Er konzentrierte sich voll auf das, was er soeben gehört hatte. Jetzt drückte er. »Das Linar-Tal - wo liegt das? Ende.«

»Nicht weit von deinem jetzigen Standort. Etwa dreißig Kilometer südlich von Atati mündet es ins Nuristan-Tal. Ende.« So nah! »Bist du sicher? Ende.«

»Der Suchtrupp hat in den Dörfern, durch die er gekommen ist, mehrfach Beschreibungen erhalten, die auf Ellis und Jane passen. Außerdem wurde ein Baby erwähnt. Ende.« Kein Zweifel, das waren sie. »Läßt sich feststellen, wo genau sie sich jetzt befinden? Ende.«

»Noch nicht. Aber ich bin auf dem Weg zu dem betreffenden Suchtrupp. Dort werde ich mehr Details erfahren. Ende.«

»Soll das heißen, daß du dich nicht in Bagram befindest? Was ist mit deinem, äh ... Besucher? Ende.«

»Der ist fort«, erwiderte Anatoli knapp. »Ich befinde mich jetzt in der Luft und bin im Begriff, in einem Dorf namens Mundol den Suchtrupp zu treffen. Das Dorf liegt im Nuristan-Tal, stromabwärts von der Stelle, wo der Linar in den Nuristan mündet. In der Nähe von Mundol gibt es einen großen See, der denselben Namen trägt. Stoße dort zu mir. Wir werden dort übernachten und morgen früh die Suchaktion koordinieren. Ende.«

»Ich werde zur Stelle sein!« versicherte Jean-Pierre erfreut. Ein Gedanke kam ihm. »Was werden wir mit diesen Hippies machen? Ende.«

»Ich werde dafür sorgen, daß man sie nach Kabul schafft, zum Verhör. Wir haben dort ein paar Leute, die sie an die Wirklichkeit der materiellen Welt erinnern werden. Ende.«

»Auf Wiedersehen in Mundol. Ende.«

»Auf Wiedersehen in Mundol. Laß mich jetzt mit deinem Piloten sprechen. Ende.« Anatoli wechselte vom Französischen zum Russischen, und Jean-Pierre nahm seine Kopfhörer ab. Warum, fragte er sich, wollte Anatoli

Zeit verschwenden auf ein Verhör von zwei harmlosen Hippies? Daß die beiden keine Spione waren, stand außer Frage. Aber dann fiel ihm ein, daß er der einzige war, der wirklich *wußte*, daß es sich bei dem Paar nicht um Ellis und Jane handelte. Mochte es auch noch so unwahrscheinlich sein: *Theoretisch* ließ sich nicht ausschließen, daß Ellis und Jane ihn dazu überredet hatten, sie laufenzulassen und Anatoli zu sagen, sein Suchtrupp habe nur ein Hippie-Pärchen erwischt. Ein verdammt mißtrauischer Hund, dieser Russe. Ungeduldig wartete Jean-Pierre darauf, daß Anatoli sein Gespräch mit dem Piloten beendete. Er grübelte über das Gehörte nach. Allem Anschein nach war ein Suchtrupp unten in Mundol der Beute ziemlich nah. Vielleicht würde man Ellis und Jane morgen schon gefangennehmen können. Ihr Fluchtversuch war praktisch von Anfang an mehr oder weniger zum Scheitern verurteilt gewesen. Dennoch konnte er nicht aufhören, sich Sorgen zu machen. Seine innere Anspannung würde sich erst legen, wenn die beiden, an den Händen gefesselt, hinter Schloß und Riegel saßen. Der Pilot setzte seine Kopfhörer ab und sagte: »Wir werden Sie in dieser Maschine nach Mundol fliegen. Der Transporthubschrauber wird die anderen zum Stützpunkt bringen.«

»Okay.« Wenige Minuten später befanden sie sich in der Luft. Es war fast schon dunkel, und Jean- Pierre fragte sich, ob das Dorf Mundol jetzt noch so ohne weiteres zu finden war. Während sie flußaufwärts flogen, nahm die Dunkelheit weiter zu. Die Landschaft unten war kaum noch zu erkennen. Der Pilot stand in dauerndem Sprechfunkkontakt, und Jean- Pierre folgerte daraus, daß er von den Russen geleitet wurde, die bereits in Mundol gelandet waren. Nach zehn oder fünfzehn Minuten sahen

sie unter sich starke Lichter. Etwa einen Kilometer davon entfernt schimmerte auf einem großen Gewässer der Widerschein des Mondes. Der Hubschrauber sackte tiefer und landete auf einem Feld neben einem anderen Helikopter. Ein Soldat führte Jean-Pierre über die Wiese zu einem Dorf. Die Silhouetten der Holzhäuser waren von Mondlicht umrahmt. Jean-Pierre folgte dem Soldaten in eines der Häuser. Und dort, in einen großen Mantel aus Wolfspelz gehüllt, saß auf einem Klappstuhl Anatoli. Er war offensichtlich allerbester Laune.

»Jean-Pierre, mein französischer Freund, wir sind dem Erfolg nahe!« sagte er laut. Irgendwie war es sonderbar, einen Mann mit einem asiatischen Gesicht in so herzlicher und jovialer Stimmung zu sehen. »Trink etwas Kaffee - es ist Wodka drin.« Eine Afghanin, die offenbar die Aufgabe hatte, Anatoli zu bedienen, gab Jean-Pierre einen Pappbecher. Der Franzose nahm auf einem Klappstuhl Platz, der genauso aussah wie der, auf dem Anatoli saß. Sie sahen beide sehr nach Armee aus, diese Stühle. Wenn die Russen überall soviel Zeug mit sich schleppten — Klappstühle, Kaffee, Pappbecher und Wodka -, dann kamen sie vermutlich nicht schneller voran als Ellis und Jane. Anatoli schien Jean-Pierres Gedanken zu lesen. »Ich habe in meinem Hubschrauber ein paar feine Sachen mitgebracht«, sagte er mit einem Lächeln. »Der KGB legt Wert auf einen eigenen Stil, wie du weißt.« Jean-Pierre konnte Anatolis Gesichtsausdruck nicht deuten, und er wußte nicht, ob der Russe im Ernst sprach oder nur scherzte. Er wechselte das Thema. »Was gib't's Neues?«

»Unsere Flüchtlinge sind heute zweifellos durch die Dörfer Bosaydur und Linar gekommen. Irgendwann am Nachmittag verlor der Suchtrupp seinen Führer - er

verschwand einfach. Wahrscheinlich entschloß er sich, nach Hause zurückzukehren.« Anatoli runzelte die Stirn, als genüge ihm diese Erklärung selber nicht, und sprach dann weiter.

»Zum Glück fand man fast umgehend einen anderen Führer.«

»Wobei euch eure hochentwickelte Überredungstechnik beim Rekrutieren zweifellos gute Dienste geleistet hat«, sagte Jean-Pierre.

»Nein. Weil sich das merkwürdigerweise als überflüssig erwies. Denn der zweite Führer, so hat man mir berichtet, ist ein echter Freiwilliger. Er ist hier irgendwo im Dorf.«

»Schon möglich, hier in Nuristan«, überlegte Jean-Pierre.

»Erstens sind die Leute hier kaum in den Krieg verwickelt - und zweitens heißt es ja, sie seien völlig ohne Skrupel.«

»Dieser neue Mann behauptet sogar, die Flüchtlinge heute noch selbst gesehen zu haben, bevor er zu uns stieß. Sie sind ihm an der Stelle begegnet, wo der Linar in den Nuristan mündet. Er sah, daß sie sich südwärts wandten. In diese Richtung.«

»Gut!«

»Heute Abend, als der Suchtrupp hier in Mundol eintraf, fragte unser Mann ein paar Dörfler und erfuhr, am Nachmittag seien zwei Fremde mit einem Baby durch das Dorf gekommen und in Richtung Süden weitergewandert.«

»Dann gibt es keinen Zweifel«, sagte Jean-Pierre zufrieden.

»Nicht den geringsten«, pflichtete Anatoli bei. »Morgen haben wir sie. Ganz bestimmt.«

\* Jean-Pierre erwachte auf einer aufblasbaren Matratze - ein weiterer KGB-Luxus - auf dem Erdboden des Hauses.

In der Nacht war das Feuer erloschen, und die Luft war kalt. Auf der anderen Seite des kleinen, trüben Raums befand sich ein ähnliches Bett, nur lag Anatoli nicht mehr darauf. Wo die Eigentümer des Hauses die Nacht verbracht hatten, wußte Jean-Pierre nicht. Nachdem sie für eine Mahlzeit gesorgt und diese auch serviert hatten, waren sie von Anatoli fortgeschickt worden. Er behandelte ganz Afghanistan, als sei es sein Königreich, und vielleicht war es das auch. Jean-Pierre setzte sich auf und rieb sich die Augen. Dann entdeckte er Anatoli, der in der Türöffnung stand und ihn mit prüfendem Blick ansah.

»Guten Morgen«, sagte Jean-Pierre.

»Bist du je zuvor schon mal hier gewesen?« fragte Anatoli ohne jede Vorrede. Jean-Pierres Gehirn war noch von Schlaf benebelt. »Wo?«

»In Nuristan«, sagte Anatoli ungeduldig.

»Nein.«

»Merkwürdig.« Jean-Pierre fand das Gespräch, zumal am frühen Morgen, ziemlich irritierend. »Warum?« fragte er gereizt. »Warum ist das merkwürdig?«

»Ich habe vor ein paar Minuten mit dem neuen Führer gesprochen.«

»Wie heißt er?«

»Mohammed, Muhammad, Mahomet, Mahmoud — einer von diesen Namen, die noch eine Million anderer tragen.«

»In welcher Sprache hast du denn mit ihm gesprochen?«

»In dem üblichen Kauderwelsch aus Russisch, Französisch, Englisch und Dari. Er fragte mich, wer gestern Abend im zweiten Hubschrauber gekommen sei. Ich erwiderte: >Ein Franzose, der die Flüchtlinge identifizieren kann.< Er fragte nach deinem Namen, also

nannte ich ihn. Ich wollte, daß er weitersprach, um herauszubekommen, warum er so interessiert war. Aber er stellte keine weiteren Fragen. Es war fast, als ob er dich kannte.«

»Unmöglich.«

»Scheint so.«

»Warum fragst du ihn nicht noch mal?« fragte Jean-Pierre.

»Es hat keinen Sinn, einem Mann eine Frage zu stellen, bevor man sich darüber im klaren ist, ob er Gründe hat, einen anzulügen.« Ohne ein weiteres Wort ging Anatoli hinaus. Jean-Pierre stand auf. Er hatte in Hemd und Unterkleidung geschlafen. Jetzt zog er sich seine Hosen und Stiefel an, hängte sich den Uniformmantel um die Schultern und verließ das Zimmer. Von einer primitiven Holzveranda aus konnte er das ganze Tal überblicken. Der Fluß strömte träge in breiten Schleifen zwischen den Feldern hindurch. Ein Stück weiter südwärts mündete er in einen lang gestreckten, von Bergen gesäumten See. Noch war die Sonne nicht aufgegangen. Es war eine schöne Szenerie. Jean-Pierre fiel ein, daß diese Gegend zum fruchtbarsten und am stärksten bevölkerten Teil von Nuristan gehörte.

Der Rest war hauptsächlich Wildnis. Die Russen hatten eine Feldlatrine gegraben, wie Jean-Pierre zufrieden bemerkte. Die Gewohnheit der Afghanen, auch Gewässer, denen sie ihr Trinkwasser entnahmen, als Abort zu benutzen, war der Grund dafür, daß sie alle Würmer hatten. Die Russen würden dieses Land, wenn sie es erst einmal richtig unter Kontrolle hatten, schon zu modernisieren wissen. Er ging zur Wiese hinunter, benutzte die Latrine, wusch sich im Fluß und bekam von einer Gruppe Soldaten, die um ein Kochfeuer standen,

einen Becher Kaffee. Der Suchtrupp war aufbruchbereit. Anatoli hatte am Abend zuvor den Entschluß gefaßt, die Suche von hier aus zu dirigieren, indem er mit der Gruppe ständigen Sprechfunkkontakt hielt. Die Hubschrauber sollten startklar warten, um ihn und Jean-Pierre zum Suchtrupp bringen zu können, sobald die Beute gesichtet war. Während Jean-Pierre seinen Kaffee schlürfte, kam Anatoli vom Dorf her übers Feld. »Hast du den verdammten Führer gesehen?« fragte er.

»Nein.«

»Er scheint verschwunden zu sein.« Jean-Pierre hob seine Augenbrauen. »Genau wie der letzte.«

»Diese Menschen sind unmöglich. Ich werde die Dörfler fragen müssen. Komm mit und dolmetsche.«

»Aber ich spreche deren Sprache nicht.«

»Vielleicht verstehen sie dein Dari.« Jean-Pierre ging mit Anatoli über die Wiese zurück zum Dorf. Während sie den schmalen Weg zwischen den einfachen Häusern emporstiegen, rief jemand Anatoli etwas auf russisch zu. Sie blieben stehen und blickten in die Richtung, aus der der Ruf kam. Zehn oder zwölf Männer, einige Nuristanis in weißen Gewändern und ein paar Russen in Uniform, standen eng gedrängt auf einer Veranda und umringten irgendetwas auf dem Boden. Sie traten beiseite, um Anatoli und Jean-Pierre durchzulassen. Was da auf dem Boden lag, war ein toter Mann. Die Dörfler schwatzten aufgeregt durcheinander und deuteten auf die Leiche. Dem Mann war die Kehle durchschnitten worden: Die Wunde klaffte grauerregend, und der Kopf, kaum noch mit dem Körper verbunden, lag ganz schräg. Das Blut war getrocknet.

»Ist das Mohammed, der Führer?« fragte Jean-Pierre.



»Nein«, erwiderte Anatoli. Er befragte einen der Soldaten, sagte dann: »Es ist sein Vorgänger - der, der auf einmal verschwand.« Jean-Pierre sprach langsam zu den Dörflern; er versuchte es mit Dari. »Was geht hier vor?« Nach einer Pause erwiderte ein runzlicher, alter Mann, mit einem schlimmen Verschluß des rechten Auges, in derselben Sprache. »Er ist ermordet worden!« Jean-Pierre begann ihn zu befragen und Stück für Stück ließ sich die Geschichte zusammensetzen. Der Tote war ein Dörfler aus dem Linar-Tal, den die Russen gezwungen hatten, dem Suchtrupp als Führer zu dienen. Seine Leiche, in einem Gebüsch notdürftig verborgen, war von dem Hund eines Ziegenhirten aufgespürt worden. Die Familie des Mannes glaubte, die Russen hätten ihn ermordet; die Angehörigen hatten die Leiche an diesem Morgen hergebracht, um die Gründe zu erfahren. Jean-Pierre erklärte Anatoli den Sachverhalt. »Sie sind so empört, weil sie meinen, deine Leute hätten ihn getötet«, schloß er. »Empört?« sagte Anatoli. »Wissen sie nicht, daß ein Krieg im Gange ist? Jeden Tag werden Menschen getötet - das hat ein Krieg nun mal so an sich.«

»Die haben hier offenbar kaum irgendwelche Kampfhandlungen erlebt. *Habt* ihr ihn umgebracht?«

»Das werde ich herausbekommen.« Anatoli sprach zu den Soldaten. Mehrere antworteten zugleich, sehr lebhaft und mit viel Gestik.

»Wir haben ihn nicht getötet«, übersetzte Anatoli für Jean-Pierre.

»Wer aber dann, frage ich mich. Könnte es sein, daß die Einheimischen unsere Führer ermorden wegen Kollaboration mit dem Feind?«

»Nein«, sagte Anatoli. »Wenn sie Kollaborateure haßten, würden sie sich wegen dem Mord an diesem Mann nicht so sehr erregen. Sag ihnen, daß wir damit nichts zu tun haben - beruhige sie.« Jean-Pierre sprach zu dem Einäugigen. »Die Fremden haben diesen Mann nicht getötet. Sie möchten selber wissen, wer ihn ermordet hat.« Der Einäugige übersetzte es, und die Dörfler reagierten mit Verwirrung. Anatoli wirkte nachdenklich. »Vielleicht hat der verschwundene Mohammed diesen Mann umgebracht, um den Job als Führer zu bekommen.« »Bezahlt ihr viel?« wollte Jean- Pierre wissen. »Das glaube ich kaum.« Anatoli fragte einen Unteroffizier und übersetzte dessen Antwort. »Fünfhundert Afghanis pro Tag.«

»Eine gute Bezahlung für einen Afghanen, aber kaum einen Mord wert — allerdings heißt es ja, ein Nuristani sei bereit, einen Menschen schon wegen seiner Sandalen umzubringen, falls sie neu sind.«

»Frag sie, ob sie wissen, wo dieser Mohammed jetzt ist.« Jean-Pierre fragte. Es gab einiges Palaver. Die meisten Dörfler schüttelten den Kopf, aber ein Mann erhob seine Stimme über die der anderen und deutete beharrlich nach Norden. Schließlich sagte der Einäugige zu Jean-Pierre: »Er hat das Dorf heute früh verlassen. Abdul sah ihn nordwärts ziehen.«

»War das, bevor oder nachdem die Angehörigen die Leiche hierher gebracht hatten?«

»Bevor.« Jean-Pierre übersetzte für Anatoli und fügte hinzu: »Ich frage mich, weshalb er dann fortgegangen ist.«

»Verdächtig ist es jedenfalls.«

»Er muß sofort aufgebrochen sein, nachdem er heute Morgen mit dir gesprochen hat. Es sieht fast so aus, als

habe er sich meinetwegen aus dem Staube gemacht.« Anatoli nickte nachdenklich. »Wie auch immer — ich glaube, daß er etwas weiß, was wir nicht wissen. Am besten verfolgen wir ihn. Schade, wenn wir dabei etwas Zeit verlieren

— aber das können wir uns leisten.«

»Wie lange ist es her, daß du mit ihm gesprochen hast?« Anatoli warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Etwas über eine Stunde.«

»Dann kann er noch nicht weit sein.«

»Richtig.« Anatoli wandte sich seinen Leuten zu und gab ihnen eine Reihe von Befehlen. Die Soldaten wirkten plötzlich wie elektrisiert. Zwei von ihnen nahmen den Einäugigen in ihre Mitte und gingen mit ihm zum Feld. Ein weiterer lief auf die Hubschrauber zu. Anatoli nahm Jean-Pierres Arm, und mit schnellen Schritten folgten sie den Soldaten. »Wir nehmen den Einäugigen mit für den Fall, daß wir einen Dolmetscher brauchen«, sagte Anatoli. Als sie das Feld erreichten, waren die beiden Hubschrauber startbereit. Anatoli und Jean- Pierre kletterten in die Maschine, in der sich bereits der Einäugige befand. Der Mann war ängstlich und aufgeregt. Zweifellos würde er dieses Abenteuer bis ans Ende seiner Tage wieder und wieder erzählen. Wenig später hoben sie ab. Anatoli und Jean-Pierre standen nahe der offenen Tür und blickten hinab. Ein ausgetretener und deutlich sichtbarer Pfad führte vom Dorf den Hügel hinauf, wo er zwischen den Bäumen verschwand. Anatoli sprach in das Funkgerät des Piloten und sagte dann zu Jean-Pierre: »Ich habe ein paar Soldaten befohlen, den Wald dort zu durchkämmen. Kann sein, daß er sich da irgendwo verborgen hält.« Für ein oder zwei Kilometer flogen sie parallel zum Fluß, dann erreichten sie die

Mündung des Linar. War Mohammed weiter das Tal hinauf gegangen, in das kalte Herz von Nuristan, oder hatte er sich ostwärts gewandt, ins Linar-Tal - in Richtung des Fünf- Löwen-Tals? Jean-Pierre fragte den Einäugigen: »Woher kam dieser Mohammed?«

»Das weiß ich nicht«, lautete die Antwort. »Aber er war ein Tadschike.« Daraus ließ sich folgern, daß er eher aus dem Linar-Tal stammte als aus dem Nuristan- Tal. Jean-Pierre erklärte das Anatoli, und Anatoli gab dem Piloten die Anweisung, nach links zu fliegen und dem Linar zu folgen. Dies ist, dachte Jean-Pierre, ein anschaulicher Beweis dafür, daß die Suche nach Ellis und Jane nicht per Hubschrauber durchgeführt werden kann. Mohammed hat nur eine Stunde Vorsprung, und es ist sehr wohl möglich, daß wir seine Spur bereits verloren haben. Wenn Ellis und Jane einen ganzen Tag Vorsprung haben, gibt es ganz einfach zu viele Möglichkeiten, zu viele verschiedene Pfade und zu viele Verstecke. Falls es im Linar-Tal eine Fährte gab, so war sie jedenfalls aus der Luft nicht zu erkennen. Der Hubschrauberpilot folgte einfach dem Fluß. Die Abhänge hatten keine Vegetation, waren aber auch nicht mit Schnee bedeckt. Falls sich der Flüchtige dort befand, so konnte er sich nirgends verstecken. Wenige Minuten später entdeckten sie ihn. Das weiße Gewand und der weiße Turban hoben sich deutlich vom graubraunen Boden ab. Der Mann wanderte den Felskamm entlang, seine Habseligkeiten in einem Beutel über der Schulter, während seine Füße in gleichmäßigem, unermüdlichem Tempo ausschritten, wie es für afghanische Reisende so typisch war. Als er die Geräusche der Hubschrauber hörte, blieb er kurz stehen, blickte sich nach ihnen um und ging dann weiter.

»Ist er das?« fragte Jean-Pierre.

»Ich glaube ja«, erwiderte Anatoli. »Wir werden's bald wissen.« Er nahm die Kopfhörer des Piloten und sprach mit dem anderen Hubschrauber. Der flog voraus, über den Mann hinweg und landete dann ungefähr hundert Meter vor ihm. Unbekümmert schritt er darauf zu.

»Warum landen wir nicht auch?« fragte Jean-Pierre.

»Nur eine Vorsichtsmaßnahme«, sagte Anatoli. Die Seitentür des anderen Hubschraubers öffnete sich, und sechs Soldaten sprangen heraus. Der Mann in Weiß ging auf sie zu und nahm seinen Beutel von der Schulter. Es war ein länglicher von der Art eines militärischen Kleidersacks, und als Jean-Pierre ihn sah, stieg eine vage Ahnung in ihm auf. Aber schon hielt Mohammed seinen Beutel hoch

- und plötzlich wußte Jean-Pierre, was der Mann vorhatte. Er öffnete den Mund, um seine Warnung hinauszuschreien, eine nutzlose Warnung. Es war wie im Traum, als liefen alle Bewegungen unter Wasser ab: Alles geschah sehr langsam dort unten, doch Jean-Pierres Lippen bewegten sich noch langsamer. Bevor er Wörter formen konnte, sah er, wie der Lauf einer Schußwaffe aus dem Beutel hervortauchte. Durch den Hubschrauberlärm hindurch konnte man die Schüsse nicht hören. Einer der russischen Soldaten griff mit beiden Händen nach seinem Bauch und stürzte kopfüber, ein anderer schleuderte seine Arme hoch und fiel nach hinten, und das Gesicht eines dritten explodierte förmlich. Die übrigen drei schafften es, ihre Waffen zu heben. Einer starb, bevor er feuern konnte, doch die anderen beiden entfachten ein wahres Trommelfeuer, und noch während Anatoli »Njet! Njet! Njet!« ins Mikrophon des Funkgeräts schrie, wurde Mohammeds Körper hochgerissen und rückwärts geschleudert. Noch immer

schrie Anatoli wütend ins Mikrofon. Rasch verlor der Hubschrauber an Höhe. Jean-Pierre spürte, daß er vor Aufregung zitterte. Der Anblick des blutigen Kampfes wirkte auf ihn wie eine Dosis Kokain. Der Hubschrauber setzte auf. Anatoli nahm die Kopfhörer ab und sagte ärgerlich: »Jetzt werden wir niemals erfahren, warum dem anderen Führer die Kehle durchgeschnitten wurde.« Er sprang aus der Maschine, und Jean-Pierre folgte ihm. Sie gingen zu der Stelle, wo der tote Afghane lag. Die Vorderseite seines Körpers war eine Masse von zerfetztem Fleisch, und von seinem Gesicht war kaum die Hälfte übrig. Dennoch war Anatoli sicher. »Das ist der zweite Führer. Der Körperbau stimmt, auch die Hautfarbe, und ich erkenne diesen Beutel wieder.« Er bückte sich und hob vorsichtig die Schußwaffe hoch. »Aber warum trägt er eine Maschinenpistole bei sich?« Etwas war aus dem Beutel auf die Erde gefallen. Jean-Pierre hob es auf und betrachtete es. Es war ein Polaroid-Foto von Mousa. »Oh, mein Gott«, sagte er. »Ich glaube, ich verstehe.«

»Was verstehst du?« fragte Anatoli. »Der Tote stammt aus dem Fünf-Löwen-Tal«, sagte Jean-Pierre. »Er ist einer von Masuds höchsten Unterführern. Dies ist ein Foto von seinem Sohn Mousa. Jane hatte den Jungen geknipst. Ich erkenne auch den Beutel, in dem er seine MP versteckt hatte, er hat Ellis gehört.«

»Ja, und?« fragte Anatoli ungeduldig. »Was folgerst du daraus?« Jean-Pierres Gehirn war überaktiv; es arbeitete schneller, als er seine Gedanken in Worte umsetzen konnte. »Mohammed hat euren Führer getötet, um seine Stelle einzunehmen«, begann er. »Ihr konntet ja nicht wissen, daß er nicht der war, für den er sich ausgab. Die Nuristanis wußten natürlich, daß er keiner der Ihren war,

aber das spielte keine Rolle, weil sie gar nicht wußten, daß er sich als Einheimischer ausgab. Und selbst wenn sie es gewußt hätten, hätten sie euch nichts sagen können, denn er war ja auch euer Dolmetscher. In der Tat gab es hier nur einen Menschen, der ihn entlarven konnte, nämlich

...«

»Du«, sagte Anatoli. »Weil du ihn kanntest.«

»Dieser Gefahr war er sich bewußt, und er blieb vor mir auf der Hut. Aus diesem Grund hat er dich heute Morgen gefragt, wer gestern nach Einbruch der Dunkelheit eingetroffen war. Du nanntest ihm meinen Namen, und er machte sich auf der Stelle davon.« Jean- Pierre runzelte die Stirn: Irgendwie paßte das nicht recht zusammen. »Aber weshalb hat er sich in offenem Gelände aufgehalten? Er hätte sich doch irgendwo im Wald oder in einer Höhle verstecken können. Wir hätten dann viel länger gebraucht, um ihn zu finden. Es ist, als hätte er nicht damit gerechnet, verfolgt zu werden.«

»Weshalb sollte er auch?« sagte Anatoli. »Als der erste Führer verschwand, haben wir hinter *dem* ja auch keinen Suchtrupp hergeschickt - wir besorgten uns einfach einen neuen Führer und machten weiter: keine Untersuchung, keine Verfolgung. Was diesmal anders verlief - und für Mohammed verhängnisvoll -, war die Tatsache, daß die Einheimischen die Leiche fanden und uns des Mordes beschuldigten. Trotzdem dachten wir daran, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Er hatte einfach Pech.«

»Er wußte nicht, daß er es mit einem so vorsichtigen Mann wie dir zu tun hatte«, sagte Jean-Pierre. »Nächste Frage: Was für ein Motiv hatte er eigentlich? Warum all die Umstände, um die Stelle des ursprünglichen Führers einzunehmen?«

»Vermutlich, um uns in die Irre zu führen. Wahrscheinlich war alles, was er uns erzählte, erlogen. Er hat Ellis und Jane *nicht* gestern Nachmittag an der Mündung des Linar-Tals gesehen. Die beiden sind *nicht* in südlicher Richtung nach Nuristan abgebogen. Die Einwohner von Mundol haben *nicht* bestätigt, daß gestern zwei Fremde mit einem Baby durch ihr Dorf kamen und südwärts weiterwanderten - Mohammed hat ihnen diese Frage überhaupt nicht gestellt. Er *wußte*, wo sich die Flüchtigen befanden —«

»Und er führte uns natürlich in die entgegengesetzte Richtung!« rief Jean-Pierre, von neuem Schwung erfüllt. »Der erste Führer verschwand gerade, nachdem der Suchtrupp das Dorf Linar verlassen hatte, nicht?«

»Ja. Wir können also davon ausgehen, daß die Berichte bis zu diesem Zeitpunkt der Wahrheit entsprechen - folglich *sind* Ellis und Jane durch jenes Dorf gekommen. Später trat dann Mohammed in unsere Dienste und führte uns *südwärts* —«

»Weil Ellis und Jane *nordwärts* zogen!« sagte Jean-Pierre triumphierend. Anatoli nickte grimmig. »Mohammed hat ihnen einen Tag Vorsprung verschafft - höchstens. Dafür hat er sein Leben gegeben. War es das wert?« Jean-Pierre betrachtete noch einmal das Polaroid-Foto von Mousa. Der kalte Wind ließ es in seiner Hand zittern. »Weißt du«, sagte er, »ich glaube, Mohammeds Antwort würde lauten: >Ja, das war es wert.<«

## 19

SIE VERLIESSEN GADWAL in der tiefen Dunkelheit vor Tagesanbruch. Vielleicht konnten sie durch den frühen Aufbruch ein oder zwei Stunden gegenüber den



Russen gewinnen. Ellis wußte, wie schwer es selbst für einen fähigen Offizier war, einen Trupp Soldaten vor der Morgendämmerung in Gang zu bekommen. Der Koch mußte Frühstück machen, der Quartiermeister mußte das Lager abbrechen, der Funker mußte beim Hauptquartier Meldung machen, und die Männer mußten essen - all das kostete Zeit. Und dies war denn auch der eine Vorteil, den Ellis gegenüber dem russischen Befehlshaber hatte. Er brauchte nur die Stute zu beladen, während Jane Chantal stillte, und Halam wachzurütteln. Vor ihnen lag ein langer, langsamer Anstieg zum Nuristan-Tal, so an die fünfzehn Kilometer etwa, dann ging es weiter durch ein Seitental. Der erste Abschnitt, dachte Ellis, sollte nicht allzu schwierig sein, selbst in der Dunkelheit, denn immerhin gab es dort eine Art Straße. Falls Jane durchhielt, konnten sie am Nachmittag das Seitental erreichen und bis zum Einbruch der Dunkelheit noch mehrere Kilometer zurücklegen. Lag das Nuristan-Tal erst einmal hinter ihnen, so würde es schwer sein, ihnen auf der Spur zu bleiben; die Russen konnten ja nicht wissen, *welches* Seitental sie eingeschlagen hatten. Halam ging voraus. Er trug Mohammeds Kleidung, auch die Chitralli-Kappe. Jane folgte mit Chantal, und die Nachhut bildete Ellis mit Maggie am Zügel. Das Pferd hatte ein Gepäckstück weniger zu tragen. Für den Mohammed überlassenen Beutel war kein geeigneter Ersatz zu finden gewesen, und so hatte Ellis den größten Teil seines Sprengmaterials in Gadwal zurücklassen müssen. In den geräumigen Taschen seiner wattierten Jacke war jetzt verstaut, was er für alle Fälle bei sich haben wollte: etwas TNT, ein Stück Spezialzündschnur, ein paar Zündkapseln und die Zündvorrichtung mit dem Abzugsring. Jane war vergnügt und voller Energie. Die

Ruhe am gestrigen Nachmittag hatte ihre Kraftreserven wieder aufgefüllt. Sie besaß eine bewundernswerte Zähigkeit, und Ellis war stolz auf sie. Als er darüber nachdachte, begriff er allerdings nicht recht, wieso er das Recht zu haben glaubte, auf *ihre* Kraft stolz zu sein. Halam trug eine Kerzenlaterne, die groteske Schatten auf die Felswände warf. Er wirkte mürrisch. Am Tag zuvor war er ein einziges Lächeln gewesen, offenbar hochzufrieden, daß er teilnehmen durfte an dieser bizarren Expedition; doch an diesem Morgen zeigte er sich verdrossen und wortkarg. Ellis schob das auf den frühen Aufbruch. Der Pfad - soweit man überhaupt von Pfad sprechen konnte - schlängelte sich an der Felswand entlang, führte manchmal hinunter bis hart an den Rand des Wassers, strebte dann wieder ganz empor in luftige Höhen. Dann, nach etwa anderthalb Kilometern, hörte der Weg ganz plötzlich auf. Halam sagte, der Pfad sei bei einem Unwetter fortgespült worden, und sie müßten warten, bis es hell war, um zu sehen, wie es weitergehen sollte. Doch Ellis wollte auf keinen Fall Zeit verlieren. Zur linken Hand war Fels, zur rechten Hand und unmittelbar vor ihm nur Wasser. Er zog seine Stiefel und seine Hosen aus und begann zu waten. Das Wasser war eiskalt, doch ging es ihm an der tiefsten Stelle nur bis zu den Hüften, und er erreichte ohne Schwierigkeiten die gegenüberliegende Seite. Er kam zurück, führte zuerst Maggie hinüber, holte dann Jane und Chantal. Als letzter folgte Halam, dessen Schamgefühl es selbst in der Dunkelheit nicht zuließ, daß er sich entkleidete; also mußte er mit vor Nässe triefenden Hosen weitermarschieren, was ihn noch übellauniger machte. Sie kamen in der Dunkelheit durch ein Dorf. Für kurze Zeit folgten ihnen ein paar bellende Köter, die sich

jedoch in sicherer Entfernung hielten. Bald darauf zeigte sich der erste Lichtstreif am östlichen Himmel, und Halam löschte die Kerze aus. Sie mußten den Fluß noch mehrmals durchwaten: an Stellen, wo der Pfad fortgespült oder durch einen Erdrutsch blockiert war. Halam schloß mit sich selbst einen Kompromiß, indem er seine beutligen Hosen bis über die Knie hochkrempelte. Einmal begegneten sie bei einer Flußüberquerung einem Reisenden, der von der anderen Seite kam. Er war ein kleiner, skelettartig aussehender Mann, der ein Schaf mit fettem Schwanz in seinen Armen durch den Fluß trug. Halam hatte ein langes Gespräch mit ihm in irgendeiner Nuristani-Sprache, und ihren Gestikulationen glaubte Ellis entnehmen zu können, daß sie über Routen sprachen, die über die Berge führten. Als sie dann ihren Weg fortsetzten, sagte Ellis zu Halam in der Dari-Sprache: »Erzähl keinem, wo wir hinwollen.« Halam tat, als verstehe er nicht. Jane wiederholte, was Ellis gesagt hatte. »Die Russen werden alle Reisenden befragen«, erklärte sie. Halam schien zu verstehen, doch beim nächsten Reisenden, dem sie begegneten, hielt er's nicht anders. Der Fremde war ein gefährlich aussehender junger Mann mit einem altehrwürdigen Lee-Enfield-Gewehr. Während des Gesprächs glaubte Ellis zu hören, wie Halam »Kantiwar« sagte: Dies war der Name des Passes, zu dem sie wollten. Unmittelbar darauf wiederholte der Reisende das Wort. Ellis war aufgebracht. Was Halam da trieb, kam einem leichtfertigen Spiel mit ihrer aller Leben gleich. Aber da sich der Schaden nicht mehr gutmachen ließ, unterdrückte Ellis den Impuls, dazwischenzufahren, und wartete geduldig, bis sie ihren Weg fortsetzten. Sobald der junge Mann mit dem Gewehr nicht mehr zu sehen

war, sagte Ellis: »Ich hatte dir doch gesagt, niemandem zu erzählen, wohin wir wollen.« Diesmal machte sich Halam nicht die Mühe, Nichtverstehen zu heucheln. »Ich habe ihm nichts erzählt«, behauptete er empört.

»Doch, das hast du«, widersprach Ellis mit Nachdruck.

»Von jetzt an wirst du nicht mehr mit anderen Reisenden sprechen.« Halam schwieg. Jane sagte: »Du sollst nicht mehr mit anderen Reisenden reden, verstehst du?«

»Ja«, gab Halam widerstrebend zu. Ellis fand es wichtig, Halam gleichsam den Mund zu verbieten. Er konnte sich durchaus vorstellen, warum Halam mit anderen Reisenden über den Weg sprechen wollte. Vielleicht hatten sie Informationen über jüngste Veränderungen in den Bergen, etwa über einen Erdbeben oder Schneefälle oder Überschwemmungen, die ein Tal blockieren konnten, so daß man einen anderen Weg nehmen mußte. Nur hatte Halam noch nicht richtig begriffen, daß sie vor den Russen *auf der Flucht* waren. Das Vorhandensein alternativer Routen war so ziemlich der einzige Faktor zugunsten der Flüchtigen, denn die Russen mußten ja jede mögliche Route überprüfen. Und sie würden alles daransetzen, wenigstens einige dieser Routen zu eliminieren, indem sie Leute befragten, vor allem Reisende. Je weniger Information sie auf diese Weise erhielten, desto schwieriger und zeitraubender mußte die Suche für sie werden, und entsprechend wuchs für Ellis und Jane die Chance, den Russen zu entkommen. Ein wenig später begegneten sie einem weißgewandeten Mullah mit rotgefärbtem Bart, und zu Ellis' Ärger begann Halam mit dem Mann sofort ein Gespräch, genauso wie bei den beiden Reisenden zuvor. Ellis zögerte nur einen Augenblick. Dann packte er Halam, verdrehte ihm, in einer Art Polizeigriff, die Arme auf dem Rücken und

zwang ihn weiterzugehen. Halam versuchte sich zu wehren, gab es jedoch bald auf, weil Ellis' Griff nur noch mehr schmerzte. Er rief irgend etwas, doch der Mullah starrte nur mit offenem Mund und tat nichts. Als Ellis zurückblickte, sah er, daß Jane die Zügel genommen hatte und mit Maggie folgte. Nach etwa hundert Metern ließ Ellis Halam los und sagte: »Wenn die Russen mich kriegen, bringen sie mich um. Darum darfst du mit niemandem sprechen.« Halam schwieg, doch aus seiner Miene sprach Trotz. Während sie ihren Weg fortsetzten, sagte Jane irgendwann: »Ich fürchte, das wird er uns heimzahlen wollen.«

»Das glaube ich auch«, sagte Ellis. »Aber ich mußte ihn irgendwie zum Schweigen bringen.«

»Ich finde nur, daß es vielleicht eine bessere Möglichkeit gegeben hätte.« Ellis unterdrückte eine plötzlich auffallende Gereiztheit. Am liebsten hätte er gesagt: *Warum bist du dann nicht in Aktion getreten, Besserwisserin ?* Aber es war nicht die Zeit für einen Streit. Als sie wieder einem Reisenden begegneten, wechselte Halam mit diesem nur einen ganz kurzen, formellen Gruß, und Ellis dachte: Immerhin hat meine Methode gewirkt. Zuerst kamen sie wesentlich langsamer voran, als Ellis angenommen hatte. Der gewundene Pfad, der unebene Boden, die ständige Steigung und die dauernden Umwege

— all dies bewirkte, daß sie gegen zehn Uhr morgens kaum mehr als sieben oder acht Kilometer zurückgelegt hatten - Luftlinie. Aber dann wurde der Weg leichter: Hoch über dem Fluß ging es durch Wälder. Noch immer gab es alle ein, zwei Kilometer ein Dorf. Doch statt der primitiven Holzhäuser, die sich an den Abhängen empor türmten wie ein Haufen achtlos hingeworfener

Klappstühle, sahen sie jetzt kastenförmige Behausungen aus dem gleichen Stein wie die Felsen, an deren Wänden und Hängen sie ungeschützt zu haften schienen wie Möwennester. Um die Mittagszeit machten sie in einem Dorf halt, und Halam sorgte dafür, daß sie in ein Haus eingeladen und mit Tee bewirtet wurden. Es war ein zweistöckiges Gebäude, dessen untere Etage offensichtlich als Lagerraum diente, genau wie das im Mittelalter bei englischen Häusern der Fall gewesen war. An dieses Detail aus irgendeiner lang zurückliegenden Geschichtsstunde erinnerte sich Ellis jetzt. Jane gab der Frau des Hauses ein kleines Fläschchen mit einer rosafarbenen Medizin gegen die Darmparasiten ihrer Kinder und erhielt als Gegengabe in der Pfanne gebackenes Brot und köstlichen Ziegenmilchkäse. Sie saßen auf dem Lehmfußboden auf Teppichen rund um das offene Feuer, über sich das Dach aus Pappelgebälk und Weidengeflecht. Einen Schornstein gab es nicht, und so stieg der Rauch vom Feuer in die Höhe und drang schließlich durch das Dach hinaus. Deshalb, so vermutete Ellis, gab es in diesen Häusern keine Zimmerdecken. Er hätte Jane nach dem Mahl gern ein wenig Ruhe gegönnt, doch das Risiko schien ihm zu groß. Schließlich wußte er ja nicht, wie weit - oder wie dicht - die Russen hinter ihnen waren. Jane sah müde aus, wirkte ansonsten jedoch okay. Der sofortige Aufbruch hatte noch einen weiteren Vorteil: Halam blieb keine Gelegenheit, mit den Dörflern ins Gespräch zu kommen. Als sie dann wieder unterwegs waren, weiter das Tal hinauf, beobachtete Ellis Jane sehr aufmerksam. Schließlich bat er sie, das Pferd zu führen, während er seinerseits Chantal übernehmen wollte, weil das Tragen des Babys anstrengender war. Jedesmal, wenn sie zu einem ostwärts führenden Seitental kamen,

blieb Halam stehen, studierte es sorgfältig, schüttelte dann den Kopf und ging weiter. Offenbar war er sich des Weges nicht sicher, was er allerdings hitzig bestritt, als Jane ihn fragte. Es war nervenaufreibend, zumal Ellis so sehr daran lag, aus dem Nuristan-Tal herauszukommen. Doch da war ein Gedanke, mit dem er sich zu trösten versuchte: Wenn Halam sich nicht sicher war, welchen Weg sie einschlagen sollten, dann würden auch die Russen nicht wissen, welchen Weg die Flüchtigen genommen hatten. Als Ellis schon zu fürchten begann, daß Halam die richtige Abzweigung verpaßt haben mochte, blieb dieser an einer Stelle stehen, wo ein plätschernder Bach in den Nuristan- Fluß mündete, und erklärte, daß ihre Route jetzt dieses Tal entlangführen würde. Er schien eine Ruhepause einlegen zu wollen, als widerstrebe es ihm, vertrautes Gelände hinter sich zu lassen, doch Ellis trieb die kleine Gruppe weiter. Bald führte sie eine Steigung durch einen Birkenwald, und das Haupttal hinter ihnen geriet außer Sicht. Vor sich sahen sie den Gebirgszug, den sie zu überqueren hatten, eine ungeheure, schneebedeckte Felsmasse, die ein Viertel des Himmels auszufüllen schien, und Ellis dachte: Selbst wenn wir den Russen entkommen, wie sollen wir das überwinden? Jane strauchelte ein- oder zweimal und fluchte, was Ellis als ein Zeichen dafür nahm, daß sie, obwohl sie sich mit keinem Wort beklagte, jetzt doch rasch ermüdete. Als es zu dunkeln begann, gelangten sie in eine kahle, öde, unbewohnte Gegend. Da Ellis fürchtete, in einem solchen Gelände würde sich kein Obdach finden, machte er den Vorschlag, die Nacht in einer leeren Steinhütte zu verbringen, an der sie etwa eine halbe Stunde zuvor vorübergekommen waren. Jane und Halam stimmten zu, und so kehrten sie um. Ellis

bestand darauf, daß Halam in der Hütte Feuer machte und nicht draußen, damit die Flamme auf keinen Fall aus der Luft gesehen werden könne - und damit es auch keine verräterische Rauchsäule gab. Seine Vorsicht erwies sich schon wenig später als gerechtfertigt, als sie über sich das Dröhnen eines Hubschraubers hörten. Das bedeutet vermutlich, dachte Ellis, daß die Russen nicht weit entfernt sind. Was allerdings in diesem Land für einen Hubschrauber eine kurze Entfernung war, mochte zu Fuß nicht zu bewältigen sein. Vielleicht befanden sich die Russen auf der anderen Seite eines unüberwindlichen Berges — in der Luftlinie nur ein oder zwei Kilometer entfernt. Es war ein Glück, daß die Landschaft so wild war - und daß der Pfad aus der Luft zu schwer auszumachen war, als daß eine Suche per Hubschrauber gelohnt hätte. Ellis gab dem Pferd zwei oder drei Handvoll Getreidekörner. Jane stillte Chantal, wechselte die Windeln und fiel dann sofort in Schlaf. Ellis weckte sie kurz, um sie in den Schlafsack zu stecken; dann nahm er Chantals Windel und ging damit zum Fluß, um sie zu waschen. Wieder in der Steinhütte, legte er die Windel zum Trocknen dicht ans Feuer. Eine Weile lang lag er neben Jane und betrachtete ihr Gesicht im flackernden Schein des Feuers, während Halam, auf der anderen Seite der Hütte, laut schnarchte. Jane sah erschöpft aus, völlig erschöpft; ihr Gesicht wirkte dünn, die Wangen eingefallen, Haut und Haare waren voll Schmutz. Sie schlief unruhig, bewegte stumm die Lippen, und durch ihre Wangenmuskeln ging ein Zucken, so daß es aussah, als schneide sie Grimassen. Ellis fragte sich, wie lange sie wohl noch durchhalten würde. Es war das Tempo, das sie umbrachte. Wäre ihnen mehr Zeit geblieben, so hätte Jane die Strapazen besser ertragen können. Wenn die



Russen die Verfolgung doch bloß aufgeben würden ... Wenn doch die Soldaten zum Kampf in einem anderen Teil dieses verfluchten Landes gebraucht würden... Er dachte an den Hubschrauber, den er gehört hatte. Vielleicht hatte der Einsatz dieser Maschine mit der Suche nach den Flüchtigen gar nichts zu tun. Aber das war wenig wahrscheinlich. Und *wenn* der Einsatz dieses Hubschraubers zur Suchaktion gehörte, dann konnte Mohammeds Ablenkungsmanöver bei den Russen kaum den erwünschten Erfolg gehabt haben. Unwillkürlich malte er sich aus, was wohl geschehen würde, wenn sie in die Hände ihrer Verfolger gerieten. Ihm, Ellis, drohte ein Schauprozeß, bei dem die Russen es darauf anlegen würden, skeptischen, bündnisfreien Ländern zu beweisen, daß die afghanischen Rebellen nichts anderes waren als Marionetten der CIA. Die Vereinbarung zwischen Masud, Kamil und Azizi würde scheitern. Es würde keine Waffen geben für die afghanischen Rebellen. Und der Widerstand, entmutigt, würde schwächer werden und vielleicht einen weiteren Sommer nicht überstehen. Und nach dem Schauprozeß? Da würde der KGB sich Ellis erst richtig vornehmen. Er seinerseits würde so tun, als ob er den Folterungen mit aller Kraft zu widerstehen versuchte - um dann jedoch zusammenzubrechen und seinen Schergen alles zu gestehen. In Wirklichkeit würde er ihnen jedoch nur Lügen auftischen. Darauf waren die KGB-Leute natürlich vorbereitet, und sie würden ihn wieder foltern; und diesmal würde er ihnen einen glaubwürdigeren Zusammenbruch vorspielen und ein Gemisch aus Tatsachen und Erfindungen erzählen, das sie praktisch kaum überprüfen konnten. Auf diese Weise hoffte er zu überleben. Falls ihm das gelang, würde man ihn nach

Sibirien schicken. Nach einigen Jahren konnte er hoffen, gegen einen sowjetischen Spion ausgetauscht zu werden, den man in den Staaten gefaßt hatte. Andernfalls würde er in irgendeinem Lager umkommen. Am schwersten würde ihn die Trennung von Jane treffen. Er hatte sie gefunden, sie verloren, sie wiedergefunden: ein unerhörtes Glück, das ihn innerlich noch immer taumeln ließ, wenn er daran dachte. Die Vorstellung, sie ein zweites Mal zu verlieren, war einfach unerträglich. Ellis lag nahe bei Jane, und er sah sie an, lange, sehr lange, und versuchte, dem Schlaf zu widerstehen, aus Angst, sie könne vielleicht nicht mehr da sein, wenn er erwachte.

\* Jane träumte, sie sei im Hotel *George V.* in Peschawar, Pakistan. Das *George V.* befand sich natürlich in Paris, doch in ihrem Traum fiel ihr diese Absonderlichkeit nicht auf. Sie rief den Zimmer-Service und bestellte ein Filet-Steak, nicht ganz durch, mit Kartoffelpüree und einer Flasche Château Ausone 1971. Sie hatte einen furchtbaren Hunger und konnte gar nicht begreifen, warum sie mit der Bestellung so lange gewartet hatte. Sie beschloß, die Zeit zu nutzen und ein Bad zu nehmen, bis ihr Dinner fertig war. Das Badezimmer, mit Teppichen ausgelegt, war angenehm warm. Sie drehte den Wasserhahn auf, schüttelte etwas Badesalz in die Wanne und roch den Duft im aufsteigenden Dampf. Sie konnte überhaupt nicht verstehen, wie sie so ungeheuer schmutzig hatte werden können. Es war ein Wunder, daß man sie ins Hotel gelassen hatte! Gerade wollte sie einen Fuß in die Wanne setzen, als sie hörte, wie jemand ihren Namen rief. Das mußte wohl der Zimmer-Service sein; wie ärgerlich — jetzt würde sie essen müssen, obwohl sie noch schmutzig war, oder aber die Mahlzeit kalt werden lassen. Sie fühlte sich versucht, ihren Körper ins warme

Wasser zu tauchen und die Stimme zu ignorieren — es war sowieso unerhört, daß das Hotelpersonal sie einfach »Jane« rief statt »Madame« -, doch die Stimme war sehr beharrlich und klang irgendwie vertraut. Und es war auch gar nicht der Zimmer-Service, sondern Ellis, und er rüttelte sie an der Schulter. Mit einem tiefen Gefühl der Enttäuschung wurde ihr bewußt, daß das *George V.* nur ein Traum war und sie sich in einer kalten Steinhütte in Nuristan befand, eine Million Kilometer von einem heißen Bad entfernt... Sie öffnete die Augen und sah Ellis' Gesicht.

»Du mußt aufwachen«, sagte er. Jane fühlte sich gelähmt vor Lethargie. »Ist es schon Morgen?«

»Nein, es ist mitten in der Nacht.«

»Wieviel Uhr?«

»Halb zwei.«

»Scheiße.« Sie war ärgerlich auf ihn, weil er sie im Schlaf gestört hatte. »Weshalb hast du mich geweckt?« fragte sie gereizt.

»Halam ist fort.«

»Fort?« Sie war noch immer schläfrig und verwirrt.

»Wohin? Warum? Kommt er zurück?«

»Das hat er mir nicht gesagt. Ich wachte auf und sah, daß er verschwunden war.«

»Glaubst du, daß er uns im Stich gelassen hat?«

»Ja.«

»Oh, Gott. Wie sollen wir ohne Führer unseren Weg finden?« Vor Janes innerem Auge stieg ein Schreckensbild auf: sie mit Chantal in den Armen, im Schnee verirrt.

»Ich fürchte, es kann noch schlimmer kommen«, sagte Ellis.

»Was meinst du damit?«

»Du hast gesagt, er würde es uns heimzahlen, daß wir ihn vor dem Mullah gedemütigt haben. Vielleicht ist es ihm Rache genug, uns hier im Stich zu lassen. Ich hoffe es. Leider müssen wir jedoch damit rechnen, daß er in entgegengesetzter Richtung unserer bisherigen Route folgt und dabei auf Russen stößt. Sie werden keine Mühe haben, aus ihm herauszubekommen, wo genau wir uns befanden, als er uns verließ.«

»Es ist zuviel«, sagte Jane, niedergedrückt von einem Gefühl, das fast an Trauer grenzte. Es war, als hätten sich böartige Geister gegen Ellis und sie und Chantal verschworen.

»Ich bin zu müde«, fuhr sie fort. »Ich werde hier liegenbleiben und schlafen, bis die Russen kommen und mich gefangennehmen.« Chantal hatte sich leise bewegt, den Kopf hin und her drehend und Sauggeräusche von sich gebend. Dann begann sie zu weinen. Jane setzte sich auf und hob das Baby hoch.

»Wenn wir sofort aufbrechen, können wir noch entkommen«, sagte Ellis. »Ich werde das Pferd führen, während du sie stillst.«

»In Ordnung«, erwiderte Jane. Sie legte Chantal an ihre Brust. Ellis beobachtete sie ein oder zwei Sekunden, die Andeutung eines Lächelns in den Mundwinkeln, und ging dann hinaus in die Nacht. Jane dachte unwillkürlich, daß die Flucht sehr viel leichter sein würde und vermutlich erfolgreich, wenn sie Chantal nicht bei sich hätten. Wie mochte Ellis in dieser Hinsicht empfinden? Schließlich war Chantal ja nicht sein Kind, sondern das eines anderen Mannes. Aber das schien ihm nichts auszumachen. Es war, als betrachte er Chantal als einen Teil von ihr, von Jane. Oder hegte er irgendwelche Ressentiments, die er sich nur nicht anmerken ließ? Wird

er gern Chantals Vater sein? fragte sie sich. Sie betrachtete das winzige Gesicht, und große blaue Augen erwiderten ihren Blick. Mußte nicht jeder dieses hilflose kleine Mädchen lieben? Plötzlich überfiel sie ein Gefühl völliger Unsicherheit, das sie an allem irre werden ließ. Sie wußte nicht, ob sie Ellis wirklich liebte; sie wußte nicht, was sie gegenüber Jean- Pierre empfand, ihrem Mann, der Jagd auf sie machte; sie war sich nicht darüber im klaren, welche Pflicht sie ihrem Kind gegenüber hatte. Die Berge und der Schnee und die Russen, all das jagte ihr Angst ein: Allzu lange schon war sie müde und erschöpft und durchgefroren. Automatisch wickelte sie Chantal in die frische, am Feuer getrocknete Windel. Hatte sie die Windeln eigentlich auch am Abend gewechselt? Sie konnte sich nicht daran erinnern. Ihr wollte scheinen, daß sie gleich nach dem Stillen eingeschlafen war. Sie krauste die Stirn, unsicher, ob sie ihr Gedächtnis nicht trog; aber dann entsann sie sich, daß Ellis sie kurz geweckt hatte, damit sie in ihren Schlafsack kroch. Und dann hatte er offenbar die schmutzige Windel am Bach gewaschen und ausgewrungen und dicht ans Feuer getan, auf Gezweig. Jane begann zu weinen. Sie kam sich sehr töricht vor, konnte aber nicht aufhören, und fuhr in ihren Verrichtungen fort, während Tränen über ihr Gesicht strömten. Als Ellis zurückkam, war sie gerade dabei, das Baby sorgsam in die Tragschlinge zu legen.

»Das gottverdammte Pferd wollte auch nicht wach werden«, sagte er und sah dann ihr Gesicht und fragte: »Was ist denn?«

»Ich weiß nicht, warum ich dich jemals verlassen habe«, sagte sie. »Du bist der beste Mann, dem ich je begegnet bin, und ich habe niemals aufgehört, dich zu lieben. Bitte

verzeih mir.« Er legte seine Arme um sie und um Chantal. »Tu's einfach nie wieder, das ist alles«, sagte er. Eine Zeitlang standen sie so. Schließlich sagte Jane: »Ich bin fertig.«

»Gut. Dann los.« Sie verließen die Hütte und machten sich auf den Weg, hangaufwärts durch immer spärlicher werdenden Wald. Hai am hatte die Laterne mitgenommen, doch der Mond schien, und so konnten sie recht gut sehen. Die Luft war so kalt, daß das Atmen weh tat. Jane machte sich Sorgen wegen Chantal. Das Baby befand sich wieder in Janes pelzgefütterter Jacke, und sie hoffte, daß ihr Körper die Luft erwärmte, die Chantal atmete. Konnte ein Baby Schaden nehmen, indem es kalte Luft einatmete? Jane wußte es nicht. Vor ihnen lag der Kantiwar-Paß, mit seinen rund fünftausend Metern ein gutes Stück höher als der letzte Paß, der Aryu. Jane wußte, daß ihr Müdigkeit und Kälte mehr zusetzen würden als je zuvor in ihrem Leben, und vielleicht würde sie sich auch mehr fürchten denn je. Doch sie fühlte sich gefaßt und mehr als nur das: Sie war in guter Stimmung. Denn tief in ihr war eine Frage beantwortet worden, von ihr selbst. Wenn ich's lebend überstehe, dachte sie, dann will ich mit Ellis leben. Und eines Tages werde ich ihm erzählen, was den Ausschlag gab: daß er eine schmutzige Windel wusch. Bald ließen sie die Bäume hinter sich und begannen, ein Plateau zu überqueren, das einer Mondlandschaft glich, mit Felsblöcken und Kratern und sonderbar verstreuten Schneeeinseln. Sie folgten einer Reihe riesiger flacher Steine, die einen Weg für Riesen zu markieren schienen. Noch immer ging's bergauf, wenn auch an dieser Stelle nicht mehr ganz so steil, und die Temperatur fiel ständig, indes die weißen Flecken zunahmen, bis der Boden

einem unregelmäßigen Schachbrett glich. Aufgeregtheit und eine unbestimmte Erwartung trieben Jane etwa eine Stunde lang an, aber als sie dann den Rhythmus gefunden zu haben schien, überwältigte sie wieder Mattigkeit. Sie wollte fragen: *Wie weit ist es noch?* und: *Werden wir bald dort sein?*, so wie sie es als Kind getan hatte, auf dem Rücksitz des Wagens, den ihr Vater durch den endlosen rhodesischen Busch lenkte. An irgendeinem Punkt auf jenem Hang überquerten sie die Eisgrenze. Jane wurde sich der neuen Gefahr bewußt, als das Pferd ins Rutschen geriet, vor Angst schnaubte, beinahe stürzte, dann das Gleichgewicht wiedergewann. Jetzt bemerkte Jane, daß das Mondlicht von den Felsblöcken reflektierte, als seien sie glasiert; sie ähnelten riesigen Diamanten, kalt und hart und voll Glitzerschein. Janes Stiefel waren rutschfester als Maggies Hufe, dennoch glitt sie wenig später aus und fiel ums Haar hin. Von diesem Augenblick an fürchtete sie zu stürzen und Chantal zu verletzen, und so trat sie bei jedem Schritt übervorsichtig auf, die Nerven zum Zerreißen gespannt. Nach gut zwei Stunden erreichten sie die andere Seite des Plateaus und befanden sich nun vor einem Pfad, der steil einen schneebedeckten Berghang hinaufführte. Ellis ging voraus und zog Maggie hinter sich her. Jane folgte in einem Sicherheitsabstand, konnte es doch passieren, daß das Pferd nach hinten wegrutschte. Im Zickzack ging es den Berg hinauf. Der Pfad war nicht deutlich markiert. So gingen sie von der Annahme aus, daß er sich dort befand, wo der Boden tiefer war als das angrenzende Gelände. Jane wünschte sich eindeutiger Zeichen: die Überreste eines Feuers, Hühnerknochen von einer Mahlzeit oder wenigstens eine weggeworfene Streichholzschachtel - irgendetwas, das bewies, daß hier

einmal andere Menschen entlanggekommen waren. Zwanghaft begann sie sich vorzustellen, sie seien völlig verloren, weitab vom richtigen Pfad, und irrten ziellos durch den endlosen Schnee, und daß es noch tagelang so weitergehen würde, bis sie keinen Proviant mehr hatten und keine Energie und keine Willenskraft, und sie sich niederlegten, alle drei, um gemeinsam in dieser Wildnis zu erfrieren. Janes Rücken schmerzte unerträglich. Widerstrebend überließ sie Chantal Ellis und nahm aus seiner Hand die Zügel, damit bei den Anstrengungen andere Muskelpartien beansprucht wurden. Die elende Stute strauchelte jetzt dauernd. Einmal rutschte sie auf vereistem Fels aus und stürzte. Jane mußte erbarmungslos am Zaumzeug zerren, um das Tier wieder auf die Füße zu bekommen. Als die Stute sich schließlich hochstemmte, sah Jane unter ihr im Schnee einen dunklen Flecken Blut. Als sie das Tier genauer betrachtete, entdeckte sie am linken Knie eine Wunde. Doch es schien sich um keine ernste Verletzung zu handeln, und so trieb sie Maggie zum Weitergehen an. Da sie jetzt vorausging, mußte sie ständig entscheiden, wo sich der Pfad befand, und jedesmal, wenn sie zögerte, war es wie ein Alptraum: Die Angst, sich zu verirren, saß ihr ständig im Nacken. Manchmal schien sich der Weg zu gabeln, und sie mußte sich entscheiden — links oder rechts. Oft ließ sich nicht einmal ahnen, wo der Weg verlief; der Boden vor ihr war von ebener Gleichförmigkeit. Dann folgte sie ihrem Instinkt, bis sie irgendwann wieder auf eine Art Pfad stieß. Einmal versackte sie in einer Schneewehe, aus der sie von Ellis und dem Pferd wieder herausgezogen werden mußte. Schließlich führte der Pfad zu einem Felssims, das sich eine längere Strecke am Berghang dahinzog. Sie



befanden sich jetzt in großer Höhe. Als Jane einen Blick zurückwarf auf das jetzt tief unter ihnen liegende Plateau, empfand sie ein leichtes Schwindelgefühl. Weit vom Paß entfernt konnten sie jetzt bestimmt nicht mehr sein. Das Sims war nur wenige Meter breit und schräg und vereist, und an seinem Rand tat sich ein Abgrund auf. Jane setzte ihre Füße noch vorsichtiger als bisher. Trotzdem strauchelte sie mehrmals, und einmal fiel sie auf die Knie und schürfte sich die Haut auf. Doch ihr ganzer Körper fühlte sich so geschunden, daß sie die frischen Schmerzen kaum wahrnahm. Maggie schlitterte in einem fort, so daß Jane sich gar nicht mehr umdrehte, wenn sie das Geräusch rutschender Hufe vernahm. Sie zog dann nur härter an den Zügeln. Gern hätte sie das Gepäck, das Maggie trug, anders verteilt, so daß die schweren Stücke weiter nach vorn kamen; es hätte dem Tier beim Aufstieg geholfen. Doch auf dem Sims gab es nicht genügend Platz, um dergleichen vorzunehmen; auch fürchtete Jane, daß sie nicht wieder in Gang kommen würde, wenn sie erst einmal stehenblieb. Das Sims wurde schmaler und kurvte um einen Felsvorsprung. Behutsam setzte Jane an der engsten Stelle Fuß vor Fuß. Aber trotz aller Vorsicht - oder vielleicht, weil sie übernervös war — glitt sie aus. Für einen Augenblick stockte ihr Herzschlag, und sie fürchtete, über den Rand in den Abgrund zu stürzen; doch sie landete auf den Knien und stützte sich mit beiden Händen ab. Aus den Augenwinkeln nahm sie die schneebedeckten Hänge wahr, Hunderte von Metern unter sich. Sie fing an zu zittern, gewann jedoch mit großer Anstrengung wieder Kontrolle über sich selbst. Langsam stand sie auf und drehte sich um. Sie hatte die Zügel losgelassen, die jetzt über dem Abgrund baumelten. Das Pferd beobachtete sie. Es stand mit

steifen Beinen, buchstäblich zitternd vor Furcht. Als Jane die Hand nach dem Zaumzeug streckte, scheute Maggie. »Stopp!« rief Jane und gab ihrer Stimme dann einen ruhigen, beschwichtigenden Klang. »Du brauchst nicht zurück-zuscheuen. Komm zu mir. Es ist alles in Ordnung.« Von der anderen Seite her tönte Ellis' Stimme: »Was ist denn?«

»Nicht so laut«, rief sie leise. »Maggie hat Angst. Halte dich zurück.« Auf fast unerträgliche Weise war ihr bewußt, daß Ellis Chantal trug. Sie fuhr fort, das Pferd mit leisen, kaum mehr als gemurmelten Worten zu beschwichtigen, während sie sich ihm gleichzeitig langsam näherte. Maggie starrte sie an, und aus den geblähten Nüstern stieß der Atem hervor wie Rauch. Jane war jetzt ganz nahe bei dem Pferd, schien das Zaumzeug schon in der Hand zu haben. Doch die Stute drehte ihren Kopf fort, ging rückwärts, geriet ins Rutschen, verlor das Gleichgewicht. Jane bekam die Zügel zu fassen. Doch der Stute rutschten unter dem Leib die Beine weg, sie kippte nach rechts, die Zügel wurden Jane aus der Hand gerissen, und zu ihrem Entsetzen glitt das Pferd auf seinem Rücken langsam zum Rand des Felsens und stürzte, vor Schrecken wiehernd, darüber hinweg. Ellis stand plötzlich bei ihr. »Hör auf!« herrschte er Jane an, und ihr wurde bewußt, daß sie gellend schrie. Abrupt schloß sie ihren Mund. Ellis kniete nieder und spähte, Chantal noch unter seiner Jacke an die Brust gepreßt, über den Felsrand hinweg. Jane unterdrückte ihre Hysterie und kniete sich neben ihn. Sie erwartete, Maggies Körper hundert und mehr Meter in der Tiefe zu sehen, eingebettet in Schnee. Doch die Stute befand sich zum Greifen nah. Sie war auf einem Felsvorsprung gelandet, nur anderthalb bis zwei Meter entfernt. Maggie

lag auf der Seite, und ihre Beine ragten hinaus in die Leere. »Sie lebt noch!« rief Jane. »Gott sei Dank!«

»Und unsere Vorräte sind intakt«, stellte Ellis sachlich fest.

»Aber wie können wir sie wieder hier heraufbekommen?« Ellis sah Jane an und schwieg. Jane begriff, daß es unmöglich war. »Aber wir können sie doch nicht einfach dort liegen und erfrieren lassen«, sagte sie trotzdem.

»Es tut mir leid«, sagte Ellis.

»O Gott, das ist doch nicht zu ertragen!« Ellis zog den Reißverschluß seiner wattierten Jacke auf, holte Chantal hervor und gab sie Jane, die das Baby sofort unter ihrer eigenen Jacke barg.

»Zuerst werde ich den Proviant holen«, sagte er. Ganz am Rand legte er sich flach auf den Bauch und drehte sich dann so, daß er die Füße vorstrecken konnte. Loser Schnee stäubte über das liegende Pferd. Langsam ließ sich Ellis tiefer hinab, seine Füße tasteten nach dem unteren Sims. Er berührte festen Boden, ließ seine Ellbogen von der oberen Felskante gleiten und drehte sich vorsichtig herum. Wie erstarrt sah Jane ihm zu. Zwischen dem Rumpf des Pferdes und der Felswand war der Platz zu knapp, als daß Ellis seine Füße hätte nebeneinander stellen können: Er mußte sie hintereinander setzen wie eine Gestalt aus einer altägyptischen Wandmalerei. Langsam in den Knien einknickend, gelangte er in eine Kauerstellung, und nun streckte er die Hände nach dem Geflecht aus Ledergurten, die den festen Leinensack mit den Notrationen hielten. In diesem Augenblick versuchte das Pferd hochzukommen. Es beugte die Vorderknie, zog dann die Vorderbeine seitlich unter die Brust und

versuchte, sich in der für Pferde typischen Weise windend, auf die Beine zu gelangen. Es stemmte sich vorne höher und wollte die Hinterbeine, die noch ins Leere ragten, gleichsam zurückschwingen auf den Simsrand. Beinahe hätte Maggie es geschafft. Doch die Hinterhufe glitten weg, die Stute verlor das Gleichgewicht und kippte hinten wieder auf die Seite. Ellis griff nach dem Proviantstapel. Zentimeter für Zentimeter rutschte das Tier weg, mit zuckenden, auskeilenden Hufen. Jane starrte voll Schrecken, weil sie fürchtete, Ellis könnte verletzt werden. Unaufhaltsam glitt das Pferd über die Kante. Ellis riß an dem Proviantstapel. Er versuchte nicht länger, die Stute zu retten; er hoffte nur noch, daß die Ledergurte reißen würden, damit ihm wenigstens der Proviantstapel blieb. Er hielt ihn so verbissen fest, daß Jane Angst hatte, er werde sich von dem Pferd mit in die Tiefe ziehen lassen. Es rutschte immer schneller, schleppte Ellis bis unmittelbar an die Kante. Im allerletzten Augenblick ließ er den Proviantstapel mit einem enttäuschten Schrei los, während Maggie mit einem schrillen Wiehern in den Abgrund stürzte, sich wieder und wieder um sich selbst drehend, samt allem Gepäck, dem Proviant, den Medikamenten, den Schlafsäcken und Chantals Ersatzwindel. Jane brach in Tränen aus. Wenige Augenblicke später kletterte Ellis vom unteren Sims zu ihr empor. Er legte seine Arme um sie und kniete dort bei ihr, eine Minute lang oder mehr, während sie um das Pferd weinte, um den Proviant und all das andere, das unwiederbringlich verloren war; über ihre schmerzenden Beine und die wie erfrorenen Füße. Dann erhob er sich, half ihr behutsam hoch und sagte: »Wir dürfen nicht aufgeben.«

»Aber wie können wir denn weiter?« rief sie. »Wir haben nichts zu essen, wir können kein Wasser kochen, wir haben keine Schlafsäcke, keine Medikamente ...«

»Wir haben einander«, sagte er. Fest zog sie ihn an sich, als sie daran dachte, wie dicht er an den Abgrund geraten war. Wenn wir dies überleben, ging es ihr durch den Kopf, und wenn wir den Russen entkommen und zusammen nach Europa zurückkehren, dann lasse ich ihn nie wieder von mir gehen, das schwöre ich.

»Geh du voraus«, sagte er, sich sacht aus ihrer Umarmung lösend. »Ich möchte dich sehen können.« Er gab ihr einen leichten Schubs, und automatisch setzte sie sich in Bewegung, schritt weiter bergauf. Langsam legte sich die Verzweiflung. Sie beschloß, nur ans Nächstliegende zu denken: zu gehen und zu gehen, bis sie tot umfiel. Chantal begann zu weinen, doch Jane ignorierte sie, und schließlich verstummte das Baby. Irgendwann später — vielleicht waren inzwischen Minuten vergangen, vielleicht Stunden, Jane hatte jedes Zeitgefühl verloren - holte Ellis sie ein, als sie gerade um eine Ecke bog.

»Schau!« sagte er und wies mit einer Hand nach vorn. Der Pfad führte in eine Art Schüsseltal, von Hügeln umrundet, von schneebedeckten Berggipfeln gekrönt. Zuerst begriff Jane nicht, warum Ellis »Schau!« gesagt hatte, dann jedoch wurde ihr klar, daß der Pfad jetzt *abwärts* führte.

»Ist dies die höchste Stelle?« fragte sie verwirrt.

»Ja, das ist sie«, erwiderte er. »Dies ist der Kantiwar-Paß. Den schlimmsten Teil dieses Reiseabschnitts hätten wir hinter uns. In den nächsten Tagen verläuft die Route bergab, und bald wird es auch wieder wärmer werden.« Jane setzte sich auf einen vereisten Felsbrocken. Ich hab's

geschafft, dachte sie. Ich hab's geschafft. Während sie beide hinunterblickten auf die schwarzen Hügel, wechselte hinter den Berggipfeln die Farbe des Himmels von Perigrau zu einem dunstigen Rosa. Der Tag brach an. Während der Himmel sich mehr und mehr erhellte, kehrte in Janes Herz ein wenig Hoffnung zurück. *Bergab*, dachte sie, und: *wärmer*. Vielleicht können wir entkommen. Chantal weinte wieder. Nun, *ihr* Proviant war nicht mit Maggie verlorengegangen. Jane, auf dem vereisten Felsblock sitzend auf dem Dach der Welt, stillte ihr Baby, während Ellis in seinen Händen Schnee schmolz, damit Jane etwas zu trinken bekam. Der Weg ins Kantiwar-Tal führte über einen relativ sacht abfallenden, zunächst noch stark vereisten Hang. Immerhin war der Abstieg weniger nervenaufreibend, da sie sich nicht mehr mit der Stute abmühen mußten. Ellis, der beim Aufstieg kein einziges Mal ausgeglichen war, trug Chantal. Vor ihnen verwandelte sich der Morgenhimmel in ein flammendes Rot, als stünde hinter den Bergen die ganze Welt in Brand. Janes Füße waren noch immer gefühllos vor Kälte, doch ihre Nase taute gleichsam auf. Plötzlich wurde ihr bewußt, daß sie einen schrecklichen Hunger hatte. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als weiterzugehen, bis sie irgendjemandem begegneten. Das einzige, was sie jetzt noch eintauschen konnten, war das TNT in Ellis' Taschen. Wenn das alle war, würden sie sich auf die traditionelle afghanische Gastfreundschaft verlassen müssen. Auch hatten sie jetzt keinerlei Bettzeug. Sie würden in ihren Sachen schlafen müssen, mit den Stiefeln an den Füßen. Irgendwie hatte Jane das Gefühl, sie würden alle Probleme lösen. Selbst den Pfad zu finden, war jetzt ein Kinderspiel, denn die Hänge zu beiden Seiten des Tals waren unübersehbare

Richtungsweiser: Weit konnten sie bestimmt nicht abirren vom richtigen Weg. Bald plätscherte zu ihrer Seite ein kleiner Bach - sie befanden sich wieder unterhalb der Eisgrenze. Der Boden war ziemlich eben, und hätten sie noch das Pferd gehabt, so hätten sie hier reiten können. Nach weiteren zwei Stunden legten sie am Eingang zu einer Schlucht eine Ruhepause ein, und Jane übernahm Chantal. Der Hang, der jetzt vor ihnen lag, war rauh und steil, aber da sie sich jetzt unterhalb der Eisgrenze befanden, bestand kaum Gefahr, auf dem steinigem Boden auszurutschen. Die Schlucht war ziemlich eng und konnte leicht blockiert werden. »Hoffentlich«, sagte Jane,

»gibt's hier keinen Erdrutsch.« Ellis blickte in die entgegengesetzte Richtung, hangaufwärts. Plötzlich fuhr er zusammen und sagte: »Allmächtiger Gott!«

»Was ist denn?« Jane drehte sich um, folgte seinem Blick und hatte das Gefühl zu erstarren. Hinter ihnen, etwa anderthalb Kilometer weiter talaufwärts, gingen ein halbes Dutzend uniformierter Männer und ein Pferd: der Suchtrupp. Nach allem, was wir durchgemacht haben, dachte Jane. Ja, nach all diesen Strapazen haben sie uns nun doch. Ihr war so elend zumute, daß sie nicht einmal weinen konnte. Ellis packte sie beim Arm. »Schnell«, sagte er, »komm!« Er begann, die Schlucht hinabzueilen, zog Jane hinter sich her.

»Was soll's?« sagte sie matt. »Die kriegen uns ja doch.«

»Eine Chance bleibt uns noch.« Während sie weitergingen, glitten Ellis' Augen prüfend über die steilen Felswände zu beiden Seiten der Schlucht.

»Was für eine Chance?«

»Ein Steinschlag.«

»Da klettern sie einfach drüber weg oder drum herum.«

»Nicht, wenn sie alle darunter begraben sind.« Er blieb an einer Stelle stehen, wo der Boden der Schlucht nur wenige Meter breit war und die eine Felswand besonders steil und hoch emporragte. »Perfekt«, sagte Ellis und holte aus den Taschen seiner Jacke ein würfelförmiges Stück TNT, eine Rolle Zündschnur mit dem *N amen Primacord*, einen kleinen metallenen Gegenstand, nicht größer als die Schraubkappe eines Füllfederhalters, und ein Ding, das aussah wie eine Arztspritze, allerdings ganz aus Metall war und einen Zugring am stumpfen Ende hatte. All das legte Ellis auf den Boden. Wie betäubt sah Jane ihm zu. Sie wagte nicht zu hoffen. Er befestigte den kleineren Metallgegenstand am einen Ende der Primacord, das er mit den Zähnen zurechtbog; dann befestigte er den Metallgegenstand am spitzen Ende der merkwürdigen Spritze. Alles zusammen reichte er Jane.

»Was du zu tun hast, ist folgendes«, begann er. »Geh weiter die Schlucht hinunter und roll dabei das Kabel aus - die Zündschnur. Mach das so, daß sie nicht leicht zu sehen ist. Du kannst sie getrost durch den Bach legen - dieses Zeug brennt auch unter Wasser. Wenn du das Kabel völlig ausgerollt hast, dann zieh die Sicherheitssplinte heraus — schau her: so.« Er deutete auf zwei Splinte, die den Rumpf der Spritze gleichsam durchbohrten. Er zog sie heraus, steckte sie dann wieder hinein. »Danach laß mich nicht mehr aus den Augen. Warte, bis ich mit den Armen über meinem Kopf winke — so.« Er demonstrierte, wie er es meinte. »Dann zieh am Ring. Wenn wir den richtigen Zeitpunkt abpassen, können wir sie alle töten. Geh jetzt!« Jane folgte den Befehlen wie ein Roboter. Sie ging weiter die Schlucht hinunter, ließ das Kabel abspulen. Zuerst verbarg sie es hinter einer Reihe niedriger Büsche, dann führte sie es



durch den Bach, wo es unter die Oberfläche sank. Chantal schlief in der Tragschlinge, sacht hin und her schaukelnd, während Jane sich bewegte, beide Arme frei für das, was zu tun war. Nach einer Minute warf sie einen Blick zurück. Ellis war damit beschäftigt, das TNT in einen Felsspalt zu pressen. Jane hatte immer geglaubt, Sprengstoffe würden sofort explodieren, wenn man nicht äußerst vorsichtig mit ihnen hantierte, aber das war offenbar ein Irrtum. Sie ging weiter, bis sich das Kabel in ihrer Hand straffte, dann drehte sie sich wieder um. Ellis war jetzt dabei, die Felswand zu erklimmen: Offenbar suchte er nach einer Stelle, von der aus er die Russen genau beobachten konnte, vor allem auch in dem Moment, wo sie in die Falle traten. Jane setzte sich an den Rand des Bachs. Chantals winziger Körper ruhte in ihrem Schoß. Die Tragschlinge erschlaffte, so daß Jane den dauernden Druck auf die Schulter und im Rücken nicht mehr spürte. Immer wieder gingen ihr Ellis' Worte durch den Kopf: *Wenn wir den richtigen Zeitpunkt abpassen, können wir sie alle töten.* Würde es damit klappen? fragte sie sich. Würden wirklich alle getötet werden? Und was würden die anderen Russen dann tun? Janes Gehirn arbeitete jetzt wieder klarer, und sie versuchte sich vorzustellen, welchen Lauf die Ereignisse höchstwahrscheinlich nehmen würden. In spätestens ein oder zwei Stunden würde es jemandem auffallen, daß sich dieser kleine Trupp nicht mehr gemeldet hatte, und man würde versuchen, ihn über Funk zu erreichen. Wenn die Antwort ausblieb, würde man annehmen, daß sich der Trupp in einer tiefen Schlucht befand, aus der heraus man nicht senden konnten. Nach weiteren ein oder zwei Stunden ohne Funkkontakt würde man einen Hubschrauber ausschicken, der den Trupp aufspüren

sollte, wobei man sicher von der Annahme ausging, daß der befehlshabende Offizier genügend Vernunft besaß, um ein Feuer machen zu lassen oder sonst irgendeine Maßnahme zu ergreifen, damit sein Standort aus der Luft leicht auszumachen war. Wenn die Hubschrauber-Aktion dann erfolglos blieb, würde man sich im russischen Hauptquartier sehr ernste Gedanken machen. Schließlich würde den Oberen gar nichts weiter übrigbleiben, als einen neuen Suchtrupp loszuschicken, um den vermißten aufzuspüren. Der neue Trupp würde derselben Route folgen wie der alte. Heute allerdings konnte der neue Trupp seinen Auftrag unmöglich zu Ende bringen, und während der Nacht war eine richtige Suche undurchführbar. Bis der Trupp die Leichen fand, würden Ellis und Jane mindestens anderthalb Tage Vorsprung haben, möglicherweise mehr. Und das, dachte Jane, mochte genügen: Inzwischen würden sie so viele Weggabelungen, Seitentäler und alternative Routen hinter sich gebracht haben, daß sie praktisch unaufspürbar waren. Aber vielleicht, dachte sie müde, ist dies schon das Ende. Das Ende für uns. Wenn die Soldaten sich doch nur beeilen würden. Ich kann das Warten nicht ertragen. Ich habe solche Angst. Sie konnte Ellis deutlich sehen. Auf Händen und Knien bewegte er sich oben auf dem Felsen voran. Und sie konnte auch den Suchtrupp sehen, wie er talwärts marschierte. Selbst aus dieser Entfernung wirkten die Soldaten schmutzig, und ihre schlaffen Schultern und die nachschleppenden Füße bewiesen zur Genüge, wie ausgelaugt die Leute waren und wie mutlos. Keiner der Russen hatte Jane bisher erspäht; sie verschmolz gleichsam mit der Landschaft. Ellis kauerte hinter einem Felshöcker. Den Kopf seitlich vorgeschoben, hatte er die sich nähernden Soldaten

genau im Blickfeld. Jane konnte ihn deutlich sehen, während er für die Russen praktisch unsichtbar blieb. Zugleich hatte er klare Sicht auf die Stelle, wo sich im Felsspalt der Sprengstoff befand. Die Soldaten erreichten den Eingang zur Schlucht und begannen mit dem steileren Abstieg. Einer von ihnen saß auf dem Pferd: Er hatte einen Schnurrbart und war vermutlich der Offizier. Ein anderer Mann trug eine Chitralli-Kappe. Das ist Halam, dachte Jane; Halam, der Verräter. Nach all dem, was Jean-Pierre getan hatte, erschien ihr Verrat als unverzeihliches Verbrechen. Da waren noch fünf andere, und sie hatten alle kurzgeschorenes Haar und Uniformkäppchen und jugendliche, glattrasierte Gesichter. Zwei Männer und fünf Jungen, dachte sie. Sie beobachtete Ellis. Jeden Augenblick würde er ihr das Zeichen geben. Der Hals fing an, ihr weh zu tun vom unablässigen Emporstarren zu Ellis dort auf dem Fels. Die Soldaten hatten Jane noch immer nicht entdeckt; sie konzentrierten sich auf den steinigigen Weg zu ihren Füßen. Schließlich drehte sich Ellis zu Jane herum, hob die Arme über seinen Kopf und schwenkte sie langsam und nachdrücklich hin und her. Jane blickte wieder zu den Soldaten. Einer von ihnen streckte die Hand nach dem Zaumzeug des Pferdes, um ihm über den unebenen Boden zu helfen. Jane hielt die spritzenförmige Auslösevorrichtung in der linken Hand. Der gekrümmte Zeigefinger ihrer rechten Hand befand sich im Abzugsring. Ein einziger Ruck würde die Zündschnur in Gang setzen und das TNT zur Explosion bringen, so daß der gesprengte Felsen die Verfolger unter sich begraben mußte. Fünf Jungen, dachte sie. Zur Armee gegangen, weil sie arm oder dumm waren oder beides, oder weil man sie eingezogen hatte. Stationiert in einem kalten,

unwirtlichen Land, wo die Menschen sie haßten. Waren durch gebirgige, eisige Wildnis marschiert. Würden begraben liegen unter Unmassen von zersplittertem Gestein, mit zerschmettertem Schädel, die Lunge voll Staub, mit zerquetschtem Brustkorb und gebrochener Wirbelsäule, schreiend, erstickend, verblutend in Qual und in Schrecken. Fünf Briefe, die zu schreiben waren an stolze Väter und angsterfüllte Mütter in der Heimat: *bedauern, mitteilen zu müssen, im Einsatz gefallen, historischer Kampf gegen die Mächte der Reaktion, heldenhafte Bewährung, posthume Ordensverleihung, tiefstes Mitgefühl.* Allertiefstes Mitgefühl. Leere Floskeln, für die sie nur Verachtung haben würde, die Mutter, die sich daran erinnerte, wie sie ihren Sohn in Furcht und Schmerzen geboren hatte, wie sie dann in harten und weniger harten Zeiten für seine Nahrung sorgte, wie sie ihm beibrachte, aufrecht zu gehen und sich die Hände zu waschen und seinen Namen zu buchstabieren, wie er zur Schule ging und sie ihn wachsen und wachsen sah, bis er fast so groß war wie sie selbst, dann sogar größer, bis er soweit war, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen und ein gesundes Mädchen zu heiraten und eine eigene Familie zu gründen und seiner Mutter Enkelkinder zu schenken. Und dann: der Gram der Mutter, wenn ihr bewußt wurde, daß alles, was sie getan hatte, die Arbeit, die Sorgen, das Leid, umsonst gewesen war, dieses Wunder, ihr Mann-Kind, war in einem sinnlosen Krieg zerstört worden, ein Opfer prahlerischer, großmäuliger Männer. Das Gefühl des Verlustes. Ja. Das Gefühl des Verlustes. Jane vernahm Ellis' laute Stimme. Sie blickte auf. Er stand jetzt, ohne sich darum zu scheren, ob er gesehen wurde oder nicht. Er winkte und rief, nein, schrie: »Jetzt! Jetzt!« Vorsichtig

legte Jane die Auslösevorrichtung auf den Boden beim rauschenden Bach. Inzwischen hatten die Soldaten sie entdeckt. Zwei Männer kletterten auf der Seite der Schlucht hoch, wo Ellis stand. Die anderen umzingelten Jane, richteten ihre Gewehre gegen sie und ihr Baby, musterten sie mit verlegenen, betretenen Mienen. Sie ignorierte die Soldaten und beobachtete Ellis. Er kletterte die Felswand herab. Die beiden Männer, die ihn hatten herunterholen wollen, hielten in ihren Bewegungen inne und warteten ab, was er tun würde. Er erreichte den Boden der Schlucht und ging langsam auf Jane zu. Denn stand er vor ihr. »Warum?« fragte er. »Warum hast du es nicht getan?« Weil sie so jung sind, dachte sie; weil sie jung sind und unschuldig, und weil sie mich nicht töten wollen. Weil es Mord gewesen wäre. Vor allem aber.

»Weil sie Mütter haben«, sagte sie. Jean Pierre öffnete die Augen. Neben seinem Feldbett hockte eine untersetzte Gestalt, Anatoli. Hinter Anatoli fiel helles Sonnenlicht durch die Zeltöffnung herein. Für einen Augenblick überkam Jean-Pierre ein Gefühl der Panik; er begriff nicht, warum er so lange geschlafen hatte oder was er versäumt haben mochte. Aber dann erinnerte er sich blitzartig an die Ereignisse der vergangenen Nacht. Er und Anatoli lagerten an einer Stelle des Aufstiegs zum Kantiwar-Paß. Gegen halb drei Uhr früh waren sie geweckt worden, und zwar von dem befehlshabenden Hauptmann des Suchtrupps, der seinerseits vom wachhabenden Soldaten aus dem Schlaf gerissen worden war. Der Hauptmann meldete, ein junger Afghane namens Halam sei ins Lager gestolpert und habe in einem Gemisch aus Französisch, Englisch und Russisch berichtet, daß er der Führer der Amerikaner gewesen sei, diese ihn jedoch so sehr beleidigt hätten, daß er sie im

Stich gelassen habe. Als man ihn fragte, wo sich die Amerikaner denn jetzt befänden, hatte er sich erboten, die Russen zu der Steinhütte zu führen, wo die Flüchtlinge noch immer arglos im Schlaf lägen. Jean-Pierre war dafür gewesen, sofort in den Hubschrauber zu klettern und loszubrausen. Anatoli zeigte sich umsichtiger. »In der Mongolei haben wir ein Sprichwort: Krieg keinen Steifen, ehe die Hure nicht ihre Beine öffnet«, sagte er. »Erstens könnte es sein, daß dieser Halam lügt. Aber selbst wenn er die Wahrheit sagt, ist es - zweitens - sehr wohl möglich daß er die Hütte nicht wiederfindet, zumal nachts, zumal aus der Luft. Und selbst wenn er sie findet, so könnten — drittens — die Flüchtlinge inzwischen verschwunden sein.«

»Was sollten wir also deiner Meinung nach tun?«

»Einen Vortrupp in Marsch setzen — ein Hauptmann, fünf Soldaten und ein Pferd, außerdem natürlich dieser Halam. Die können sofort aufbrechen. Und wir können uns ausruhen, bis sie die Flüchtigen finden.« Seine Umsicht hatte sich als richtig erwiesen. Um halb vier meldete der Vortrupp per Funk, die Steinhütte sei leer. Allerdings, so wurde hinzugefügt, gebe es in der Hütte ein Feuer, das noch nicht ganz erloschen sei; Halam habe also vermutlich die Wahrheit gesagt. Anatoli und Jean-Pierre kamen zu dem Schluß, daß Ellis und Jane in der Nacht aufgewacht waren und Halams Verschwinden entdeckt hatten, woraufhin sie sich entschlossen, sofort weiterzufliehen. Anatoli befahl dem Vortrupp, sich auf ihre Spur zu setzen; Halams Aufgabe war es, die wahrscheinlichste Route zu wählen. Jean-Pierre hatte sich wieder ins Bett gelegt und war in einen bleiernen Schlaf gefallen, so daß er bei Tagesanbruch nicht munter

wurde. Jetzt betrachtete er Anatoli aus verquollenen Augen und fragte: »Wie spät ist es?«

»Acht Uhr. Und wir haben sie gefaßt.« Jean-Pierres Herz schlug höher - doch dann fiel ihm ein, daß er dieses Gefühl schon einmal empfunden hatte und enttäuscht worden war. »Ist das auch sicher?« fragte er.

»Sobald du deine Hosen anhast, können wir losfliegen und uns mit eigenen Augen überzeugen.« Jean-Pierre war im Handumdrehen angekleidet. Als sie gerade an Bord ihrer Maschine gehen wollten, traf ein Hubschrauber zum Nachtanken ein, und Anatoli meinte, sie sollten warten, bis die Tanks der anderen Maschine wieder aufgefüllt seien. Jean-Pierre blieb nichts übrig, als seine steigende Ungeduld noch ein wenig zu bezähmen. Wenige Minuten später hoben sie ab. Durch die offene Tür betrachtete Jean-Pierre die Landschaft. Als sie hinaufflogen in die Berge, sah Jean-Pierre, daß dies das ödeste und rauheste Territorium war, des ihm in Afghanistan je zu Gesicht gekommen war. Hatte Jane tatsächlich diese nackte, eisige, unbarmherzige Mondlandschaft mit einem Baby in den Armen durchquert? Sie muß mich wirklich hassen, dachte er, wenn sie all dies auf sich nimmt, um von mir fortzukommen. Jetzt wird sie wissen, daß alles vergeblich war. Sie gehört für immer mir. Aber war sie auch wirklich gefangenengenommen worden? Er fürchtete eine weitere Enttäuschung. Vielleicht würde sich herausstellen, daß der Vortrupp abermals ein Hippie-Paar erwischt hatte, oder zwei fanatische Bergsteiger, womöglich sogar zwei Nomaden, die ein wenig wie Europäer aussahen. Anatoli deutete auf den Kantiwar-Paß, den sie jetzt überflogen. »Sieht aus, als ob sie ihr Pferd verloren hätten«, rief er durch die Geräusche der Motoren und des Windes Jean- Pierre ins Ohr.

Tatsächlich erkannte Jean-Pierre die Umrisse eines toten Pferdes, dort im Schnee unterhalb des Passes. Ob das wirklich Maggie war? fragte er sich. Wäre gewiß nicht schade um dieses störrische Biest. Sie flogen ins Kantiwar-Tal hinunter und hielten Ausschau nach dem Vortrupp. Schließlich sahen sie Rauch: Irgendjemand hatte ein Feuer entzündet, um dem Hubschrauber den Weg zu weisen. Die Maschine hielt auf einen Streifen ebener Erde zu, nahe dem Eingang zu einer Schlucht. Jean-Pierre spähte angestrengt, während sie rasch an Höhe verloren: Er sah drei oder vier Männer in russischen Uniformen, doch Jane konnte er nirgends entdecken. Der Hubschrauber setzte auf. Jean-Pierre schlug das Herz bis zum Halse. Er sprang hinunter auf den Boden. Vor innerer Anspannung war ihm fast übel. Gleich darauf stand Anatoli neben ihm. Der Hauptmann führte sie fort vom Hubschrauber und hinunter in die Schlucht. Und dort waren sie, die Flüchtigen. Jean-Pierre hatte das Gefühl, der Folter entronnen zu sein und den Folterer jetzt in seiner Gewalt zu haben. Jane saß in der Nähe eines Bachs auf dem Boden. Sie hatte Chantal auf dem Schoß. Hinter ihr stand Ellis. Beide wirkten erschöpft und demoralisiert, geschlagen. Jean-Pierre blieb stehen. »Komm her«, sagte er zu Jane. Sie erhob sich und ging auf ihn zu. Er sah, daß sie Chantal in einer Art Schlinge trug, die sie sich um den Hals gelegt hatte, so daß ihre Hände freiblieben. Ellis wollte ihr folgen. »Du nicht«, sagte Jean-Pierre. Ellis blieb stehen. Jane stand vor Jean-Pierre und sah zu ihm hoch. Er hob die rechte Hand und ließ sie mit aller Kraft seitlich in Janes Gesicht klatschen. Noch nie hatte ihm ein ausgeteilter Hieb eine solche Befriedigung verschafft. Sie taumelte rückwärts und schwankte, so daß er glaubte, sie werde



stürzen. Aber Jane blieb auf den Beinen und starrte ihn trotzig an, während über ihr Gesicht Tränen liefen, die ihr der Schmerz in die Augen trieb. Über ihre Schulter hinweg konnte Jean-Pierre sehen, daß Ellis plötzlich einen Schritt vorwärts machte, sich jedoch sofort beherrschte. Jean-Pierre fühlte sich leicht enttäuscht. Hätte Ellis sich als Janes Beschützer aufgespielt, so wäre er von den Soldaten zusammengeschlagen worden. Aber was tat's? Er würde schon bald seine Prügel bekommen. Jean-Pierre hob wieder die Hand, um Jane zu schlagen. Sie zuckte zurück und barg Chantal schützend in ihren Armen. Jean-Pierre besann sich. »Dafür ist später noch viel Zeit«, sagte er, während er die Hand sinken ließ. »Sehr viel Zeit.«

\* Jean-Pierre drehte sich um und ging zum Hubschrauber zurück. Jane blickte hinab zu Chantal. Das Baby erwiderte den Blick, hellwach, jedoch nicht hungrig. Jane drückte das Kind an sich, als sei Chantal es, die jetzt Trost brauchte. In gewisser Weise war Jane froh, daß Jean-Pierre sie geschlagen hatte, obschon ihr noch immer das Gesicht brannte vor Schmerz und vor Scham. Der Schlag kam einer Scheidungsurkunde gleich: Ihre Ehe mit Jean-Pierre war vorüber, endgültig und unwiderruflich, und Jane trug keine Verantwortung mehr. Hätte Jean-Pierre geweint oder sie um Verzeihung gebeten oder sie angefleht, ihn nicht zu hassen für das, was er ihr angetan hatte, so wäre sie wohl in Gewissensnot geraten. Der Schlag jetzt setzte all dem ein Ende. Sie empfand nichts mehr für Jean-Pierre: nicht einen Rest von Liebe oder Achtung oder gar Leidenschaft. Es ist schon seltsam, dachte sie, daß ich mich nun, da ich ihm doch in die Hände gefallen bin, völlig frei fühle von ihm. Bis jetzt hatte der Hauptmann,

der Mann auf dem Pferd, das Kommando gehabt, doch nun übernahm Anatoli, Jean-Pierres asiatisch aussehender Kontaktmann, den Befehl. Während er Weisungen gab, wurde Jane plötzlich bewußt, daß sie verstand, was er sagte. Es war über ein Jahr her, daß sie Russisch hatte sprechen hören, und zuerst klang es in ihren Ohren wie Kauderwelsch; doch jetzt hatte sie sich hineingehört und verstand jedes Wort. Er befahl gerade einem Soldaten, Ellis die Hände zu fesseln. Der Mann war offenbar darauf vorbereitet, er zog ein Paar Handschellen hervor. Ellis hielt ihm bereitwillig die Hände hin, und der Soldat legte ihm die Handschellen an. Ellis wirkte eingeschüchtert und niedergeschlagen. Als Jane ihn so sah, gefesselt und völlig entmutigt, stiegen Mitleid und Verzweiflung in ihr auf und trieben ihr die Tränen in die Augen. Der Soldat fragte, ob er auch Jane Handschellen anlegen sollte.

»Nein«, sage Anatoli. »Sie hat ja das Baby.« Man führte die Gefangenen zum Hubschrauber. Ellis sagte: »Es tut mir leid. Wegen Jean- Pierre. Wenn ich mir den vornehmen könnte ...« Sie schüttelte den Kopf, um ihm zu zeigen, daß er sich nicht zu entschuldigen brauchte; aber sie konnte kein Wort hervorbringen. Ellis' so unterwürfiges Verhalten machte sie wütend, jedoch nicht auf ihn, sondern auf all jene, die ihn dazu gebracht hatten: Jean- Pierre und Anatoli und Halam und die Russen. Fast wünschte sie, den Sprengstoff doch zur Explosion gebracht zu haben. Ellis sprang in den Hubschrauber und streckte die gefesselten Hände hinunter, um Jane in die Maschine zu helfen. Sie hielt Chantal mit dem linken Arm, um der Tragschlinge Halt zu geben, und streckte Ellis ihre rechte Hand hin. Er zog sie zu sich hinauf, und als sie ganz dicht bei ihm stand,

flüsterte er: »Sobald wir abheben, gib Jean-Pierre eine Ohrfeige.« Jane war zu verblüfft, um zu reagieren - gottlob, wie sie später dachte. Niemand schien Ellis' Worte gehört oder verstanden zu haben; allerdings verstand wohl auch kaum einer der Männer Englisch. Jane gab sich alle Mühe, völlig normal zu wirken. Die Passagier-Kabine war klein und kahl, und die Decke war so niedrig, daß die Männer den Kopf einziehen mußten. Jane nahm erleichtert auf der Sitzbank Platz. Sie konnte ins Cockpit schauen. Der Pilotensitz befand sich etwa siebzig bis achtzig Zentimeter über dem Boden, und es gab einen Tritt oder eine Stufe, damit man bequemer hinaufgelangen konnte. Der Pilot saß noch auf seinem Sitz - keiner von der Crew war ausgestiegen -, und die Rotoren drehten sich noch. Der Lärm war beträchtlich. Ellis kauerte sich neben Jane auf dem Fußboden nieder, zwischen der Bank und dem Pilotensitz. Anatoli und ein Soldat stiegen ein. Er sagte etwas zu dem Mann und deutete auf Ellis. Jane konnte zwar nicht hören, was gesprochen wurde, doch aus der Reaktion des Soldaten ging deutlich hervor, daß er den Auftrag hatte, Ellis zu bewachen: Er nahm seine Schußwaffe von der Schulter, hielt sie locker in den Händen. Schließlich stieg auch Jean-Pierre ein. Während der Hubschrauber abhob, blieb der Franzose bei der Tür stehen und blickte hinaus. In Jane stieg ein Gefühl der Panik auf. Ellis hatte zu ihr gesagt, im Augenblick des Abhebens sollte sie Jean-Pierre ins Gesicht schlagen, nur - wie ließ sich das bewerkstelligen? Im Augenblick kehrte ihr Jean-Pierre, an der offenen Tür stehend, den Rücken zu - und wahrscheinlich würde sie, falls sie ihn zu schlagen versuchte, das Gleichgewicht verlieren und hinausstürzen. Sie blickte zu Ellis, hoffte auf einen Wink,

irgendein Zeichen. Sein Gesicht wirkte ebenso angespannt wie entschlossen, doch er erwiderte Janes Blick nicht. Der Hubschrauber hob sich drei, vier Meter in die Luft, verhielt dann einen Augenblick, als wolle er Schwung holen, und begann wieder mit höherer Geschwindigkeit zu steigen. Jean-Pierre drehte sich von der Tür fort, machte ein paar Schritt in die Kabine und sah dann, daß es für ihn keinen Sitzplatz gab. Einen Augenblick zögerte er. Jane wußte, daß sie jetzt hätte aufstehen und ihn ins Gesicht schlagen müssen - warum Ellis das wollte, ahnte sie allerdings nicht -, doch sie war wie gelähmt vor Furcht, auf ihrem Sitz gleichsam angefroren. Da stieß Jean-Pierre einen Daumen in ihre Richtung und bedeutete ihr aufzustehen. In diesem Augenblick ging ihre Wut mit ihr durch. Sie fühlte sich müde und erschöpft und elend und hungrig, doch Jean-Pierre verlangte, daß sie, die Last des Babys in der Tragschlinge, ihm Platz machte, damit er sitzen konnte. Die verächtliche Daumenbewegung schien all das auszudrücken, was seinen Charakter kennzeichnete, seine Bössartigkeit, seine Grausamkeit, seine Hinterlist, und plötzlich kannte Janes Zorn keine Grenzen. Sie stand auf, und während Chantal in der Tragschlinge hin und her schwang, reckte sie ihr Gesicht zu Jean-Pierre empor und schrie: »Du Dreckskerl! Du Schwein!« Ihre Flüche gingen im Motorenlärm und im Rauschen des Windes verloren, doch ihr Gesichtsausdruck schien Jean-Pierre zu schockieren, denn unwillkürlich machte er einen Schritt rückwärts. »Ich hasse dich!« schrie Jane; dann stürzte sie mit vorgestreckten Händen auf ihn zu und stieß so heftig zu, daß er rücklings durch die offene Tür fiel.

\* Die Russen hatten einen Fehler gemacht. Es war zwar nur ein ganz kleiner Fehler, doch es war das Einzige, was Ellis sich zunutze machen konnte, und genau dies war seine Absicht. Der Fehler der Russen bestand darin, Ellis' Hände nicht hinter seinem Rücken gefesselt zu haben, sondern vorn. Er hatte gehofft, daß sie ihn überhaupt nicht fesseln würden - aus diesem Grund hatte er sich mit übermenschlicher Anstrengung zur Passivität gezwungen, als Jean-Pierre Jane ins Gesicht schlug. Er rechnete sich eine gewisse Chance aus, unbehindert zu bleiben: Schließlich war er unbewaffnet und nur einer gegen viele. Anatoli schien jedoch ein besonders vorsichtiger Mann zu sein. Zum Glück war nicht er selbst es gewesen, der Ellis die Handschellen angelegt hatte, sondern einer der Soldaten. Soldaten wußten, daß es aus mancherlei Gründen praktischer war, die Hände eines Gefangenen vor seinem Körper zu fesseln - er stürzte dann nicht so leicht und konnte ohne fremde Hilfe in Lastwagen und Hubschrauber ein- und auch wieder aussteigen. Daher hatte, als Ellis bereitwillig seine Hände hinhielt, der Soldat nicht weiter überlegt. Ohne Hilfe konnte Ellis es keinesfalls mit drei Mann aufnehmen, zumal wenigstens einer der drei bewaffnet war. Seine Chancen im offenen Kampf waren gleich null. Seine einzige Hoffnung bestand darin, den Hubschrauber zur Bruchlandung zu bringen. Für einen winzigen Moment schien die Zeit stillzustehen: Als Jane in der offenen Tür stand, während das Baby an ihrem Hals hin- und herschwang und sie mit entsetztem Gesichtsausdruck den Sturz von Jean-Pierre verfolgte. Es war derselbe Augenblick, in dem Ellis dachte: *Höher als fünf, sechs Meter können wir noch nicht sein, der Hund wird's wahrscheinlich überleben, ein wahrer Jammer.* Da

sprang Anatoli auf, packte von hinten Janes Arme und hielt sie fest. Jetzt standen Anatoli und Jane zwischen Ellis und dem Soldaten auf der anderen Seite der Kabine. Blitzschnell drehte sich Ellis herum und stand neben dem erhöhten Pilotensitz. Er warf seine gefesselten Arme wie eine Schlinge über den Kopf des Piloten und zog zu, so daß die Kette der Handschellen dem Mann in die Kehle schnitt, und versuchte ihn hochzuzerren. Der Pilot geriet nicht in Panik. Er ließ seine Füße auf den Pedalen, die linke Hand am Knüppel und hob die rechte Hand: Wie Krallen hackten die Finger nach Ellis' Handgelenken. Für einen Augenblick zuckte Angst in Ellis hoch. Dies war seine letzte Chance, und ihm blieben nur noch ein oder zwei Sekunden. Der Soldat würde zögern zu schießen, aus Angst, vielleicht den Piloten zu treffen; und Anatoli, sofern er eine Pistole hatte, würde sich nicht anders verhalten; aber dann würde beiden klarwerden, daß sie nichts zu verlieren hatten: Wenn sie nicht auf Ellis schossen, stürzte der Hubschrauber ab - also würden sie es riskieren. Plötzlich wurde Ellis von hinten bei den Schultern gepackt. Er sah einen dunkelgrünen Ärmel und wußte, daß es Anatoli war. Unten in der Kanzel des Hubschraubers drehte sich der Bordschütze herum. Als er sah, was hinter ihm vor sich ging, machte er Anstalten aufzustehen. Mit wilden Rucken zerrte Ellis die Kette aufwärts. Jetzt hielt der Pilot die Schmerzen nicht mehr aus. Er streckte beide Hände nach oben und sprang auf. Der Hubschrauber begann zu schlingern und zu bocken. Ellis, darauf gefaßt, stemmte sich gegen den Pilotensitz, um auf den Beinen zu bleiben; Anatoli, hinter ihm, verlor das Gleichgewicht und löste seinen Griff. Ellis zwang den Piloten ganz von seinem Sitz hoch und schleuderte ihn zu Boden; dann packte er den Steuerknüppel und

drückte ihn nach vorn. Der Hubschrauber fiel wie ein Stein. Ellis drehte sich herum und wartete mit leicht gekrümmten Knien auf den Aufprall. Der Pilot lag auf dem Boden, beide Hände an seiner geschundenen Kehle. Anatoli war mitten in der Kabine lang hingefallen. Jane hockte in einer Ecke, die Arme schützend um Chantal gelegt. Auch der Soldat war gestürzt, hatte jedoch das Gleichgewicht wiedergewonnen, stützte sich jetzt auf ein Knie und richtete seine Kalaschnikow auf Ellis. Im selben Moment, in dem er abdrückte, prallten die Räder des Hubschraubers auf dem Erdboden auf. Die Wucht schleuderte Ellis auf die Knie, aber da er darauf gefaßt war, behielt er das Gleichgewicht. Der Soldat taumelte zur Seite, und die Schüsse durchschlugen einen knappen Meter von Ellis' Kopf den Rumpf der Maschine; dann fiel der Mann vornüber und ließ seine Waffe fallen, um mit den Händen den Aufprall abzuschwächen. Ellis beugte sich vor, packte die Kalaschnikow, und hielt die Schußwaffe linkisch mit seinen gefesselten Händen. Es war ein Augenblick triumphaler Freude. Endlich fühlte er sich nicht mehr als wehrloses Opfer. Er war geflüchtet; er war gefangengenommen und gedemütigt worden; er hatte Kälte und Hunger und Furcht ertragen müssen, und hilflos hatte er mit angesehen, wie Jane geschlagen wurde. Jetzt jedoch, endlich, konnte er sich zur Wehr setzen, konnte zurückschlagen. Es gelang ihm, den Zeigefinger seiner rechten Hand hinter den Abzug der Kalaschnikow zu schieben. Seine Hände waren zu eng aneinander gefesselt, als daß er die Schußwaffe in der normalen Position hätte halten können, doch konnte er den Lauf abstützen, indem er mit der linken Hand das gekrümmte Magazin hielt, das dicht am Abzugsbügel saß. Der Motor stotterte, stockte, und die Drehflügel

begannen, langsamer zu rotieren. Ellis blickte nach vorn und sah, wie der Bordschütze durch die Pilotentür hinaus sprang. Jetzt galt es, rasch zu handeln, um die Situation in den Griff zu bekommen, bevor die Russen ihre Geistesgegenwart wiedergewannen. Ellis senkte den Lauf der Kalaschnikow auf Anatolis Wange. Der Soldat starrte ihn ängstlich an. »Raus hier«, sagte Ellis und ruckte mit dem Kopf. Der Soldat verstand und sprang durch die Tür hinaus. Der Pilot befand sich noch auf dem Boden; es fiel ihm offensichtlich schwer, normal zu atmen. Ellis stieß ihn mit dem Fuß, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; dann befahl er auch ihm, die Maschine zu verlassen. Taumelnd gelangte der Mann auf die Beine, griff sich wieder an die Kehle und sprang hinaus. Ellis sagte zu Jane: »Erkläre diesem Kerl hier, daß er von Bord gehen soll — aber ganz dicht beim Hubschrauber bleiben, mit dem Rücken zu mir. Schnell, schnell!« Jane rief Anatoli ein paar russische Sätze zu. Der Mann raffte sich vom Boden hoch, warf Ellis einen Blick voller Haß zu und kletterte aus dem Hubschrauber. Ellis berührte mit dem Lauf der Kalaschnikow Anatolis Genick. »Sage ihm, er soll den anderen befehlen, sich ja nicht zu rühren.« Jane sprach wieder zu dem Russen, und Anatoli rief laut einen Befehl. Ellis sah sich um. Der Pilot, der Bordschütze und der Soldat, der im Hubschrauber gewesen war, befanden sich in der Nähe. Nur ein kurzes Stück weiter saß Jean-Pierre auf dem Boden und hielt sich einen Fußknöchel. Sein Sturz ist offenbar glimpflich verlaufen, dachte Ellis, anscheinend hat er kaum was abgekriegt. Weiter entfernt sah er drei Soldaten, den Hauptmann, das Pferd und Halam. Ellis blickte wieder zu Jane: »Sag Anatoli, er soll seinen Rock aufknöpfen, ganz langsam seine Pistole herausziehen und



sie dir geben.« Jane übersetzte. Ellis preßte den Lauf der Kalaschnikow stärker gegen Anatolis Genick, während dieser die Pistole aus dem Halfter zog und sie nach hinten reichte. Jane nahm sie ihm ab. Ellis fragte: »Ist es eine Makarow? Ja. Auf der linken Seite wirst du einen Sicherungsflügel sehen. Bewege ihn, bis er den roten Punkt bedeckt. Um zu schießen, muß man die Waffe spannen indem man das Gleitstück über dem Griff ganz zurückzieht. Dann kannst du abdrücken. Alles klar?«

»Ja«, erwiderte sie. Ihr Gesicht war sehr weiß, und sie zitterte; doch ihr Mund verriet Entschlossenheit. Ellis sagte: »Erkläre ihm, daß er den Soldaten befehlen soll, ihre Waffen hierherzubringen, immer schön einer nach dem anderen, und in den Hubschrauber zu werfen.« Jane übersetzte, und Anatoli gab den Befehl.

»Richte die Pistole auf die Männer, wenn sie näherkommen«, fügte Ellis hinzu. Einer nach dem anderen kamen die Soldaten und lieferten ihre Waffen ab.

»Fünf junge Männer«, sagte Jane.

»Was redest du da?« wollte Ellis wissen.

»Da war der Hauptmann, dann Halam und fünf junge Männer. Ich sehe nur vier.«

»Sag Anatoli, er soll schleunigst den fünften herbeischaffen, wenn er am Leben bleiben will.« Jane rief Anatoli etwas zu, und Ellis war verblüfft von der Vehemenz ihrer Stimme. Auch Anatoli zeigte sich beeindruckt. Hastig gab er einen Befehl, und gleich darauftauchte am Schwanzende des Hubschraubers der fünfte Soldat auf und lieferte seine Waffe ab.

»Gut gemacht«, sagte Ellis zu Jane. »Der hätte alles ruinieren können. Und jetzt sollen sich alle hinlegen.« Kaum eine Minute später lagen alle auf dem Bauch.

»Jetzt mußt du mir meine Handschellen wegschießen«, sagte Ellis zu Jane. Er legte seine Kalaschnikow beiseite und streckte seine Arme vor in Richtung Tür. Jane spannte die Pistole, hielt dann den Lauf an die Kette zwischen den Handschellen. Sie stellten sich beide so, daß die abgefeuerte Kugel durch die offene Tür fliegen würde.

»Hoffentlich brechen mir nicht die Gelenke«, sagte Ellis. Jane machte die Augen zu und drückte ab. Ellis brüllte vor Schmerz. Aber dann stellte er fest, daß nichts gebrochen war - zerbrochen war nur die Kette. Er griff nach seiner Kalaschnikow. »Jetzt will ich das Funkgerät haben«, sagte er. Auf Anatolis Befehl schnallte der Hauptmann einen großen Kasten los, der auf dem Rücken des Pferdes befestigt gewesen war. Ellis fragte sich, ob der Hubschrauber noch flugtüchtig war. Das Fahrgestell war natürlich zu Bruch gegangen, und es mochte unten am Rumpf noch so manchen Schaden geben; doch der Motor und die Steuerung befanden sich über der Kabine. Ellis erinnerte sich, daß während des Kampfes bei Darg eine Maschine gleichen Typs, eine Mi-24, auch Hindin oder Hirschkuh genannt, aus einer Höhe von acht bis zehn Metern herabgestürzt war und trotzdem wieder abgehoben hatte. Wenn das andere Biest mit dem Hintern wieder hochgekommen ist, dachte Ellis, dann müßte auch dieses hier es schaffen. Wenn nicht... Er wußte nicht, was er dann tun sollte. Der Hauptmann brachte das Funkgerät und stellte es in den Hubschrauber, entfernte sich dann wieder. Ellis atmete einen Augenblick tief durch. Solange er das Funkgerät hatte, konnten die Russen mit ihrem Stützpunkt keinen Kontakt aufnehmen. Das bedeutete, daß sie keine Verstärkung anfordern konnten — ja, nicht einmal über das Vorgefallene Meldung erstatten. Falls es

ihm gelang, den Hubschrauber in die Luft zu bekommen, waren sie vor Verfolgung sicher.

»Halte deine Pistole auf Anatoli gerichtet«, sagte er zu Jane. »Will mal sehen, ob dieses Ding noch fliegt.«

\* Jane fand, daß die Pistole erstaunlich schwer war. Eine Weile hielt sie den Arm vorgestreckt und zielte auf Anatoli, doch bald schon mußte sie ihren Arm sinken lassen und ausruhen. Mit der linken Hand tätschelte sie Chantal den Rücken. Das Kind hatte in den letzten Minuten ein paarmal geschrien, sich inzwischen jedoch wieder beruhigt. Der Motor des Hubschraubers begann zu arbeiten, stotterte dann, stockte. Oh, bitte, mach doch, betete sie, damit wir endlich wegkönnen von hier ... Der Motor erwachte zu dröhnendem Leben, und Jane sah, wie sich die Rotoren zu drehen begannen. Jean-Pierre hob seinen Blick. Wage es ja nicht, dachte sie. Rühr dich nicht! Jean-Pierre setzte sich auf, blickte zu Jane und gelangte, offensichtlich unter Schmerzen, auf die Füße. Jane richtete die Pistole auf ihn. Er begann, auf sie zuzugehen.

»Zwing mich nicht, auf dich zu schießen!« schrie sie, doch der anwachsende Lärm des Hubschraubers verschluckte ihre Stimme. Anatoli hatte Jean-Pierre offenbar bemerkt, denn er rollte herum und setzte sich. Jetzt richtete Jane ihre Pistole auf ihn. Er hob die Hände, um ihr zu bedeuten, daß er nicht an Widerstand dachte. Jane richtete die Pistole wieder auf Jean-Pierre. Doch Jean-Pierre kam immer näher. Jane spürte, wie ein Zittern durch die Maschine ging, die jeden Augenblick abheben würde. Jean-Pierre war jetzt sehr nah. Deutlich konnte Jane sein Gesicht erkennen. Er hatte die Hände wie flehend ausgebreitet, doch in seinen Augen lag ein irres Glänzen. Er hat den Verstand verloren, dachte Jane.

Und vielleicht nicht erst jetzt, sondern schon vor langer, langer Zeit.

»Ich werde es tun!« schrie sie, obwohl sie wußte, daß er sie im Motorenlärm nicht verstehen konnte. »Ich werde auf dich schießen!« Der Hubschrauber löste sich vom Boden. Jean-Pierre begann zu rennen. Während die Maschine aufwärts strebte, gelang es ihm, mit einem Satz die Kabine zu erreichen. Jane hoffte, dass er wieder hinausfallen würde, doch er behielt das Gleichgewicht. Mit haßerfüllten Augen blickte er zu Jane, bereit, auf sie loszugehen. Sie schloß die Augen und drückte ab. Ein Schuß krachte, heftig ruckte die Pistole in Janes Hand. Sie öffnete wieder die Augen. Jean-Pierre stand aufrecht da, auf seinem Gesicht zeigte sich ein Ausdruck der Verblüffung. Dann tauchte auf dem Brustteil seiner Jacke ein dunkler Fleck auf. In Panik drückte Jane wieder ab, und wieder, und ein drittes Mal. Die ersten beiden Schüsse verfehlten ihr Ziel, doch der dritte Schuß schien Jean-Pierre an der Schulter getroffen zu haben. Er drehte sich um die eigene Achse und fiel dann, mit dem Gesicht nach vorn, durch die offene Tür hinaus. Dann war er verschwunden. Ich habe ihn getötet, dachte Jane. Zuerst durchströmte sie ein Gefühl wilden Triumphes. Er hatte versucht, sie in seine Gewalt zu bekommen und zu seiner Sklavin zu machen. Er hatte sie gejagt wie ein Tier. Er hatte sie getäuscht, hatte sie geschlagen. Und jetzt hatte sie ihn getötet. Dann wurde sie überwältigt von plötzlichem Kummer. Sie setzte sich auf den Boden der Kabine und schluchzte. Auch Chantal begann zu weinen, und beschwichtigend wiegte Jane das Baby in ihren Armen. Wie lange sie so saß, wußte sie nicht. Schließlich stand sie auf und ging nach vorn zum Pilotensitz.

»Alles in Ordnung?« rief Ellis. Sie nickte und versuchte ein Lächeln. Ellis erwiderte das Lächeln und deutete auf einen Anzeiger im Instrumentenbrett. »Sieh nur - volle Tanks!« Sie küßte ihn auf die Wange. Eines Tages würde sie ihm sagen, daß sie Jean-Pierre erschossen hatte, aber nicht jetzt.

»Wie weit ist es bis zur Grenze?« fragte sie.

»Weniger als eine Stunde. Und sie können niemand hinter uns herschicken, weil wir ihr Funkgerät haben. Wir haben es geschafft!« Jane blickte nach vorn durch die Panoramascheiben. Unmittelbar voraus sah sie die schneegekrönten Gipfel der Berge, die sie hätte überwinden müssen. Ich glaube ich hätte mich in den Schnee gelegt, um zu sterben. Ellis' Gesicht hatte einen sehnsüchtigen Ausdruck.

»Woran denkst du?« fragte sie ihn.

»Ich denke daran, wie gut mir jetzt ein Roastbeef-Sandwich schmecken würde, mit Salat und Tomate und Mayonnaise auf Vollkornbrot«, sagte er, und Jane mußte lächeln. Chantal bewegte sich unruhig und begann auf einmal lauthals zu schreien. Ellis streckte eine Hand nach ihr und streichelte das rosafarbene Bäckchen. »Sie hat Hunger«, sagte er.

»Ich werde in die Kabine zurückgehen und sie anlegen«, sagte Jane. Sie setzte sich auf die Bank, knöpfte ihre Jacke und ihr Hemd auf und stillte ihr Baby, während der Hubschrauber der aufgehenden Sonne entgegenflog.

## 20

1983

ZUFRIEDEN GING JANE zu Ellis' Auto, das in der Auffahrt geparkt war, und setzte sich auf den

Beifahrersitz. Es war ein erfolgreicher Nachmittag gewesen. Die Pizzas hatten ausgezeichnet geschmeckt, und Petal war von dem Film *Flashdance* hingerissen gewesen. Zuerst hatte Ellis sich sehr unbehaglich gefühlt bei dem Gedanken, seine Tochter mit seiner Freundin bekannt zu machen, doch Petal wirkte wie verzaubert von der inzwischen sechs Monate alten Chantal. Ellis war darüber so glücklich gewesen, daß er, als sie Petal nach Hause brachten, einen Vorschlag machte: Jane könne doch auf einen Sprung mit ins Haus kommen, um Gill guten Tag zu sagen. Gill hatte sie ins Haus gebeten und sich wegen Chantal kaum zu fassen gewußt. So war es gekommen, daß Jane an einem einzigen Nachmittag nicht nur Ellis' Tochter, sondern auch seine frühere Frau kennengelernt hatte. Ellis —Jane konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, daß er eigentlich John hieß, und sie hatte beschlossen, ihn auch weiterhin Ellis zu nennen - Ellis also setzte Chantal jetzt auf den Rücksitz und stieg vorn ein. »Nun, was denkst du?« fragte er, als sich das Auto in Bewegung setzte.

»Du hattest mir nicht gesagt, daß sie hübsch ist«, sagte Jane.

»Petal ist hübsch?«

»Ich meinte Gill«, sagte Jane mit einem Lachen.

»Ja, sie ist hübsch.«

»Es sind sehr nette Menschen, und sie haben's nicht verdient, mit einem wie dir in einen Topf geworfen zu werden.« Sie wollte ihn aufziehen, doch er nickte ernst. Jane lehnte sich zur Seite, näher zu Ellis, und legte eine Hand auf seinen Oberschenkel.

»Aber ich habe doch nur Spaß gemacht«, sagte sie.

»Es ist aber trotzdem wahr.« Für eine Weile schwiegen beide. Es war auf den Tag genau sechs Monate her, seit

sie aus Afghanistan entkommen waren. Ab und zu geschah es, daß Jane ohne ersichtlichen Grund in Tränen ausbrach, doch sie hatte keine Alpträume mehr, in denen sie immer und immer wieder Jean-Pierre erschöß. Außer Ellis und ihr wußte niemand, was wirklich geschehen war — Ellis hatte sogar, was Jean-Pierres Tod betraf, seine Vorgesetzten angelogen. Jane ihrerseits war zu dem Entschluß gekommen, Chantal später einmal zu erzählen, daß ihr Vater in Afghanistan im Krieg umgekommen sei. Mehr nicht. Statt die Richtung zur City einzuschlagen, manövrierte Ellis das Auto durch eine Reihe von Nebenstraßen und hielt schließlich bei einem unbebauten Grundstück, von wo aus man Ausblick auf das Wasser hatte.

»Was willst du hier?« fragte Jane. »Schmusen?«

»Hätte nichts dagegen. Aber eigentlich möchte ich mit dir reden.«

»Okay.«

»Es war ein schöner Tag.«

»Ja.«

»Petal war heute viel entspannter mir gegenüber als je zuvor.«

»Und aus welchem Grund?«

»Ich habe da eine Theorie«, sagte Ellis. »Es gibt zwei Gründe dafür - dich und Chantal. Jetzt, wo ich Teil einer Familie bin, stelle ich für sie, was ihr Heim und ihr gewohntes Leben betrifft, keine Bedrohung mehr dar. Jedenfalls glaube ich, daß es so ist.«

»Für mich klingt das überzeugend. Ist es das, worüber du mit mir sprechen wolltest?«

»Nein.« Er zögerte. »Ich werde nicht länger für die CIA arbeiten.« Jane nickte. »Das freut mich, freut mich sehr«, sagte sie voller Überzeugung. Es war mehr oder minder

das, was sie sich erhofft hatte. Er wollte einen Schlußstrich ziehen, gleichsam ein neues Buch aufschlagen »Die Mission in Afghanistan ist im wesentlichen beendet«, fuhr er fort. »Masuds Ausbildungsprogramm läuft an, und die erste Lieferung haben die Rebellen inzwischen auch erhalten. Masud ist so stark, daß er mit den Russen über Winter einen Waffenstillstand aushandeln konnte.«

»Gut!« sagte Jane. »Ich bin für alles, was zur Feuerpause führt.«

»Während ich in Washington war und du in London, hat man mir einen anderen Job angeboten. Es ist etwas, was mir wirklich zusagt, außerdem ist die Bezahlung gut.«

»Worum handelt es sich?« fragte Jane interessiert.

»Es ist ein Job bei der neugeschaffenen Special Task Force gegen das organisierte Verbrechen.« Jane spürte ein Stechen in der Herzgegend: Angst. »Ist es gefährlich?«

»Nicht für mich. Ich bin inzwischen zu alt für den aktiven Dienst. Es wird meine Aufgabe sein, andere Agenten an den entsprechenden Stellen einzusetzen.« Jane spürte, daß er nicht ganz aufrichtig zu ihr war. »Sag mir die Wahrheit, du Halunke!« verlangte sie.

»Nun, es ist wesentlich weniger gefährlich als das, was ich bisher gemacht habe, allerdings nicht ganz so sicher wie die Leitung eines Kindergartens.« Sie lächelte ihn an. Jetzt wußte sie, worauf es hinauslief, und es machte sie glücklich. Er sagte: »Ich werde von hier aus operieren, also in New York bleiben.« Ein wenig verdattert fragte sie: »Wirklich?«

»Warum bist du so überrascht?«

»Weil ich mich bei den Vereinten Nationen um einen Job beworben habe. Hier in New York.«



»Davon hast du mir ja gar nichts gesagt!« kritisierte er, offensichtlich gekränkt.

»Hast du mir vielleicht etwas von deinen Plänen verraten?« erwiderte sie empört.

»Ich erzähl's dir ja jetzt.«

»Und ich erzähl's dir jetzt.«

»Aber ... hättest du dich von mir getrennt?«

»Warum sollten wir dort leben, wo du arbeitest? Warum nicht dort, wo ich arbeite?«

»In dem Monat, in dem wir nicht zusammen waren, habe ich ganz vergessen, wie verdammt empfindlich du bist, meine Teuerste«, sagte er eigensinnig.

»Allerdings.« Sie schwiegen. Schließlich sagte Ellis:

»Nun ja, jedenfalls ... also wo wir beide in New York leben werden ...«

»Sollten wir uns einen gemeinsamen Haushalt teilen?«

»Ja«, sagte er zögernd. Plötzlich tat es ihr leid, die Selbstbeherrschung verloren zu haben. Er war ja nicht eigentlich rücksichtslos, sondern nur unverständig, ein wenig schwer von Begriff. Sie hatte ihn beinahe verloren, dort in Afghanistan, und sie würde nie wieder sehr lange auf ihn böse sein können, weil sie sich immer wieder daran erinnern würde, wie groß ihre Angst gewesen war, daß sie für alle Zeit und unwiderruflich voneinander getrennt werden könnten. Und nie würde sie vergessen können, wie unbeschreiblich glücklich sie gewesen war, daß sie zusammengeblieben waren und nach einer alptraumhaften Flucht gemeinsam überlebt hatten.

»Okay«, sagte sie mit sanfterer Stimme. »Dann laß uns also einen gemeinsamen Haushalt teilen.«

»Eigentlich ... hatte ich gedacht... daß wir's am besten offiziell machen. Falls du willst.« Es war genau das,

worauf sie gewartet hatte. »Offiziell?« fragte sie, als ob sie nicht verstünde.

»Ja«, sagte er verlegen. »Ich meine, wir könnten ja heiraten. Wenn du willst.« Sie lachte vergnügt. »Tu's richtig, Ellis!« sagte sie. »Mach mir einen Heiratsantrag!« Er griff nach ihrer Hand. »Jane, mein Schatz, ich liebe dich. Willst du mich heiraten?«

»Ja! Ja!«, sagte sie. »So bald wie möglich! Übermorgen! Nein, morgen! Ach was, heute! Sofort!«

»Danke«, sagte er. Sie beugte sich zu ihm und küßte ihn.

»Ich liebe dich auch.« Sie saßen schweigend und hielten sich bei den Händen, während sie den Sonnenuntergang beobachteten. Es ist eigenartig, dachte Jane, doch Afghanistan erscheint mir jetzt unwirklich, wie ein böser Traum, eindringlich zwar, dabei aber nicht mehr beängstigend. Deutlich erinnerte sie sich an die Menschen — an Abdullah, den Mullah, und an Rabia, die Hebamme, an den hübschen Mohammed und die sinnliche Zahara und die treu ergebene Fara - doch die Bomben und die Hubschrauber, die Angst und die Strapazen, sie verblichen in der Erinnerung mehr und mehr. Nun kommt das eigentliche Abenteuer, fühlte sie: zu heiraten und Chantal großzuziehen und die Welt für unsere Tochter zu einem Ort zu machen, an dem es sich besser und sicherer leben läßt. Jeder von uns muß seinen Teil dazu beitragen.

»Wollen wir fahren?« fragte Ellis.

»Ja.« Sie drückte seine Hand, ließ sie dann los. »Wir haben eine Menge zu tun.« Er ließ den Motor an, und sie fuhren zurück in die Stadt.